



Eine stumme Generation berichtet

Frauen der dreißiger
und vierziger Jahre

Herausgegeben von
Gisela Dischner

Fischer
Die Frau in der Gesellschaft



Die Frau in der Gesellschaft – Texte und Lebens-
geschichten

Herausgegeben von Gisela Brinker-Gabler

Die Reihe *Texte und Lebensgeschichten* veröffentlicht Materialien und Erfahrungsberichte zum Thema Frauenalltag und Frauenbewegung im 19. und 20. Jahrhundert.

Diese autobiographischen Lebensberichte von Frauen geben Einblick in den weiblichen Alltag der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, über den wir heute noch viel zu wenig wissen. Gisela Dischner, die Herausgeberin dieses Bandes, hat Frauen, die jene Zeit miterlebten, aufgefordert, von heute aus zurückzublicken auf ihr Leben und die Ereignisse damals, von denen wir soviel gehört und doch bisher so wenig Persönliches erfahren haben. Die Autorinnen geben Antwort auf die Fragen: Was bedeutete es damals, Mädchen oder Frau zu sein? Welche Träume verbanden sich mit der faschistischen Idealisierung der Frau und Mutter?

Fischer
Die Frau in der Gesellschaft



Originalausgabe

ISBN 3-596-23727-0

DIE FRAU IN DER GESELLSCHAFT TEXTE UND LEBENSGESCHICHTEN

Herausgegeben von Gisela Brinker-Gabler

Die Reihe «Texte und Lebensgeschichten» veröffentlicht Materialien und Erfahrungsberichte zum Thema Frauenalltag und Frauenbewegung im 19. und 20. Jahrhundert. Sie stellt diese Aussagen über weibliches Leben, Arbeiten und Denken in den Zusammenhang mit den aktuellen Diskussionen in der Frauenbewegung heute.

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

Originalausgabe
Fischer Taschenbuch Verlag
Juli 1982
Umschlaggestaltung: Susanne Berner
Umschlagfoto: Privat; Reproduktionsvorlage: G. Keim
Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1982
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany
980-ISBN-3-596-23727-0

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

ZU DIESEM BUCH

Diese autobiographischen Lebensberichte von Frauen geben Einblick in den weiblichen Alltag der dreissiger und vierziger Jahre, über den wir heute noch viel zu wenig wissen. Gisela Dischner, die Herausgeberin dieses Bandes, hat Frauen, die jene Zeit miterlebten, aufgefordert, von heute aus zurückzublicken auf ihr Leben und sozusagen ein lautes Selbstgespräch zu führen über die Zeit damals, von der wir so viel hören und doch so wenig Persönliches. Denn diese Frauengeneration hat nicht gelernt, über Beziehungen und private Probleme öffentlich zu sprechen.

Das Spektrum ist absichtlich breit: Es reicht von Eva, die zum BDM ging, um endlich der Familie zu entinnen, bis zu Erna Nelki, deren sozialistische Erziehung in der Berliner Karl-Marx-Schule begann, die in der englischen Emigration als Nazi verdächtige mit wirklichen Nazis im englischen Gefängnis sass und später im Internierungslager eine Schule aufbaute; das Spektrum reicht von den Erfahrungen einer lesbischen Frau, die ein dauerndes Versteckspiel in der bürgerlichen Welt spielen musste, bis zu französischen Emigrantinnen, die Christine Woesler und Xiane Germain interviewten.

DIE HERAUSGEBERIN

Gisela Dischner ist Professorin für neuere deutsche Literatur an der Technischen Hochschule Hannover.

Sie veröffentlichte u.a.: *Poetik des modernen Gedichts*. Zur Lyrik von Nelly Sachs, Bad Homburg 1970; *Ursprünge der Rheinromantik in England*. Zur Geschichte der romantischen Ästhetik, Frankfurt a. M. 1972; *William Beckford: Der Kalif von Vathek*; Ein Schauerroman aus dem Britischen Empire, Berlin 1976; *Bettina von Arnim*. Eine weibliche Sozialbiographie aus dem 19. Jahrhundert, Berlin 1977, 1978 (ital. Ausgabe 1979); *Caroline und der Jenaer Kreis*. Ein Leben zwischen bürgerlicher Vereinzelung und romantischer Geselligkeit, Berlin 1979; Tagebuch, Tübingen 1981 (Konkursbuch); *Über die Unverständlichkeit*. Aufsätze zur neueren Dichtung, Hildesheim 1981. Sie gab heraus: *Romantische Utopie – utopische Romantik*, Hildesheim 1979 (gern, mit R. Faber); Friedrich Schlegels *Lucinde* und *Materialien zu einer Theorie des Müsiggangs*, Hildesheim 1980.

Folgende Bände sind in der Reihe
TEXTE UND LEBENSGESCHICHTEN

bisher erschienen:

«Zur Psychologie der Frau», hrsg. von Gisela Brinker-Gabler (Bd. 2045); «Frauenarbeit und Beruf», hrsg. von Gisela Brinker-Gabler (Band 2046); «Frau und Sport», hrsg. von Gertrud Pfister (Band 2052); «Frau und Musik», hrsg. von Eva Rieger (Band 2257); «Frauen gegen den Krieg», hrsg. von Gisela Brinker-Gabler (Band 2048); «Frauenemanzipation und Sozialdemokratie», hrsg. von Horst Niggemann (Band 2261); «Frau und Gewerkschaft», hrsg. von Gisela Losseff-Tillmanns (Bd. 2260); «Fanny Lewald, Meine Lebensgeschichte», hrsg. von Gisela Brinker-Gabler (Band 2047); «Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten», von Maria Wagner (Band 2051); «Toni Sender, Autobiographie einer deutschen Rebellin», hrsg. von Gisela Brinker-Gabler (Band 2044); «Rahel Sanzara». Eine Biographies von Diana Orendi-Hinze (Band 2258).

In Vorbereitung: «Frau und Religion», von Elisabeth Moltmann-Wendel; «Frau und Sexualität», hrsg. von Marie-Louise Janssen-Jurreit; «Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung», Louise Otto-Peterss von Ruth-Ellen Boetcher Joeres; «Kämpferin für den Frieden», Bertha von Suttner, hrsg. von Gisela Brinker-Gabler; «Frauen im Widerstand 1933-1945». Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, von Gerda Szepansky; «Nicht mehr lieblich schweigen», Rahel Varnhagen: Weibliche Selbstdarstellung in Briefen, hrsg. von Renate Neumann.

Inhalt

Vorbemerkung	9
Einleitung	11

Lebensberichte

ERNA NELKI	
Autobiographie einer politischen Emigrantin	29
Im englischen Frauenlager auf der Insel Man	63
MIRO SCHÖNBERG	
«Die Garbo für die Seele, die Dietrich für den Bauch» Lesbisch-Sein vor der Frauenbewegung	70
IRA RISCHOWSKI	
Wie ich Ingenieur wurde.....	87
VERONICA BESSMANN	
Die Geschichte der Tamara S	112
EVA-MARIA ABIGAIL	
Eine ganz normale Geschichte	121

Anhang

CHRISTINE WOESLER DE PANAFIEU, XIANE GERMAIN	
Wie Frauen Kriege bewältigten Gespräche mit der Generation unserer Grossmütter	
I. Geschichte von Frauen-Frauengeschichte	155
Warum wir uns mit alten Frauen beschäftigt haben .	155
Mit welchen Frauen wir gearbeitet haben	159
II. Gespräche über Krieg	163
Frageleitfaden	163
Berichte: Olga Varni; Françoise H.; Jeanne Humbert; Aline Lucas; Madeleine Dissais; Madame Lehmann . .	164

III.	Und was lernen wir daraus?.....	197
IV.	Methodische Überlegungen zur Erarbeitung von Frauengeschichte.....	209
	Abarbeitung statt Ausfragen.....	209
	Weniger ist mehr oder das Problem der Repräsentativität	211
	Prozess als Resultat	211
	Betroffenheit und Wirklichkeit	212
	Subjektivität ist objektiv	213
V.	Zu welchen Ergebnissen wir gekommen sind . . .	215

Vorbemerkung

Diese weiblichen Autobiographien sind geschrieben von Frauen, deren Beruf nicht das Schreiben ist. Es sind *Lebensgeschichten*, die inzwischen Geschichte sind. Wir lesen vom weiblichen Alltag der dreissiger und vierziger Jahre, über den wir sehr wenig wissen, *wir*, die Generation der Studentenbewegung, von der die spezifische Färbung der Frauenbewegung heute bestimmt ist. Während unsere und die nächste Generation sehr viel zu Wort kommen, ist diese Generation (soweit es sich nicht um berufsmässige Schriftstellerinnen handelt) *stumm*.

Sie ist stumm und kaum jemand ermuntert sie zum Reden und zum Schreiben, obwohl sie uns so viel zu sagen hätte! Dieser Band soll *auch* (und darauf reflektieren Christine Woesler und Xiane Germain mit ihrer Interviewerfahrung im Anhang) dazu aufmuntern, diese Frauen zum Sprechen und zum Schreiben zu bringen. Und zwar nicht unter dem ausschliesslich ideologiekritischen Aspekt (*Entlarvungen* haben wir genug), sondern unter dem Aspekt: Was bedeutete es damals, Mädchen oder Frau zu sein? Welche Träume verbanden sich mit der faschistischen Idealisierung der ‚Frau und Mutter‘? Wäre darüber mehr bekannt, dann könnte es heute weniger naive Rückfälle in den Glauben an die Frau als *Naturwesen* geben. (Rückfälle, die *in* der Frauenbewegung passieren und leider nur zu gut der politischen Restauration sich einfügen, gegen die sie offiziell kämpft.)

Gisela Dischner

Einleitung

«Me-ti sagte: Jeder möge sein eigener Geschichtschreiber sein, dann wird er sorgfältiger und anspruchsvoller leben.»

Bertolt Brecht

«Die Nähe hinter und vor uns regt uns gleich stark an. Was wir vergessen, das töten wir, wessen wir gedenken, das beleben wir. Was uns vergisst, das tötet uns. Jede Sehnsucht ist Begierde zu bilden, zu gebären, jede Erinnerung ist eine Wiedergeburt.»

Clemens Brentano an seine Schwester Bettina

«Alle diese beziehung~~en~~ zwischen frauen, dachte ich... sind zu simpel. So viel ist ausgelassen worden, unversucht geliebt. Und ich versuchte, mich an jeden fall meiner bisherigen lektüre zu erinnern, in dem zwei frauen als freundinnen dargestellt werden... Hier und da sind sie mutter und tochter. Aber fast ausnahmslos werden sie in ihrer beziehung zu männern dargestellt. Es war seltsam zu denken, dass bis zurzeit von Jane Austen all die grossen frauen in fiction nicht nur ausschliesslich mit den augen des anderen geschlechts gesehen wurden, sondern auch ausschliesslich in ihrer beziehung zum anderen geschlecht...»

Virginia Woolf, Ein Zimmer für sich allein

«Das wunderbarste, das ewige Phänomen, ist das eigene Dasein. Das grösste Geheimnis ist der Mensch sich selbst – Die Auflösung dieser unendlichen Aufgabe in der Tat ist die Weltgeschichte. Begreifen werden wir uns also nie ganz; aber wir werden und können uns selbst weit mehr als begreifen.»

Novalis, Blütenstaubfragment

«Wann wird Fraulichsein endlich herrlich sein?»

Angela Gleiberg, Nachtseufzer

Dieses Buch besteht aus zwei Teilen: der erste, grössere Teil besteht aus autobiografischen Lebensberichten, die von fünf Frauen geschrieben wurden, drei davon anonym, zwei (die Berichte der Emigrantinnen Erna Nelki und Ira Rischowski) unter dem wirklichen Namen der Autorinnen.

Der zweite Teil besteht aus einer Auswahl eines grossangelegten Interviewprojekts von Christine Woessler und Xiane Germain und greift auf die Generation der Grossmütter zurück,

während es sich beim ersten Teil um die Generation meiner Mutter handelt (ich selbst gehöre zur selben Generation wie Christine Woesler und Xiane Germain).

An der Verschiedenheit der Teile wird man den Unterschied der Methode bemerken: Es ist etwas ganz anderes, jemanden (mit einem Tonbandgerät zur Aufzeichnung) zum Sprechen als jemanden zum Schreiben zu bringen. Gegen das eigene Aufschreiben, so meine Erfahrung mit dem Projekt, gibt es sehr viel mehr Widerstand als gegen das Sprechen, vor allem, wenn es darum geht, zum ersten Mal von *sich* etwas aufzuschreiben, und zwar öffentlich.

Dass drei der fünf Frauen ihr Pseudonym wahren wollen, zeigt die Richtung dieser Schwierigkeit: Die Generation unserer Mütter, ausgenommen beruflich schreibende Frauen, hat es nicht gelernt, das eigene Leben für wichtig genug zu halten, dass es sich lohnen könnte, für *andere* (vom verschlossenen Tagebuch abgesehen) dieses Leben aufzuschreiben. Sie hat auch nicht gelernt, über Beziehungen und *private* Probleme öffentlich zu sprechen, wie es für uns immer selbstverständlicher wird; nein, im Gegenteil, über solche Probleme wurde nicht einmal im *privaten* Rahmen der Familie gesprochen, ausser im äussersten Konfliktfall (dafür ist der Bericht der Eva Maria Abigail am aufschlussreichsten). Sexualität und Beziehungsfragen waren für diese Generation immer noch, wie Christine Woesler und Xiane Germain von der Generation der Grossmütter schreiben, *tabuisierte Themen*. Eine Ausnahme bildet Erna Nelki, die an der Karl-Marx-Schule in Berlin eine sexuell freie Erziehung genoss, was allerdings, wie sie schreibt, sich praktisch noch nicht ganz auswirkte (das tabuisierte *Gesamtklima* spielt eben doch eine grosse Rolle).

Dass Miro Schönberg in der gleichen Grossstadt Berlin zur gleichen Zeit völlig anders erzogen wurde, wirkte sich bei ihrer homoerotischen Neigung tragisch aus (im Kreis der Karl-Marx-Schule wäre mit dieser Tatsache anders umgegangen worden). So aber war Miro Schönberg ein Opfer der gleichen bürgerlichen Doppelmoral (die sie besonders deutlich beschreiben kann, weil sie dauernd damit konfrontiert war), die schon Eva-Maria Abigail die Familie fliehen liess; allerdings in verschiedene Richtungen: Eva Maria floh *aus* der Familie zum BDM, zum nationalsozialistischen Bund deut-

scher Mädchen (wo sich jedoch die ganze Familienheuchelei wiederholte), von wo sozusagen ein Geruch von *Freiheit und Abenteuer* ausging für wohlbehütete Töchter, während Miro Schönberg, frühreif geschärft auch gegen jede Form politischer Repression, aus dieser Richtung existenzielle Bedrohung erlebte: Bei einer nationalsozialistischen Razzia in einem Lesbenlokal wurde sie festgenommen und in entwürdigender Weise nach ihren homoerotischen Beziehungen ausgefragt. In diesem Zusammenhang hörte sie von Homosexuellenlagern – so empfand sie die *neuen Machthaber* eher als lebensbedrohend denn als attraktiv. Sie erlebte verstärkt ihre psychische Randexistenz und hatte nur im Vorspiegeln falscher Tatsachen, im Spielen einer *bürgerlichen* Rolle die Chance, in Ruhe gelassen zu werden. Wie traumatisch ein solches Leben sein muss, zeigt die Tatsache, dass sie noch, heute anonym bleiben will; das Anonym-bleiben-Wollen von Frau Bessmann und Eva Maria Abigail hat andere Gründe: sie wollen die noch lebenden Mitglieder der Familien schonen, über die sie sehr offen und kritisch nur schreiben können, wenn sie nicht genannt werden.

Wie schwer es fällt, über die eigene Beziehungsproblematik unabgedeckt zu sprechen, zeigt die Tatsache, dass ich mit Erna Nelki (die ich gut kenne) nach ihrem ersten Bericht nochmals sprach, um sie zu bewegen, persönlicher zu schreiben. Die politischen Ereignisse (fraglos sehr wichtig), deren Mittelpunkt sie teilweise wurde, erlaubten ihr gute Rationalisierungen, das *Persönliche* (das «ja nicht so wichtig ist») in den Hintergrund treten zu lassen. «*Wie hast du das erlebt, was hat dir das bedeutet*», fragte ich sehr eindringlich, bevor Erna überhaupt anfang, *sich selbst* wichtig zu nehmen. Sie hatte es gelernt, sich über den Mann und die Familie zu definieren. Da war es schon ein grosser Schritt zur Befreiung, sich über die politische Arbeit und den Beruf zu definieren, wie das Ira Rischowski am deutlichsten tut. Aber den Schritt, das Persönliche als etwas Politisches zu begreifen, tat im grösseren Umfang erst meine Generation, die Generation der *Studentenbewegung*, aus der die *jetzige* Frauenbewegung entstanden ist; dass Erna Nelki in der Karl-Marx-Schule die Voraussetzungen davon erlebte, ist eine grosse Ausnahme. Wie erstaunt war sie auch, als Wilhelm Reichs *Sexuelle Revolution* von unserer Generation aus den Bibliotheksfächern der Vergessenheit

entrissen wurde, jener Reich, den die Kommunistische Partei aus ihren Reihen geworfen hatte, nach dem Erscheinen seiner *Massenpsychologie des Faschismus*, in der er die psychischen Voraussetzungen des Faschismus in der kleinbürgerlichen Sexualunterdrückung untersuchte. Das Ehepaar Nelki kannte Wilhelm Reich und hielt ihn doch für ein wenig abwegig, trotz der Debatten über sexuelle Emanzipation innerhalb ihrer weniger dogmatischen Kreise. Für Erna Nelki ist es ein neuer Schritt zur Befreiung gewesen, über ihre Ehekrise, Trennungsängste, emotionalen Verunsicherungen öffentlich (ohne Pseudonym) zu schreiben. Ihre Kinder nehmen sie neu wahr, näher, als selbständige Frau mit einem politisch und emotional interessanten und aufregenden Leben und weniger in der *Rolle* und *Funktion* als sorgende Mutter. Ich denke, diese Methode könnte exemplarisch wirken und den Dialog zwischen den Generationen lebendiger machen.

Dieser Dialog ist in der BRD eher durch die faschistische Vergangenheit ausgeblieben als durch theoretische Differenzen in der Auffassung über Sexualität, Ehe, Kinderkriegen oder das Leben in Wohngemeinschaften. Wir sollten die Fragen nach dem faschistischen *Alltag* heute stellen.

Heute wissen unsere Mütter, dass die faschistischen Ideale der Frau im Heim am Herd und als Mutter kräftiger Soldaten durchaus gekoppelt wurden mit der Wirklichkeit der Frau als billiger Arbeitskraft, die aus qualifizierten Berufen verdrängt wurde, die sie gerade im Begriff war, sich zu erkämpfen: Im Rahmen der gesetzlichen Kampagne zur *Bekämpfung des Doppelverdienertums* wurde es Frauen nach der Machtübernahme verboten, als Richterinnen zu amtieren, verheiratete Beamtinnen wurden aus dem öffentlichen Dienst entfernt, viele Ärztinnen konnten nicht mehr praktizieren, die Zahl der Studentinnen wurde 1936 auf 10% gedrückt, die Frauenbewegung, in der Weimarer Republik zu einer nicht mehr zu übersehenden Macht angewachsen, wurde zersplittert und den nationalsozialistischen Frauenorganisationen (Frauenschafter, Frauenfront) einverleibt. Kate Millett betont, dass die feministischen Organisationen eine Gefahr für den Nationalsozialismus bedeuteten, denn sie waren zu einem grossen Teil «pazifistisch, international und sozialistisch» (Millett, S. 214), weshalb ihre Liquidierung oder Einverleibung in die Nazibewegung ein Hauptanliegen Hitlers war.

«Die Rolle, die den Frauen im Deutschland Hitlers zugeschrieben wurde, beschränkte sich auf äusserste Hingabe an Mutterschaft und Familie, und doch... mussten die Frauen später als Fabrikarbeiterinnen die deutsche Kriegsmaschinerie in Gang halten... Trotz all der dröhnenden Propaganda für Ehe, heilige Mutterschaft und Heim, stieg die Zahl der arbeitenden Frauen und sogar der arbeitenden Mütter seit 1933 ständig an.» (Millett: 214f).

Im faschistischen Italien verkündete Mussolini die Frau- und Mutterschaftsideologie und ging dabei von den *natürlichen* Eigenschaften der Frau aus (passiv, hingebungsvoll, dienend, unkreativ-rezeptiv, mütterlich, weich etc.), von denen aus er ihre Stellung am *heimischen Herd* begründete, ausserhalb jeder Berufssphäre:

«Man muss sich davon überzeugen, dass die Arbeit, die bei der Frau den Verlust ihrer weiblichen Eigenschaften herbeiführt, beim Mann eine sehr starke körperliche und moralische Manneskraft zur Folge hat. Eine Manneskraft, der die Maschine beispringen sollte.» (zit. n. Macciocchi, S.44f).

In Italien fällt die Mutterschaftsideologie heute noch auf *fruchtbaren Boden* – Mama und Mutter Erde, Ödipus und Vater Maschine. In die Politik gehörten Frauen schon gar nicht, aber für politische Propaganda brauchte sie der *Führer* wie der *Duce* Mussolini:

«Doch die Frauen durften keine Politik machen; sie sollten das Megaphon des Duce sein, basta. Ihre Militanz sollte eine absolute geistige Selbstaufgabe sein» (Macciocchi, S. 71).

Der Faschismus, behandelte die Frauen als Agentinnen des Patriarchats. Ihre wahre Aufgabe sollte darin bestehen, ihre Töchter zur Unmündigkeit, das heisst zu Dienerinnen des Mannes zu erziehen und ihnen jede Selbständigkeit als *Unweiblichkeit* abzugewöhnen. Von daher erklärt sich das besonders ambivalente Verhältnis zwischen diesen beiden Generationen. Mit dem Zusammenbruch des Faschismus war diese Ideologie nicht zusammengebrochen, aber die masochistische Lust der Unterwerfung unter jede Form und Repräsentation der Macht – von Männern und Frauen blieb. So wurde geschichtlich Platz für das, was wir die *antiautoritäre Bewegung* nennen, auf welche die meisten Mütter (und die meisten Bürger allgemein) verunsichert bis

aggressiv reagierten; verunsichert, weil sie nicht mehr ungebrochen die alten Werte dagegensetzen konnten; aggressiv, weil sie alles das heimlich erhofft und vergeblich ersehnt hatten (von der *Bewegung*), was sich die *Kinder* ungefragt nun erfüllten.

Insofern ist dieses Buch nicht typisch für die Fragestellung nach der Zugehörigkeit zum Faschismus, denn mit ihm hat sich von den Autorinnen keine langfristig positiv identifiziert (auch Eva-Maria Abigail wurde im BDM bald ernüchtert). Sehr bald fühlten sich die Autorinnen als Opfer dieser Bewegung, und die beiden Emigrantinnen (Erna Nelki/Ira Rischowski) waren aktive Widerstandskämpferinnen. Die Frauen, mit denen Christine Woesler und Xiane Germain sprachen, lebten und leben in Frankreich, sind entweder Emigrantinnen oder geborene Französinen, also von daher mehr oder weniger ausgesprochene Antifaschistinnen (eine Anhängerin der Vichyregierung ist nicht unter ihnen).

Aber ebensowenig sind die Autorinnen in den dreissiger und vierziger Jahren aktive Feministinnen gewesen. Eher spürt man jetzt, im Alter, eine aktiv-feministische Kraft (bei den Emigrantinnen vor allem), *nachdem* die Familie, weil die Kinder erwachsen sind, nicht mehr die Hauptrolle spielt und auch nicht mehr der *Beruf*, da sie teilweise schon pensioniert sind. Das Verblüffende ist, dass diese Frauen, weil sie ihr Leben lang *politisch* bewusst waren und sich *beruflich* in einer von Männern dominierten Welt durchsetzten, diese aktiven Kräfte heute deutlich für ihre eigene Selbstverwirklichung entfalten – dies ist auch aus dem Engagement spürbar, mit dem sie ihre Autobiographie aufschreiben und im Vorgang des Schreibens nochmals auf all das reflektieren, was sie geprägt und was ihren Lebensweg bestimmt hat. Dazu gehört der Faschismus als grausamster Höhepunkt des Patriarchats, das aufgebaut ist auf der Unterdrückung der inneren und äusseren Natur; das faschistische Prinzip absoluter Herrschaft wird hier am deutlichsten.

Der Kampf dagegen kann nicht geschlechtsspezifisch geführt werden, weil er quer durch die Geschlechter geht. Die Krankenschwester in dem Film *Einer flog übers Kuckucksnest* ist eine schlimmere Agentin des Patriarchats als mancher männliche Vertreter: denn ihrer sorgend-mütterlichen Kon-

trolle ist das Unbewusste des Patienten mehr ausgeliefert als jeder äusseren-gewalttätigen Kontrolle. Wir müssen den Faschismus auch *in* uns bekämpfen, denn es wäre eine Illusion zu denken, er habe uns nicht mitgeprägt, auch, wenn wir ihn nicht mehr *erlebt* haben wie unsere Mütter, er steckt in jedem Winkel, in dem die Autorität sich aufrichtet, sei es als Mutter, Vater, Partei, Kirche, Staat, Lehrer, Chef, Meister, philosophisch rundes System. Er steckt in der Partei, die Wilhelm Reich 1934 ausschloss, nicht weniger als in der preussischen Disziplin mancher Antifaschisten. Die genaueste Erinnerung der Geschichte, und zwar vor allem des geschichtlichen Alltags, ist nötig, um die subtilsten Herrschaftsformen des Patriarchats auf allen Ebenen zu erkennen; und um die unsichtbarsten Gesten des Widerstandes dagegen auch im geschichtlichen Alltag und im vergangenen Geschehen zu entdecken und davon zu lernen.

Peter Brückner beschreibt in seiner Autobiographie sehr präzise, wie der faschistische Alltag von ihm Besitz ergriff: Jenes Gefühl der Enge, auch im *Privaten*, das wir aus den Notizen der Autorinnen spüren. *Enge* und *Angst* haben dieselbe Wortwurzel. Mit der Enge wuchs die Angst, die Angst zu ersticken.

«Im ‚Medium der Kontrolle‘ wird die Luft zum Atmen zu knapp» (Brückner, S. 47) –,

das dauernde Gefühl *big brother is watching you* (die heutige *Rasterfahndung* und Computer-Kontrolle ist unsichtbarer, nicht etwa ungefährlicher).

Peter Brückner war damals ein halbwüchsiger Junge, 1938 erst sechzehn Jahre alt, die Mischung aus Rebellion und halb-bewusster Affirmation mag für manche, die älter waren und emigrierten, dennoch vertraut klingen:

«Das Netz von Verhaltenszwängen wurde dichter geknüpft. Meine Geschicklichkeit, Nischen aufzufinden, also zu verschwinden, mich zeitweise unsichtbar zu machen, fand einen kräftigen Gegner in der kriminellen Energie, mit der die Autoritäten versuchten, mich aufzustoßern ... Die soziale Kontrolle wurde universal, sie war ein Medium, keine Massnahme mehr... Der rebellische Gestus, vage wie er war, wurde uns ausgetrieben... Die Hitlerjugend wurde *verschult* und die Schule zum *Dienst* ...Es *gab keine Räume mehr, leer von Macht*» (Brückner, S. 44 f).

Diese *Innengeschichte des Faschismus* ist noch kaum geschrieben worden, weder von Männern noch von Frauen. Auch der Kampf gegen den Faschismus, die Deformationen, Verletzungen, Narben, die er hinterlassen hat, gehört zu dieser inneren Geschichte: das Grausen vor und die Faszination von der Gewalt, einer Gewalt, die sich nach innen verlängert, die Beliebtheit Hitlers bei den Frauen, der sado-masochistische Zirkel, die Herr-Knecht-Dialektik (die Mann-Weib-Dialektik?). Brückner erkennt in einem hysterischen Anfall, der ihn ergreift, die Krise dieser Machtunterwerfung:

«Meine eigene Inszenierung überwältigte mich, sie war total wie der totalitäre Staat... Ohne dass jemand es ahnte, agierte ich ‚mimetisch‘, d.h. im inneren Medium der feindlichen Gewalt; ich sprang vergewaltigend mit mir und mit der Realität um, wie der NS-Staat mit uns» (Brückner, S. 45).

Diese Krise wirkte kathartisch – die Faszination der Macht war vorbei, gleichzeitig die Angst, vom *Kollektiv* nicht akzeptiert zu werden:

«Wenn die Angst vor der Isolierung schwindet, d.h. das ‚Abseits‘ wieder als sicherer Ort akzeptiert wird, lernt man rasch» (S. 49).

Ich glaube, die Repression des Faschismus und jedes totalitären Zugriffs besteht im tendenziellen Ausschluss *alles* Abweichenden, sogar bei sich selbst; (im *Ernstfall* Liquidierung). Deshalb hat Miro Schönberg den Faschismus früh erspürt, vor aller *politischen* Ablehnung. Deshalb hat Ira Rischowski, deren Berufsvorstellung von allem *Weiblichen* abwich, die Auswirkungen früh zu spüren bekommen.

Gleichzeitig wächst das politische Bewusstsein, dass der Faschismus nicht *vom Himmel* fiel, dass die *Gleichschaltungstendenzen* und die Klinifizierung alles Abweichenden nur auf den Höhepunkt getrieben wurden. Deshalb erkennt Eva-Maria Abigail, dass es im BDM nicht anders ist als in der Familie, dass es in der konventionellen Ehe nicht anders ist als in der Familie, dass der Zirkel geschlossen ist, solange man sich auf *normalen*, eingefahrenen Bahnen bewegt. Deshalb erlebt Erna Nelki, dass die Partei praktiziert, wogegen sie offiziell kämpft, deshalb erlebt Tamara, deren Schicksal Frau

Bessmann beschreibt, dass die bürgerliche Doppelmoral sie skrupellos verurteilt, wenn sie einen geraden, kompromisslosen Weg gehen will. Der Verstoß gegen die gesellschaftlichen Verkehrsregeln, gegen die *Normen*, gegen die eingefahrenen Rollenerwartungen, wird härter bestraft, wenn Frauen ihn begehen: sie haben zu gehorchen wie Kinder und alle tendenziell Entmündigten!

Deshalb verträgt sich der gegen die patriarchalischen Normen verstossende Feminismus auf allen Ebenen nicht mit dem Faschismus, dem Höhepunkt des Patriarchalismus. Der Verstoß gegen die Norm ist immer schon politisch, vor allem im Faschismus – er hatte oft in seiner Konsequenz (Bestrafung, Ausschlussdrohung aus dem Kollektiv etc.) politisierende Effekte. Und umgekehrt, die stillschweigende *Einreihung* in die Norm entpolitisierende, neutralisierende Effekte:

«Es gibt... keine harmlose Normalität, der ‚Normale‘ ist schon auf dem Weg zum Handlungsgehilfen des politischen Systems. Nur wer zu nichts Bürgerlichem taugt, taugt auch nicht zum Faschisten» (Brückner, S. 64).

Die Chance der *Weiblichkeit* liegt darin, nicht *normal* zu sein, denn die Norm ist immer eine männliche in dieser Gesellschaft, und was als *weibliche Norm* gilt, definiert sich vom Männlichen aus, wird über den Mann definiert, als etwas Defizientes (kein Penis, also Penisneid etc.), als etwas, dem der Mann Bestimmung, Form, Grösse, Wichtigkeit verleiht; und die Gesetze, gesetzt von *ihm*, *autorisieren* ihn, über *sie* zu verfügen (die Ehegesetze taten es in vollem Umfang bis 1957!). Oder wie Luce Irigaray in einer Kapitelüberschrift ihres *Speculum* die Aussagen Freuds ironisch paraphrasiert:

«Das Weibliche ist weiblich aufgrund eines gewissen Mangels an Qualitäten» (Irigaray, S. 143).

Durch *ihn*, den Eva-Maria Abigail immer gross schreibt in ihrer Lebensgeschichte, obwohl er langsam schrumpft und nur noch *da* ist, indem er sich aufbläht, wird die Frau ihrer *Bestimmung* zugeführt, ja eigentlich erhält sie, wie die Nixe *Undine*, durch den Mann, genauer durch die Heirat mit ihm, eine Seele. Dieses jahrhundertealte Selbstverständnis ist zum ersten Mal nach dem kurzen geschichtlichen Augenblick der kulturrevolutionären deutschen Frühromantik jetzt aufge-

brochen, wo Männer und Frauen gegen dieses Selbstverständnis anschreiben und eine andere Lebensmöglichkeit artikulieren: jene des Doppelgeschlechtlichen, des Androgynen, das in der subkulturellen Jugend von heute zum ersten Mal zum kaum mehr diskutierten Selbstverständnis wird; die Hoffnung von dort ist noch kaum artikuliert worden. Im Gegenteil, meine Generation tendiert schon wieder dazu, Normschilder (ob linke ob rechte, ob *gute* ob *schlechte*) aufzustellen und diesen *Neuen Charakter*, wie ich ihn nenne, zu klinifizieren. Dabei sollten wir sehen, dass es hier zum ersten Mal *Frauen* gibt (in einer Minderheit freilich), die keine Probleme mit der Degradierung zu *Sexualobjekten* haben, weil die Sexualität nichts Verbotenes mehr ist (hinter dem der Mann leistungsgestresst herrennen muss) und die *Geschlechtsrollen* nicht mehr wichtig sind. *Wir* haben das in früher Jugend noch nicht als Selbstverständnis erfahren, wir haben es uns sogar innerhalb spontaner und *hedonistischer* politischer Gruppen erkämpfen müssen, wir haben diese ambivalenten Gefühle gegenüber unseren im Faschismus *erwachsenen* Müttern, für die es Emanzipation bedeutete, einen Beruf zu haben, politisch zu sein, für die aber Sexualität ein tabuisierter Bereich blieb; ein potentieller *Machtbereich*, wenn man, entgegen allem Begehren, energiesparend und geizig damit umging.

Das *taktische* Verhalten in diesem einzigen weiblichen Bereich der Macht (solange man sich verweigerte) und die Erziehung zum taktischen Verhalten wurde den Müttern vielleicht mehr verübelt als alle Identifikation mit Mutterchaftsideologien und Führeranbetungen. Denn dieser Bereich war zugleich der Bereich der Liebe, der einzige, in dem sich etwas ohne die Gesetze der Macht (und Ohnmacht) hätte entfalten können. Aber die Liebe selbst wurde zur dosierten Ware herabgesetzt, zum Lockvogel für Heiratsangebote, für Tauschgeschäfte. Freilich gab es Ausnahmen. Aber erst unsere Generation kämpfte dafür, ohne Festlegung von Besitzrechten dem erotischen Begehren, der Liebe ohne schlechtes Gewissen, ohne Hinterhalt und Vorbehalt, ohne Geheimnistuerei und Ewigkeitsschwüre zu folgen. Wie wenige wagen sie aber wirklich, diese ersten Gehversuche, diese freien Begegnungen, die den *«dark continent der Weiblichkeit»* (Irigaray, S. 140) zum *offenen* Geheimnis werden lassen, wo

Frauen Männern oder Frauen frei begegnen? Wo von Miro Schönberg in ihren kühnsten Träumen und Utopien nur zu denken wagte?

Helke Sander, als Filmerin bekannt, Mitbegründerin des zur *Befreiung der Frau* und der Gruppe *Brot und Rosen*, wurde am 10. Februar 1981 von der *Tageszeitung* interviewt.

Sie spricht über das letzte Jahrzehnt als einer für das Selbstverständnis der Frau entscheidenden Zeitepoche, zugleich erschrickt sie darüber, wie sehr der Hass und die Aggression, gegen den sie mit Frauen innerhalb politischer Gruppen kämpfte, heute in Teilen der autonomen Frauengruppen reproduziert wird. Aber die befreienden Elemente überwiegen, seit der Satz «Das Private ist das Politische» die Tabuisierung der Intimsphäre durchbrochen hat. Es ist dies, was unsere Mütter von ihren Töchtern, die selbst oft schon heranwachsende Töchter haben, lernen können. Helke Sander versteht diese Veränderung politisch:

«Ich schäme mich nicht mehr so viel. Das finde ich das wichtigste. Ich habe immer weniger Angst, über mich zu reden. Es wird unglaublich viel gelogen. Die nächsten Freunde haben die grössten Geheimnisse und das BKA weiss doch alles. Aber wenn du dir zugestehst, dass deine Entwicklungen einzige Verwicklungen sind und es anderen auch nicht anders geht, dann brauchst du auch keine Geheimnisse. Ich meine, dann fragst du dich doch, warum dich Computer dann noch bedrohen sollen. Die bedrohen dich doch auch deswegen, weil du davon ausgehst, dass es Geheimnisse geben muss. Ich will diese Sachen nicht verharmlosen, aber ich möchte sagen, sie haben auch noch einen anderen Aspekt, einen sehr guten, der ist bisher zu kurz gekommen, wenn wir darüber geredet haben. Wenn ich zu dem, was ich mache, stehe, dann können es alle, die wollen, wissen. Ich wäre z.B. völlig ungeeignet als Geheimnisträgerin. Weil ich erstmal Geheimnisse nicht anerkenne. Dadurch bin ich in gewisser Weise aber auch nicht so leicht erpressbar. Geheimnisse sind ja vielleicht auch Denkfallen.

Bedroht sich, dass irgendwelche dir unbekannte Leute intime Details aus deinem Leben kennen oder bedroht dich, dass dir bekannte Leute diese Details erfahren? Wenn du zu deinen eigenen Sachen stehst, dann kann sich doch Herr Herold mit irgendwelchen persönlichen Daten von dir vergnügen, wenn ihm sowas Spass macht.» (taz 10. 2.1981)

Über sich zu sprechen, sich selbst ernst zu nehmen, dies haben die Autorinnen im Prozess des Niederschreibens ihrer eigenen Geschichte realisiert: der Schreibprozess, der langsam ist mit vielen Unterbrechungen, der Musse fordert, zwingt zu dem Sich-selbst-Ernstnehmen in ganz anderer Weise als ein Gespräch am Tonband, wo bestimmte Interviewfragen vor-

gegeben sind und damit die Reflexion auf die eigene (Schreib-)Kreativität keine Rolle spielt. Ich möchte damit nichts Wertendes zum 2. Teil dieses Buches sagen, der ja auf Interviewbasis geschrieben wurde. Die beiden Methoden sind nicht alternativ, beide zeigen im Text, wie wichtig die Rekonstruktion der eigenen Geschichte ist, für die Autorinnen *und* für uns, die sich sonst abgeschnitten fühlen von der eigenen Vorgeschichte. Im Schreibprozess wird die Rekonstruktion deutlicher zu einer Konstruktion: Indem ich von mir schreibe, entwerfe ich mich neu, als *reflektierte* Person bin ich eine andere, das Zu-sich-Kommen der eigenen Geschichte verändert mich, löst mich aus den Rollenfestschreibungen (als *Mutter, Frau im Beruf* Geliebte, Ehefrau, Hausfrau, Politische etc.), zeigt mich als Synthese dieser Rollen, als Objekt und Subjekt der hinter mir liegenden Geschichte.

Das Sich-selbst-Ernstnehmen, Voraussetzung der Liebe zu sich selbst, ist eigentlich auch die Voraussetzung, den, die andere(n) ernstzunehmen, zu lieben. Denn wenn ich mit mir selbst nachlässig umgehe, oder mich für irgendetwas (die Familie, Partei, *das Allgemeine* oder *die Gemeinschaft*, wie es die Ideologie der dreissiger Jahre forderte) opfere, so schafft dies die Voraussetzung, mit anderen nachlässig umzugehen, andere zu opfern oder Opfer zu verlangen. Das Sich-selbst-Ernstnehmen ist deshalb die Voraussetzung, aus dem abendländisch-christlichen Zirkel von Macht und Unterwerfung, aus der Henker-Opfer-Dialektik auszubrechen. Keine Helden mehr und keine Opfer! Wer könnte noch Kriege führen, wenn dies zum Lebensprinzip würde? Was Nietzsche «an die Lehrer der Selbstlosigkeit» richtet, das sollte gegen den christlichen Opfergeist, der uns in allen möglichen säkularisierten Formen in den Köpfen spukt (und *jede* Form des Dogmatismus kennzeichnet) auch in Bezug auf die Frauenbewegung klar werden. Man sei, sagt Nietzsche, im *Lob* der Tugenden sehr wenig selbstlos gewesen:

«Sonst nämlich hätte man sehen müssen, dass die Tugenden (wie Fleiss, Gehorsam, Keuschheit, Pietät, Gerechtigkeit) ihren Inhabern meistens *schädlich* sind, als Triebe, welche allzu heftig und begehrllich in ihnen walten und von der Vernunft sich durchaus nicht im Gleichgewicht zu den andern Trieben halten lassen wollen. Wenn du eine Tugend hast, eine wirkliche, ganze Tugend..., so bist du ihr *Opfer*\... Das Lob der Tugenden ist das Lob von etwas Privat-Schädlichem – das Lob von

Trieben, welche dem Menschen seine edelste Selbstsucht und die Kraft zur höchsten Obhut über sich selber nehmen» (Nietzsche, S. 234 f).

Der *Frauenhass* Nietzsches gewinnt von daher einen anderen Aspekt – er hasste in den Frauen auch den verinnerlichten Opfergeist, die *Sklavenmoral*. Aber diese Sklaverei ist es, auf der die Familie als Grundlage des Staates aufbaut. Unsere Mütter haben diese *Tugenden* als *weibliche* seit ihrer Kindheit gelernt, als weibliche und *natürliche*, und gelernt, sie ihren Töchtern weiterzugeben. Insofern ist der Kampf gegen die *Männerherrschaft* die eine Seite des Befreiungskampfes, die andere Seite ist der Kampf gegen die von uns *verinnerlichte* und akzeptierte Frauenunterdrückung im Gewand dieser Tugenden, die als *Mütterlichkeitsideale* und *Frauenatur* von uns Opfer, letztlich den Verzicht auf unsere Selbstverwirklichung fordern. Im Aufschreiben der eigenen Geschichte wird den Frauen plötzlich klar, worauf sie ihr Leben lang verzichten sollten (auf sich selbst!) und wogegen sie (oft halb bewusst) immer wieder rebellierten.

Das Nebeneinander von Verzicht und Rebellion als gelebtem Widerspruch durchzieht diese Lebensberichte. Auch der Verzicht und die *Opferbereitschaft* rächen sich: einst wollen wir von unseren Kindern *zurückhaben*, worauf wir ihretwegen verzichtet haben – das ist der innere Widerstand dagegen, sie *mündig* werden zu lassen. Der Vorgang der gegenseitigen Entmündigung auf allen Lebensebenen (der Mann entmündigt die Frau, die Frau entmündigt die Kinder) war die psychische Voraussetzung für den Faschismus, die folgenreichste aber von allen ist die freiwillige Selbstentmündigung, die im Verzicht auf Selbstentfaltung liegt. Wenn Peter Brückner rückblickend, wie erwähnt, angesichts seines inneren Kampfes mit dem Faschismus seine jugendliche Neurose beschreibt, so benennt er den politischen Zusammenhang der *Opferideologie* mit dem Faschismus: «Ich sprang vergewaltigend mit mir und der Realität um, wie der NS-Staat mit uns» (S. 45).

Gerade den Frauen wird immer wieder eingeredet, dass es zur Natur des Weibes (und der Mutter) gehöre, sich zu opfern, zu dienen, für *andere* da zu sein; auch in *linken* Ideologien finden sich Momente dieser Ideologie. Die Entlarvung dieser Ideologie bestimmte den undogmatischen Beginn der Studentenbewegung. Daran erinnert Helke Sander in ihrer Reflexion auf die letzten zehn Jahre:

«Ich habe mich eigentlich wenig geändert, die Richtung jedenfalls nicht. Ich könnte mit Bloch sagen, ich habe mich zur Kenntlichkeit verändert. Im Grunde mache ich das weiter, was ich damals in der oder durch die Studentenbewegung begriffen habe, das finde ich etwas sehr Kostbares. Das ist, dass ich damals gelernt habe, mich selber ernst zu nehmen und Leute getroffen habe, die sich ernst nehmen. Heut bin ich mutiger aber auch verzweifelter. Sich als Person ernst nehmen war wohl der springende Punkt für mich. Das hiess, dass ich mich mit meiner Situation befasst habe, intellektuell und gefühlsmässig, mich als Frau gesehen habe, als Künstlerin, als Mutter, als Europäerin, als Weisse, als Lohnabhängige usw. Das heisst, dieses Kraut und Rüben wurde mir damals bewusst. Und es schien mir eben das neue zu sein bei der Studentenbewegung, dass sie dir ermöglichte, nicht nur über dein Verhältnis zum SDS oder zur Revolution, sondern auch zur Galaxis nachzudenken. – Aus diesem neuen möglichen Austausch und meinem Mich-ernst-Nehmen entstanden dann ja auch aufregende Sachen und Ansätze zu Veränderungen. Z.B. die Frauenbewegung, die Kinderläden. Dazu habe ich ja einen Teil beigetragen, zu der Idee davon. Das war nichts ‚Revolutionäres‘ im damaligen Sinn, aber inzwischen haben Hunderte oder Tausende von Leuten ihr Leben dadurch anders organisieren können, und das finde ich wichtig. Es hatte also eine praktische Folge, dass ich mich ernst genommen habe. Nur, in dem Mass, indem du mehr weisst, wächst auch das Wissen darüber, was du nicht weisst, wie schon der alte Sokrates sagte. Nun, das spüre ich...» (taz 10. 2. 81)

In allem resignativen Klagen über den grässlichen Zustand der Welt, über die nicht zu übersehende Tatsache, dass wir zum ersten Mal in der Geschichte von der Totalzerstörung dieses Planeten Erde durch uns selbst konkret bedroht sind, sollten wir uns doch auch klarmachen, dass wir uns zum ersten Mal in einem schon sichtbaren Ausmass (also nicht als individuelle Ausnahme) jenseits der uns immer noch zugeschriebenen Rollen begegnen können; dass wir damit ansteckend wirken; dass mit der Zunahme von Technokratie und Kontrolle in allen Lebensbereichen auch der Widerstand dagegen wächst, aber auch die Angst, die uns regredieren lässt auf entpolitisierte Überlebensstrategien.

Wir erleben das erste Verlassen der *Vorgeschichte der Frau*, das identisch ist mit dem Verlassen der *Vorgeschichte der Menschheit*! Doch schon wieder bedroht von Parodien – jenen der Promiskuität, der *entsublimierten Sexualität* (Marcuse), der liebesunfähigen Sexualhygiene, aber auch dem besitzängstlichen Festhalten am einmal Erlebten, das in seiner kleinbürgerlichen Enge doch auch Angst macht, Angst zu ersticken, wie in der Kontrolle des autoritären Staates, dessen

Sozialvermittler immer noch die Familie (oder wieder) ist. Aber manche Frauen bewegen sich zwischen diesen Fallen, lächelnd einander zuwinkend, vielleicht auch ihren Müttern: von ihnen haben sie, wenn sie Glück hatten, gelernt, hinter ein bestimmtes Selbstverständnis nicht mehr zurückzufallen: das des eigenen Berufes, vielleicht auch des eigenen politischen Standpunkts, erste Schritte, sich nicht mehr über den Mann zu definieren, und damit erst, jenseits der Geschlechtsattraktion, dem Mann wirklich begegnen zu können.

Gisela Dischner

Literatur

- Brückner, Peter, *Das Abseits als sicherer Ort*. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945, Berlin 1980 (WAT 66)
- Irigaray, Luce, *Speculum*. Spiegel des anderen Geschlechts. Aus dem Französischen übersetzt von Xenia Rajewsky, Gabriele Ricke, Gerburg Treusch-Dieter und Regine Othmer, Frankfurt 1980 (es 946)
- Maccocchi, M.-A., *Jungfrauen, Mütter und ein Führer*, Berlin 1978
- Millett, Kate: *Sexus und Herrschaft*. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. München 1974 (dtv 973)
- Nietzsche, Friedrich, *Die fröhliche Wissenschaft*, Erstes Buch, Auszug in: Gisela Dischner: Friedrich Schlegels *Lucinde* und Materialien zu einer Theorie des Müßiggangs. Hildesheim 1980 (Gerstenberg)
- Sander, Helke: Interview in *Die Tageszeitung* vom 10.2.1981: «Wer glaubt noch an die Revolution?»

Lebensberichte

ERNA NELKI

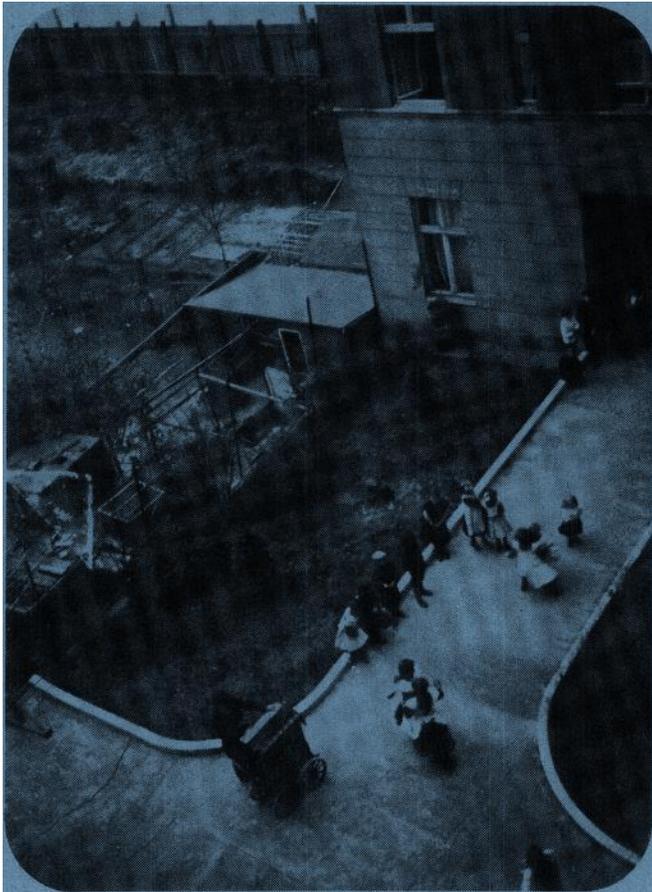
Autobiographie einer politischen Emigrantin

Die Weimarer Republik hat meinem Leben ihren Stempel aufgedrückt.

Als Sechsjährige kam ich 1920 auf eine der wenigen Versuchsschulen, die später zu Lebensgemeinschaftsschulen umbenannt worden sind. Ihr Ziel war es, Arbeiterkinder zu fördern, einen integrierten Unterricht zu geben und pädagogisch moderne Betrachtungsweisen zu entwickeln. Als Dreizehnjährige wurde ich in eine ähnlich gestaltete *Aufbau*-Schule eingeschult, die in sechs Jahren Arbeiterkindern die Vorbereitung zum Abitur und damit auch zum Studium ermöglichen sollte. Diese Aufbauschule war ein Teil des Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums in Berlin-Neukölln, stand unter der Leitung des Schulreformers Dr. Fritz Karsen und wurde 1930 zur Karl-Marx-Schule umbenannt.

Diese Art Schule konnte es nur in der Weimarer Republik geben, war auch dort selten und experimentell, und ist dann auch – wie vieles andere – 1933 mit Hitlers Machtübernahme sofort aufgelöst worden. Sie war ein Ausdruck der Erwartungen der Arbeiterklasse, die das bestehende Bildungsprivileg durchbrechen wollte und eine sozialistische Gesellschaft forderte.

Wir wohnten im Neuköllner Arbeiterviertel in einer Einzimmerwohnung ohne Bad, im Seitenflügel. Die Gegend, in der Nähe von Treptow, war noch ziemlich unbebaut; wir sahen vom Fenster unserer Wohnung auf Schrebergärten. In diesen Laubenkolonien verbrachten wir so manchen Nachmittag. Wir halfen den Nachbarn in ihren Gärten, und Obst fiel dabei für uns ab. Auch durften wir die Hühner und Kaninchen füttern. In den Schulferien fanden oft Kinderfeste statt. *Onkel Pelle* – eine komische Figur – amüsierte die Kinder, eine Kapelle spielte zum Tanz auf, und manchmal durften wir selbst eingeübte Theaterstücke vorführen, für die es Preise gab. Wenn es dunkel wurde und die Sterne am Himmel



Ein Blick aus unserem Fenster auf den Hinterhof und die Laubenkolonie.

standen, gingen wir mit Stocklaternen im Fackelzug durch die benachbarten Strassen. Das war unbedingt der Höhepunkt des Sonntags. Von meinen Eltern bekam ich das Eintrittsgeld und fünf Pfennig für eine Pfefferminzstange. Wir zogen unser schönsten Kleid an; ansonsten trugen wir immer Schürzen, um das Schulkleid eine Woche lang sauberzuhalten. Schuhe waren kostbar und wurden geschont. Zum Spielen liefen wir barfuss.



Die Kinder des Hinterhauses, 1920.
Erna Nelki 1. Reihe, zweite von links.

Als mein Vater nach dem Ersten Weltkrieg nach Hause kam, war die Arbeitslosigkeit gross, und er nahm jede Arbeit an, die sich ihm bot. Ursprünglich war er als Musterzeichner (er hatte ein Stipendium gewonnen) ausgebildet worden, aber Arbeit war auf diesem Gebiet nicht zu finden. Es gelang ihm nach einigen Jahren, als Wachtbeamter an einer Bank anzukommen. Das war eine Vertrauensstellung, bedeutete eine gesicherte Position, und dort hat er den Rest seines Lebens gearbeitet.

Meine Eltern waren sehr fleissig und sparsam. Meine Mutter nahm Heimarbeit an und häkelte, und meinem Vater gelang es, als Teppichmusterzeichner Heimarbeit zu erhalten. So konnte er sein geliebtes Zeichnen weitermachen. Wenn er seine Muster ablieferte und dafür bezahlt wurde, konnte ich immer eine Tüte Bonbons erwarten.

Im Quergebäude und Seitenflügel lebten nur Arbeiter oder Arbeitslose, da die Miete billig war. Im Vorderhaus wohnten die *Feinen*, mit denen wir wenig Kontakt hatten. Aber die Kinder waren zahlreich, und an Spielgefährten hat es nie gefehlt. Wenn der Leierkastenmann auf unserem Hofe spielte, tanzten oft fünfzehn Kinderpaare miteinander.

In den ersten Jahren nach dem Krieg fuhren wir oft mit anderen aus der Hausgemeinschaft, einen Leiterwagen mitführend, vollgepackt mit Decken, Zeltbahnen und Essen, zum Müggelsee oder sonstwo *in die Natur*. Ich habe sehr schöne Erinnerungen daran.

Die Arbeiter waren aus dem Krieg zurückgekehrt, hatten den Kaiser verjagt, auch an den Strassenkämpfen teilgenommen und erwarteten ein gerechtes und besseres Leben für sich und ihre Kinder. Als die Lebensgemeinschaftsschule in der Rütlistrasse in Neukölln 1920 eröffnet wurde (unter dem Hamburger Schulreformer Adolf Jensen), wurden verschiedene Kinder aus unserem Haus dort eingeschult.

Es war ein kind- und nicht stoffbetonter Unterricht, und neben dem deutschkundlichen Unterricht gab es Musik, Zeichen- und Werkunterricht, rhythmische Gymnastik und wöchentliche Wanderungen. Der Aufsatz stand im Mittelpunkt, und man hoffte, die Ausdruckskraft der Schüler zu entwickeln, indem man von ihrem eigenen Erleben ausging. Die Lehrer kooperierten mit den Eltern, und meine Eltern wurden in den Elternausschuss gewählt. Manche Eltern boten sich an, für die Kinder von Arbeitslosen zu sorgen, und ich teilte regelmässig meine Brote mit einem anderen Mädchen,



Heimkehr aus dem Kamp.

Wochenendausflug des Wohnhauses, 1920.

das auch nach der Schule zum Mittagessen in das Haus kam. Theater- und Opernbesuche wurden vom Klassenlehrer organisiert und auch ein Ferienaufenthalt auf der Insel Rügen durchgeführt, auf denen einige Mütter als unbezahlte Helferinnen mitkamen.

Zwar wurde 1918 der Monarchie ein Ende gemacht, aber wenig an den bestehenden Eigentumsverhältnissen geändert. Es hat aber nicht an Idealen gefehlt, eine neue Gesellschaftsordnung aufzubauen. Der *Bund Entschiedener Schulreformer*, der sich 1919 gebildet hatte, wollte nicht nur Menschen zu Demokraten oder Sozialisten erziehen – nein, wir sollten es in der Schule *erleben*.

Meine Schulbildung wurde im Alter von dreizehn Jahren auf der Aufbauschule fortgesetzt. Meine Eltern hatten etwas von ihrem revolutionären Schwung verloren, beeinflusst sicher auch durch die isolierende Arbeit meines Vaters, der Nachtarbeit machen musste. Sie hatten mich mit zehn Jahren in einer Mittelschule angemeldet und hatten eine kaufmännische Ausbildung für mich geplant. Aber die Lehrer in der Rüttschule konnten meine Eltern überreden, mich in die Aufbauschule zu schicken. «Das Mädchel muss Lehrerin werden», forderte der Klassenlehrer – und so war meine Zukunft geplant.

Die Aufbauschule war koedukativ (als einzige höhere Schule in Berlin), aber wenige Eltern vertrauten ihre Töchter einer koedukativen Schule an; so war das Verhältnis von Jungen und Mädchen 3:1. Für die nächsten drei Jahre hatte ich als Klassenlehrerin Frau Hedda Korsch¹, eine besonders begabte Lehrerin, die ich sehr liebte und mit der ich zeit meines Lebens in Verbindung geblieben bin. Es war ihre Aufgabe, diese vierzig Jungen und Mädchen zu einer Gemeinschaft zu schmieden. Verantwortungsgefühl und eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft sollte sich entwickeln können. Zu diesem Zweck haben wir neben Einzelarbeit oft in Gruppen gearbeitet. Die Schule war so organisiert, dass wir Wortführer in den einzelnen Fachgebieten hatten, die dafür sorgten, dass die einzelnen Gruppen Referate über ihre geleistete Arbeit hielten. Diese Referate dienten zur Information für den Rest der Klasse und waren eine Diskussionsgrundlage. Über Referat und Diskussion wurde Protokoll geführt.

¹ Die Frau von Karl Korsch

Meine Schularbeiten machte ich am Küchentisch. Oft beneidete ich einen Schulkameraden, der sich ein Brett in die Speisekammer gebaut hatte, an dem er ungestört arbeiten konnte. Nicht immer hatte ich mein Referat fertig und musste mir eine Halsentzündung erfinden, um Zeit zu haben, das Referat zum richtigen Datum vorzutragen.

Wir wählten Klassensprecher, die einen Schülerausschuss bildeten. Dieser diente als Schülervertretung im Rahmen der Schülerselbstverwaltung. In der Schulgemeinde war die gesamte Schule vertreten, die einen Schulgemeindevorsitzenden und Komiteemitglieder wählte, die das Programm der Schulgemeindegemeinschaften festlegten. Eine der ersten Schulgemeinden, die ich miterlebte, befasste sich mit der Verurteilung von Sacco und Vanzetti – zwei in Amerika lebenden italienischen Anarchisten, die zum Tode durch den elektrischen Stuhl verurteilt waren. Nicht nur hörten wir Einzelheiten über ihr Leben, über ihre wahrscheinliche Unschuld, auch die Grausamkeit des elektrischen Stuhls wurde uns vor Augen gehalten und die Unabwendbarkeit eines vollstreckten Todesurteils. Es war typisch für unsere Schule, tagespolitische Themen im Schulrahmen zu behandeln.

Da die Schulbehörde auf Zensuren bestand, besprachen wir die Arbeit des einzelnen Schülers, seinen Beitrag zur Gemeinschaft und sein Wissen auf den verschiedenen Fachgebieten in der Klasse und stimmten über die jeweiligen Zensuren, die wir für richtig hielten, ab. Der Lehrer hatte in diesen Besprechungen auch nur eine Stimme.

Das war ein ganz neues und aufregendes Leben in der Schule für mich. Eine vollkommen neue Welt eröffnete sich mir. Die Arbeit und die eigene Selbstentwicklung war wichtig, begeistert und vielseitig. Im Mittelpunkt unseres Unterrichts stand die *Studienfahrt*. Diese bestand aus einem Jahresprojekt, das erst theoretisch besprochen wurde, damit die jeweiligen Möglichkeiten des Studiums herausgearbeitet werden konnten. Dann teilten wir uns in Gruppen ein, die je ein bestimmtes Arbeitsgebiet erarbeiten sollten; diese Arbeitsgebiete untersuchten wir praktisch auf der Studienfahrt. Eine Jahresarbeit über das gewählte Gebiet folgte am Jahresende. Im ersten Jahr meiner Schulzeit fuhren wir in die heimatliche Umgebung, in das Landheim Zossen, in dem wir heimat- und

naturkundlich arbeiteten. Dieser Aufenthalt trug dazu bei, unseren Gemeinschaftssinn zu entwickeln. Im nächsten Jahr fuhren wir nach Thüringen und in das Erzgebirge, das uns neben geologischen und naturkundlichen auch soziale und wirtschaftliche Probleme erkennen liess. Im dritten Jahr fuhren wir den Rhein und die Donau hinunter bis nach Wien, was uns nicht nur neue Arbeits- und Lebensbereiche zeigte, sondern auch kunsthistorisch von grossem Interesse war. Im ersten Schuljahr war die Beziehung von Jungen und Mädchen reibungsvoll; halb feindlich und bei Annäherung sehr unerfahren und unbeholfen. Als wir in Zossen waren, alle ungefähr dreizehnjährig, neckten mich die Jungen und stopften mir Heu in die Kleidung. Davon erzählte ich zu Haus, worauf meine Mutter prompt in die Schule kam und den Jungen ins Gewissen redete, dass man ihr *Ernchen* nicht so unartig behandeln dürfte. Ich wurde daraufhin ein Jahr lang *Klein-Ernchen* gerufen, was mich lehrte, erstens nicht so zimperlich zu sein und zweitens nicht alles meinen Eltern zu erzählen. Die zweite Lektion erhielt ich, als ich ein Tagebuch führte zu einer Zeit, als ich für einen Lehrer schwärmte (der natürlich nichts davon wusste). Meine Mutter fand es und las es und sauste mit dem Tagebuch zu dem Direktor der Schule. Von da ab führte ich ein Eigenleben, von dem meine Eltern nichts mehr wussten.

Im Laufe der Jahre spielte die Schule in meinem Leben eine immer grössere Rolle und war der Mittelpunkt meines Seins. In jedem Jahr gingen einige Schüler von der Schule ab. In der Obersekunda waren aus den drei Klassen mit je vierzig Schülern nur zwei mit ungefähr fünfundzwanzig Schülern übriggeblieben. Wir mussten uns auch entscheiden, ob wir uns auf die vorwiegend naturwissenschaftlichen oder auf die künstlerisch deutsch-geschichtlichen Fächer konzentrieren wollten. Ich wählte die naturwissenschaftliche Seite und verlor damit meine gute und sehr verehrte Klassenlehrerin Hedda Korsch. Sie nahm ein sehr persönliches Interesse an der Entwicklung ihrer Schüler. Nach einer häuslichen Krise mit meinen Eltern lief ich davon und landete nach einigem Herumirren bei Hedda Korsch. Sie hat mich nicht sofort zurückgeschickt, sondern meine Eltern benachrichtigt, dass ich bei ihr sei. Sie erbat sich ausserdem meine Hilfe, da ihre Wirtschafterin in Ferien sei. Meine Eltern konnten die Bitte

kaum ablehnen. Nach einigen Tagen begleitete mich Hedda Korsch zurück zu meinen Eltern und sorgte dafür, dass wir alle ein grösseres Verständnis füreinander entwickelten.

Hedda Korsch, die sich mit sozialen Problemen beschäftigte, verdanke ich auch den Zugang zur Literatur. Sie hat uns die Werke von Zola, Hauptmann, Zweig, Toller, Andersen-Nexö, Tolstoi, Dostojewski und Gorki, Jack London und Upton Sinclair lieben gelehrt. Upton Sinclairs Buch *Petroleum* lasen wir mit dem zugefügten Feigenblatt («Jeder sein eigener Zensor», hiess es darauf), um es über mögliche anstössige Stellen zu legen.

Obwohl wir keinen parteidogmatischen Unterricht hatten, war doch die Grundlage eine marxistische Interpretation der geschichtlichen und politischen Ereignisse sowie das Studium der unterdrückten Gesellschaftsschichten. Auch die Literatur, die Musik und Kunst werden in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang beleuchtet. Persönlich lehnten wir die bürgerlichen Moralbegriffe ab, die *doppelte Moral*, die Männern sexuelle Beziehungen erlaubte, von den Frauen aber *Reinheit* bis zur Ehe und Treue erwarteten. Wir Mädchen wollten frei über unser Leben verfügen können und nicht als Besitztum oder als Anhängsel des Mannes betrachtet werden. Als ich fünfzehnjährig mit meiner Freundin darüber diskutierte, sagte sie, das sei gut und schön, aber sie würde bis zur Ehe keusch bleiben. Ich war entsetzt, obwohl dieses Problem nur ein theoretisches für mich war. Ich war fest davon überzeugt, nicht nur Meinungen zu vertreten, sondern auch danach mein Leben verändern zu müssen. Aber als das Problem an mich herantrat, in der Gestalt eines Arbeiterkurslers, riss ich aus. Unserer Schule waren Arbeiterkurse angeschlossen, die Arbeitern, die schon im Betrieb gestanden hatten, einen zweiten Bildungsweg ermöglichten. Dieser Junge war also schon ein Mann und hatte ein Wochenende vorbereitet, auf dem wir zusammen in einem Heuschober übernachten sollten. In der letzten Minute lehnte ich es ab, mit ihm zu reisen. Er bedrängte mich mit: «Rosa Luxemburg hat immer Mut bewiesen.» Ich war sehr beschämt, eine so schlechte Revolutionärin zu sein, aber meine Hemmungen waren doch grösser.

Bald darauf freundete ich mich mit Heinz Löschen an, der Vorsitzender der Schulgemeinde und ein politisch sehr akti-

ver Mensch war. Seine Mutter arbeitete als Köchin in der russischen Handelsvertretung, und sein Vater war schon seit Jahren arbeitslos. Wir blieben zwei Jahre miteinander befreundet, und er war es, mit dem ich in den Sozialistischen Schülerbund ging.

Die Probleme, die wir auf unseren Gruppenabenden besprachen, beschäftigten sich sowohl mit Schulreform wie auch mit prinzipiellen politischen Themen. Wir agitierten für eine Änderung des Schulwesens und forderten an allen höheren Schulen: Schülerselbstverwaltung; Koedukation; Abschaffung der Zensuren und Examen; Abschaffung des Schulgeldes. Wir hörten Vorträge über tagespolitische, sexuelle und psychoanalytische Themen. Ich erinnere mich an einen Vortrag von Wilhelm Reich, der lange diskutiert wurde, weil er eine Synthese von Marxismus und Psychoanalyse entwickelte. Wir verbreiteten die vom Sozialistischen Schülerbund herausgegebene Zeitschrift *Der Schulkampf*, der Schülerberichte aus vielen Schulen brachte und unter den Schülern sehr populär war.

Wir studierten das *Kommunistische Manifest* und waren überzeugt, dass der kapitalistische Staat historisch bedingt durch die Herrschaft der Arbeiterklasse ersetzt werden würde, da unsere Geschichte eine *Geschichte von Klassenkämpfen* ist. Aber das Ziel war eine klassenlose Gesellschaft, und es wurde heftig diskutiert, ob sie auf evolutionärem oder revolutionärem Wege zu erreichen sei. Obwohl die Karl-Marx-Schule zeigte, wieviel man in evolutionärer Weise erreichen konnte, war ich mir doch ihrer Sonderstellung in unserer Gesellschaft bewusst. Nach den Erfahrungen von 1918 hielt ich eine Revolution für unabwendbar, um über das zeitbegrenzte Zwischenstadium der Diktatur des Proletariats zu einer klassenlosen sozialistischen Gesellschaft zu führen.

Wir gingen zu politischen Demonstrationen und Veranstaltungen. In der Neuköllner Hasenheide begeisterten uns Gedichte, die von Erich Weinert und Johannes R. Becher (kommunistische Dichter dieser Zeit) vorgetragen wurden. Auf diesen Veranstaltungen traten oft Agitprop-Gruppen auf, die tagespolitische Ereignisse widerspiegeln und die revolutionäre Handlungsweise demonstrierten. Am Gedenktag der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg marschierten wir zum Friedrichshain, und ich erlebte,

wie die Polizei auf uns schoss, um uns auseinanderzutreiben, da die Demonstration verboten worden war. Heinz und ich flüchteten uns in einen Hausflur und zitterten vor Empörung und Angst.

Heinz und ich wollten unsere Beziehung vervollkommen, und wir gingen gemeinsam zu Dr. Max Hodann, dem Stadtarzt von Berlin-Reinickendorf, der eine sexuelle Jugendberatungsstelle führte. Er sorgte für unsere Verhütungsmittel; zu unserer Zeit kannten wir nur Kondome und Pessare.

Unser sexuelles Zusammensein war selten und bestand aus gestohlenen Stunden. Es war manchmal im Haus möglich, wenn die Eltern mit Sicherheit in ein Kino gegangen waren. Es geschah, wenn wir auf Fahrt in die Wälder gingen. Es bedurfte einiger Schlaueit, die Verhütungsmittel im Haus zu verstecken und zur Zeit wiederzufinden – in einer Einzimmerwohnung, in der private Ecken begrenzt waren. Ausserdem lebten wir, trotz der Verhütungsmittel, in Angst, ein Kind zu kriegen, und fühlten, dass wir darüber mit niemandem sprechen konnten.

Theoretisch vertraten wir unsere Meinungen über die bürgerliche Moral laut genug, aber die Eierschalen der kleinbürgerlichen Moral zu Haus liessen sich nicht so einfach abstreifen. Ich war voller Schuldgefühle. Mit meinen Freundinnen habe ich nie darüber gesprochen, obwohl ich mich oft wunderte, wie weit die anderen Mädchen in ihren Liebesbeziehungen gingen. Prüfend haben wir Mädchen unsere Brüste beim Nacktbaden betrachtet, ob sich etwas an ihnen verändert hätte.

Wir waren sehr beeindruckt von der modernen russischen Literatur, den Filmen und radikalen Theaterstücken. Der russische Film *Der Weg ins Leben* von Makarenko, der sich mit den verwahrlosten Jugendlichen in den Nachkriegsjahren und ihrer Umerziehung befasste, wurde diskutiert als Basis der Sozialisierung von Kriminellen. Alexandra Kollontais Bücher, die sich mit der Rolle der Frau in der sozialistischen Gesellschaft befassten, wurden mit Begeisterung gelesen; wir hielten Eifersuchtsgefühle für bürgerlich und typisch für den besitzliebenden Kapitalismus. Schon damals fanden wir, dass es das Recht jeder Frau sei, ein ungewolltes Kind abtreiben zu lassen. Wir kämpften gegen den Paragraphen 218 und besuch-

ten das längere Zeit verbotene Theaterstück *Zyankali*, das sich mit einer illegalen Abtreibung befasste.

Auf einer Klassenfahrt – unsere Klassengemeinschaft hatte sich inzwischen so gefestigt, dass wir auch in den Schulferien zusammen sein wollten – knüpfte sich eine neue Liebesbeziehung für mich an. Diese blieb noch jahrelang für mich von grosser Bedeutung, obwohl sie damals nur ein paar Monate anhielt, da es sich um einen meiner Lehrer handelte, der überdies verheiratet war. Der arme Heinz war ganz fassungslos, da er «soviel Arbeit in unsere Beziehung gesteckt hatte».

Zu meinen nahesten Freundinnen gehörte die Tochter von Karl und Hedda Korsch, Sibylle. Als wir beide frei von Liebesbeziehungen waren, gingen wir zusammen auf unsere erste Autostopp-Tour in die Lüneburger Heide. Frei und unbeschwert fühlten wir uns und waren aufnahmefähig für die Schönheit der Heide. In der Einsamkeit lernten wir uns näher kennen. Es war wohltuend nach den komplizierten erotischen Beziehungen mit Jungen, eine freundschaftliche und vollkommen ehrliche Beziehung mit einem Mädchen zu pflegen. In der Jugendherberge trafen wir zwei sozialistische Mädchen, die uns einen Besuch in Hamburg bei ihren Freunden vorschlugen. Dieser Hamburgbesuch hatte später für uns beide unter den Nazis noch Folgen.

Im deutschkundlichen Unterricht wurden regelmässig Theaterstücke aufgeführt, manchmal auch von uns geschrieben und komponiert, mit Hilfe eines begabten Musiklehrers, Gustav Schulten. Ich erinnere mich besonders an einige Revuen, die sehr erfolgreich waren, wie *Kuddel Muddel* und *Ruck Zuck*. Wir hatten einige gute Orchester, auch ein Jazz-Orchester, und mit Hilfe unseres Zeichenlehrers Freese wurden das Bühnenbild und die Kostüme hergestellt. Die Aufführungen wurden abends in der Aula der Öffentlichkeit vorgeführt und in der Neuköllner Zeitung lobend erwähnt. Brechts *Mann ist Mann* führten wir auf. Auch seine Schuloper *Der Jasager* wurde zur Aufführung vorgeschlagen. Das Problem in dieser ursprünglich japanischen Fabel war, ob sich der Einzelne für das Wohl der Gemeinschaft opfern sollte. Brecht fand *Ja* (darum *Der Jasager*), aber der Einzelne, in diesem Falle ein Knabe, wurde unter Druck gesetzt, sich zu opfern, weil traditionell die Antwort *Ja* sein musste. Es war

nicht nur ein musikalisches Erlebnis für uns, da wir Chor sowie Orchester stellten, wir diskutierten auch das gestellte Problem in aller Tiefe. Es war grausam, den Knaben nicht freiwillig, sondern unter Traditionszwang zur Einwilligung seines Opfertodes zu bewegen. Eine Gruppe von Schülern trat mit Brecht in Verbindung, der sie nicht nur empfing, sondern auch zu uns in die Schule kam, um eine Diskussion darüber mitanzuhören. Dann bat er uns, in jeder Klasse die Oper zu diskutieren und für ihn im Protokoll festzuhalten. Tatsächlich hat Brecht auf Grund dieser Protokolle Einwände von uns aufgegriffen und eine neue Fassung des *Ja-sagers* geschrieben, die 1931 in der Schule uraufgeführt wurde.

Im letzten Jahr meiner Schulzeit suchte ich mir Arbeit, um etwas zu unserem Familienetat beizusteuern. Ich holte die junge Tochter der Frau eines kommunistischen Reichstagsabgeordneten vom Kindergarten ab und behütete das Kind, bis die Mutter nach Hause kam. Für diese Arbeit bekam ich 30 Reichsmark im Monat, die ich meinen Eltern übergab. Fünf Mark durfte ich monatlich für mich behalten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland hatten sich inzwischen sehr verschlechtert. Der Kapitalismus befand sich in einer weltweiten Krise, die Arbeitslosenzahl ging in die Millionen, und der Faschismus wurde zu einer realen Gefahr. Der sozialdemokratische Schulleiter der Karl-Marx-Schule musste sich gegen eine zunehmende reaktionäre Regierung verteidigen, der die Karl-Marx-Schule schon lange ein Dorn im Auge war. Er war ausserdem dauernden Angriffen der kommunistischen Linken ausgesetzt. Es war die Politik der kommunistischen Partei in diesen Jahren, die sogenannten *Sozial-Faschisten* (nämlich die Sozialdemokraten) für gefährlicher als die Faschisten zu halten. Das wirkte sich auch in der Schule aus. Der Sozialistische Schülerbund, der sehr unter dem Einfluss der Kommunisten stand, begann einen Kampf gegen den Leiter der Schule, der als Pseudoreformer und Verräter an der wahren sozialistischen Gesinnung verleumdet wurde. Ein kommunistisches Schülerblatt sprach sogar von der *Karsen Kaserne*. Die Beziehungen zu Klassenkameraden, die der sozialdemokratischen Schülergemeinschaft angehörten, wurden gespannter. Kurz, die politischen Verhältnisse fanden auch ihren Abklatsch in unserer Schule.



3. Die Tanzmäuse.

Ich möchte euch erzählen von meinen lieben Tanzmäusen. Ich habe mich so gefreut, dass ich von der Edith zwei Tanzmäuse bekommen habe. Und als ich zu Hause war, hab ich mich immer noch so gefreut. Als ich auf unsern Hof war, hab ich Mutti gerufen und wollte mal nissen, ob meine Mutti es raten könnte, was in der Schachtel drin sein mag. Aber meine Mutti war nicht da. Da bin ich zu Frau Treisse gegangen. Und hab sie raten lassen. Aber sie sagte:

Na mach mal auf Und ich machte auch auf und wollte ihr eine Maus auf die Hand geben. Da schrie sie Huch, huch! Dann hab ich gespielt mit meinen Mäusen. Als ich nach Hause sehen ging, war meine Mutti schon da. Da hab ich gerufen: Mama, liebe Mama, bitte, bitte komm doch zu Frau Treisse, ich habe zwei Tanzmäuschen. Da kam meine Mutti mit und hat zu Frau Treisse gesagt: Die ollen Viecher mit dem langen Schwanz und den roten Augen, bah! Die nimmst du wieder mit." Zu Hause hab ich sie noch meinem Papa gezeigt. Er mag sie auch nicht leiden. Keiner mag sie leiden, bloss ich. Da hab ich die Mause gedreht und hab gemeint. Dann hab ich sie wieder in die Schachtel gesetzt

Die Tanzmäuse. Aufsatz von Erna Nelki, geschrieben im 7. Lebensjahr, illustriert von ihrem Vater.

Heinz Löschen machte 1931 das Abitur. Da er ein hervorragender Schüler war und auch politisch auf der richtigen Seite stand, wurde er mit einigen anderen Privilegierten ausgewählt, eine Lehrerausbildung in der Wolgadeutschen Republik in der UdSSR zu erhalten. Das war ein entscheidender Schritt; obwohl wir nicht mehr ein Paar waren, brachte ich ihn doch zum Bahnhof und er sagte mir schweren Herzens: «Was immer kommen möge, du wirst immer meine erste Freundin bleiben.» Er arbeitete nach der Ausbildung an der Internationalen Schule in Moskau, wurde 1936 im Laufe des stalinistischen Kesseltreibens verhaftet und in die Polar-Region in ein Lager geschickt. Dort ist er, noch nicht dreissig Jahre alt, gestorben. Wolfgang Leonhard (*Die Revolution entlässt ihre Kinder*) erwähnt ihn. Buba Neumann, die Witwe von Heinz Neumann, übermittelte die Nachricht nach Berlin.

Am 30. Januar 1933 übernahm Hitler die Macht, und am 21. Februar legte unsere Klasse eine vorgezogene Abiturprüfung ab (vorgezogen, um eventuellen Nazi-Gegenmassnahmen zu entgehen). Am nächsten Tag durfte der Schulleiter nicht mehr die Schule betreten. «Die Hochburg der marxistischen Unkultur gesäubert», schrieb der *Völkische Beobachter*. Wir konnten es nicht glauben, versammelten uns vor der Schule zum Protest und wurden von der SA verprügelt und weggetrieben. Die Schule wurde dann im April 1933 endgültig *gleichgeschaltet* und in Kaiser-Friedrich-Realgymnasium umbenannt. Bald nach dem Reichstagsbrand im Februar wurde die KPD verboten und im Laufe des Jahres alle noch bestehenden Parteien und Gewerkschaften aufgelöst.

Kommunisten wurden verhaftet. Eine Wahl fand noch am 5. März 1933 statt, und wir steckten Wahlpropaganda durch die Briefkästen. Wir fingen im obersten Stockwerk der Häuser an und eilten treppabwärts, um nicht verprügelt oder verhaftet zu werden. Nach den Wahlen, in denen die NSDAP 44% der Stimmen erhielt, hatte sie noch immer keine Mehrheit. Durch Sondergesetz ermächtigt, verbot Hitler die kommunistische Partei. Durch Beseitigung der kommunistischen Abgeordneten hatten die Nazis jetzt eine absolute Mehrheit und waren nicht mehr auf die Deutschnationalen angewiesen. Die Gewerkschaften wurden im April aufgelöst, und die

anderen noch bestehenden Parteien, ausser der NSDAP, im Juli 1933. Damit war es Hitler gelungen, das Parlament aufzulösen und Führer eines Einparteienstaates zu werden. Für uns war diese Entwicklung unfassbar. Wir hatten in einer Welt gelebt, in der wir die Revolution und eine sozialistische Gesellschaftsform in der nahen Zukunft für realisierbar hielten. Wir warteten auf eine Aktion – die ausblieb. Ich hatte mir sogar eingebildet, dass die Sowjetunion die deutschen Kommunisten in einem Kampf gegen die Nazis unterstützen würde. Ich schrieb auf der Schreibmaschine den Text von illegalen Flugblättern, die zum Streik aufriefen, u.a. für Heinz Brandt, der sich durch nichts abschrecken liess und grossen Mut zeigte. Im Hinterzimmer der Grossmutter eines Freundes benutzte ich die Schreibmaschine. Die Grossmutter dachte, es handelte sich um Schulaufgaben. Aber grosse Streikaktionen folgten nicht darauf. Illegale Literatur, die von Einzelaktionen berichtete, ging noch von Hand zu Hand. Diese Schriften waren klein gedruckt wie die heutigen Mikrofilme und wurden an Vertrauenswürdige weitergegeben. Ich habe sie im Küchenschrank versteckt, bis ich Gelegenheit hatte, sie zu verteilen.

Die ehemaligen ‚Karl-Marx‘-Schüler versuchten, in einer Arbeits- oder Ausbildungsstätte unterzuschlüpfen. Ein Studium war unmöglich. Meine Freundin Sibylle und ich sind im Pestalozzi-Fröbel-Haus, zur Ausbildung als Kindergärtnerin und Hortnerin, angenommen worden. Das wurde erst nach einigen Monaten gleichgeschaltet und mit einem Nazikommissar gesegnet. Die unmittelbar erste Tat, die von uns, die wir als Freidenker erzogen worden waren, gefordert wurde, war der Eintritt in die Kirchengemeinde und eine nachträgliche Taufe und Einsegnung. Studenten ohne Kirchenangehörigkeit wurden zu der Zeit nicht zum Examen zugelassen – eine Massnahme, die sich nicht nur gegen Freidenker, sondern auch gegen Juden richtete.

Viele der Lehrer der Karl-Marx-Schule wurden relegiert. Mein Klassenlehrer wurde Reisender in Kaffee, andere emigrierten sofort. Unser begabter Musiklehrer wurde als Volksschullehrer auf ein Dorf versetzt. Der jüdische Vater einer Mitschülerin ist in den ersten Tagen der Machtübernahme von den Nazis erschlagen worden. Der Vater von Heinz Lüschen hat zwei Jahre im Konzentrationslager gesessen und

ist mit zertretenen Nieren entlassen worden. An den Folgen ist er später gestorben.

Die Gestapo wollte Sibylle 1934 verhaften, als sie krank mit hohem Fieber im Bett lag. So liess man sie zurück. Ihre Mutter befand sich gerade illegal im Land und wurde durch die Haushälterin von der versuchten Verhaftung der Tochter unterrichtet. Gemeinsam wurde sofortige Ausreise beschlossen. Beide wollten getrennt, aber im selben Zug, nach Kopenhagen fahren – getrennt, mit der Hoffnung, dass wenigstens eine von beiden durchkommen würde. Sibylle hatte sich beim Verlassen des Hauses einen Mantel direkt über das Nachthemd gezogen, falls sie von der Gestapo angehalten werden sollte. Sie wollte dann sagen, dass sie auf dem Wege zur Ärztin sei. Es gelang ihr aber, bis zum Bahnhof durchzukommen und auch einen Sitzplatz zu finden. Der Zug war sehr voll, und als die Mutter, eine ältere Dame, in der letzten Minute kam, hat ihr ein Eisenbahnbeamter einen Sitzplatz zuweisen wollen. Und wo war dieser Platz? Ein freier Sitz neben ihrer Tochter! Beide waren geistesgegenwärtig genug, nicht ihre Bestürzung zu zeigen, und sassen als Fremde nebeneinander, bis der letzte deutsche Grenzort vorbei war – dann fielen sie sich in die Arme – zur grossen Verwunderung der anderen Fahrgäste.

Ich selbst wurde im Herbst 1934 zur Gestapo gerufen, und diese Aufforderung stand im Zusammenhang mit Sibylle und unserer früheren Reise nach Hamburg. Diese Freunde, die wir damals in Hamburg besuchten, hatten unseren Brief, den wir ihnen nach unserer Reise geschrieben hatten, aufgehoben.

Bei ihrer eigenen Verhaftung ist er von der Gestapo gefunden worden. Sibylles Adresse war angegeben, und die Gestapo brauchte so lange, um ausfindig zu machen, wer die Erna war, die mitunterschieden hatte. Man zwiebelte mich mit Fragen, dann wurde ich im Polizeiauto nach Moabit zum Gefängnis gebracht und einem offenbar misshandelten Gefangenen gegenübergestellt (wie wir damals annahmen – einem Spitzel). Glücklicherweise waren wir uns unbekannt, und man liess mich laufen mit der Bemerkung, dass ich ungeeignet sei, weiterhin als *Volkserzieherin* zu arbeiten.

So musste ich meine Kindergärtnerinnentätigkeit aufgeben. Eine sehr einsame Zeit stand mir bevor; ich wagte nicht, meine alten Freunde – soweit es sie noch gab – zu treffen, falls

ich von der Gestapo beobachtet würde. Ich suchte mir Arbeit als Stenotypistin und versuchte, keine offizielle Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Neue Freunde wagte ich nicht zu machen, da man keinem über den Weg traute. Manchmal sass ich allein im Café, oft gesellte sich ein junger Mann dazu, manchmal erzählte man sich einen damals kursierenden Witz über die Nazis, vielleicht war dieser Mann kein Nazi – aber ich verabedete mich nie mit Fremden. Nach Monaten nahm ich wieder alte Beziehungen auf, aber die meisten der Freunde waren im Ausland oder verhaftet. Viele einsame Stunden habe ich in diesen Jahren verbracht.

Eines Tages traf ich den Lehrer, mit dem ich schon als Schülerin eine Liebesbeziehung hatte. Er arbeitete jetzt als kaufmännischer Angestellter. Der frühere Funke zündete wieder, und wir begannen eine sehr leidenschaftliche Beziehung. Er war noch immer verheiratet, und in dieser schweren Zeit mussten Menschen Zusammenhalten. Ich traf seine Frau, und auf ihre dringende Bitte versprach ich ihr, die Beziehung zu ihrem Mann aufzulösen. Aber er flehte um meine Liebe und konnte mich nicht aufgeben, und ich brachte es nicht fertig, mein Versprechen zu halten.

Durch Zufall entdeckten meine Eltern diese Freundschaft. Sie bestellten den Mann zu sich in die Wohnung und verlangten die Scheidung von seiner Frau oder Trennung von ihrer Tochter. Wir konnten unsere Probleme nicht von meinen Eltern lösen lassen und versprachen nichts. Da gaben mir meine Eltern *Hausarrest*-ich durfte vier Wochen lang abends nicht das Haus verlassen. Da packte ich einige Sachen und zog in ein möbliertes Zimmer.

Aber mein Geliebter hatte Angst, dass mein Vater ihn anzeigen würde (was ich für ausgeschlossen hielt). Da er illegal tätig war, durfte er nichts riskieren. So sass ich allein in einer *sturmfreien* Bude und konnte nur noch von ihm träumen.

Inzwischen hörte ich von einem früheren Schulkameraden, Tully Glatzel, der auch in die Sowietunion gegangen war. Man hatte ihn nach Deutschland zurückgeschickt; an der Grenze wartete die Gestapo auf ihn. Er hatte unter Druck versprechen müssen, für die Nazis unter den ehemaligen ‚Karl Marx‘-Schülern zu arbeiten, u.a. hatte er meinen Namen genannt. Er liess mich aber durch Heinz Lüschsens

Mutter davon wissen. Kurz darauf verübte er Selbstmord, um nicht zu einem Verräter zu werden.

So war mein Name schon wieder bei der Gestapo als verdächtig erwähnt. Ich fasste die Nachricht als Warnung auf. Ich hatte ohnehin mit den Quäkern in Berlin Verbindung aufgenommen und nahm an ihren Englischstunden teil. Ausserdem hatte ich Kontakt mit den ehemaligen ‚Karl Marx‘-Schülern gehalten, die nach England emigriert waren. Diese besorgten mir eine Stellung in einer englischen Privatschule, und mit Pass und 10 Sperrmark in der Tasche stieg ich im Mai 1937 in einen Zug nach Holland. Still und zitternd sass ich im Zug, bis wir zur Grenzstadt kamen – einmal in Holland, atmete ich auf. Ich war draussen, frei, und ein neuer Lebensabschnitt begann.

So kam ich nach England. Ich werde nie vergessen, wie ich die erste Demonstration in England sah, auf der rote Fahnen wehten. Ich drehte mich um und wartete auf die Polizei, die sie auseinanderschlagen würde – aber man demonstrierte friedlich weiter. Es ist unvorstellbar für jeden, der nicht unter einer Diktatur gelebt hat, was es bedeutet, von diesem Druck der Angst frei zu sein. Wie man wieder aufgeschlossen anderen Menschen gegenüberstehen, Freundschaften schliessen, Zeitungen und Bücher lesen kann.



Erna Nelki und Heinz Lüschen, 1930.

Ich blieb eine Woche bei meinen Freunden in London wohnen und fuhr dann zu meiner Arbeitsstelle. Ich war als Deutsch- und Französisch-Lehrerin in einer Privatschule auf dem Land angestellt. Obwohl ich nur wenige Lehrstunden hatte und in der Hauptsache als Helferin für die Hausmutter beschäftigt wurde, hat mir diese Zeit auf der Schule doch viel Freude bereitet. Es war eine fortschrittliche Schule, A. S. Neill (Summerhill) nahestehend, und ich war sehr glücklich, wieder zurückgreifen zu können auf die selbst erlebten Methoden meiner eigenen Schulzeit. Die verhassten *volkstreu*en disziplinierenden Erziehungsmethoden der Hitlerzeit lagen weit zurück.

Das Gehalt war gering, ebenso meine materiellen Ansprüche. Ausserdem konnte ich so manches Wochenende, per Autostopp, nach London in die Wohngemeinschaft meiner früheren Schulfreunde fahren. In diesem Kreis traf ich auch Rosa Leviné-Meyer (*Eugen Leviné* und *Im inneren Kreis*) und ihren Sohn Genia. Auch Wolf Nelki traf ich dort, den ich später heiratete. Wolf lebte in Brüssel, und es war ihm bisher nicht gelungen, die Einreiseerlaubnis für England zu erhalten. Aber da seine Familie in London lebte, besuchte er London oft, und wir verliebten uns ineinander.

Über einige Dinge in England habe ich mich sehr gewundert. Erstens, niemand hatte in England von der ‚Karl-Marx‘-Schule gehört; zweitens, alle progressiven Schulen in England waren experimentell in der Methodik, aber ohne politische Erziehung; drittens, es gab keine politische Jugendbewegung; viertens, die Engländer wussten kaum, was in Hitlers Deutschland vor sich ging. Die einzigen Zeitungen, die manchmal über die Konzentrationslager richteten, waren *The News Chronicle* und der *Manchester Guardian*.

Es war die Zeit der Chamberlain-Regierung und der Kompromissbereitschaft mit Hitler. Meine Kollegen konnten meine Fassungslosigkeit nicht begreifen, wenn man Hitler erlaubte, noch ein weiteres Stück Land zu schlucken. Er schickte seine Flugzeuge nach Spanien und half, den spanischen Bürgerkrieg für die Faschisten zu gewinnen; er fiel in Österreich ein und besetzte 1938 das Sudetenland in der Tschechoslowakei. Hitler traf sich mit Daladier aus Frankreich und Chamberlain aus England in München, und der

Westen glaubte, dass der *Frieden in unserer Zeit* geschmiedet worden sei.

Der Frieden dauerte ein Jahr. Ich erhielt Eilbriefe von meinen Eltern, zurückzukehren – sie überschauten nicht die Gefahr, der ich mich aussetzen würde. «Du musst nicht den Krieg im Feindesland verbringen», schrieben sie. Ich aber blieb in England, bereit mitzumachen, was auch kommen würde.

Und es kam! Der Krieg brach aus. Ich war mit einigen Kindern von London auf das Land evakuiert, als nachts die englische Polizei kam und mich in das Londoner Frauengefängnis Holloway brachte. Sie internieren also alle Ausländer, dachte ich, und bekam erst einen wirklichen Schreck, als ich keinen meiner politischen deutschen Freunde dort sah. Wie ich später hörte, schrieben die englischen Zeitungen, dass alle deutschen Avenren sofort am Anfang ries Krieges verhaftet worden wären – einer davon war anscheinend ich!

Für sechs Wochen waren wir in Einzelhaft – ohne Briefe, Zeitungen, Rechtsanwalt –, vergessen von der Welt. Morgens wurden wir für einen halbstündigen Spaziergang auf den Gefängnishof geführt (vor den kriminellen Gefangenen), ansonsten wurden die Zellen nur für Eimerausleerung, Wasser und Essen geöffnet. Man hatte uns Gürtel und Schnürsenkel abgenommen, das Licht wurde jeden Abend um acht Uhr zentral ausgedreht, und die Nächte auf dem Strohsack waren lang und beunruhigend. Tagsüber hatte ich ausschliesslich Gelegenheit, die Bibel zu lesen; später standen uns zwei Bücher pro Woche von der mobilen Leihbücherei zur Verfügung. Bleistift und Papier durften wir nicht besitzen. Mit mir waren fünfundvierzig deutsche Dienstmädchen verhaftet. Ausserdem eine Deutsche, die einen englischen Faschisten kurz vor Kriegsausbruch geheiratet hatte und damit englische Staatsbürgerin geworden war. Weiterhin war unter uns die geschiedene Frau des SS-Führers von Berlin, Gula Pfeffer, die durch die deutsche Botschaft öeld von ihm überwiesen bekommen hatte; sie war klug, sprachbegabt und eine politisch sehr verdächtige Figur,

Die Gefangenschaft bedeutete für uns: vollkommene Abhängigkeit, eine aufgezwungene fremde Routine, keinerlei Beschäftigungsmöglichkeit ausser Lesen und die vollkommene Abgeschnittenheit von allen Menschen, die einem nahestanden. Schliesslich die vollkommene Unsicherheit unserer Lage

und die Angst, gegen unseren Willen nach Deutschland ausgeliefert zu werden.

Eines Tages erhielt ich Besuch in meiner Zelle. Eine alte englische Dame kam und brachte mir Grüsse von Wolf. Das war eine Erleichterung; er wusste also, wo ich war. Ausserdem befragte sie mich nach meinem Gesundheitszustand, ob ich besondere Wünsche hätte, sie sei eine offizielle Gefängnisbesucherin und könnte helfen. Ich sah nicht ein, warum ich anders als alle anderen behandelt werden sollte, und bat um nichts. Dann kam sie mit der Sprache heraus: Meine Extra-Wünsche als Schwangere könnten berücksichtigt werden. Aber ich war nicht schwanger, was ich auch versicherte. Da ist sie betrübt abgezogen. Wie ich später hörte, hatte sich Wolf seit Wochen bemüht, ausfindig zu machen, wo ich war. Als er zufällig ein Schild *Kommission für Gefängnisbesuch* er sah, hat er diesen Versuchsballon hochgehen lassen, um herauszufinden, ob ich möglicherweise in das Frauengefängnis eingeliefert worden sei. Mich hatte dieser Besuch sehr beruhigt: wusste ich nun doch, dass ich nicht mehr allein da stand.

Der morgendliche Spaziergang gab uns die einzige Möglichkeit, mit anderen zu sprechen. Die Wärterinnen waren nachsichtig und erlaubten uns sogar, Zigaretten zu rauchen, aber die englische Faschistin war die einzige mit Geld und konnte kettenweise rauchen. Bald darauf kriegten wir Schreiberlaubnis, und später durften wir sogar Esspakete empfangen.

Zur gleichen Zeit kamen täglich weitere deutsche Frauen nach Holloway. Tribunale tagten in der Aussenwelt. Obwohl ich meine jüdischen Freunde nicht in Holloway traf, kamen doch viele jüdische Frauen in das Gefängnis: solche, die den englischen Richtern unsicher erschienen waren. Sie waren deshalb sofort verhaftet worden.

Da war ein achtzehnjähriges jüdisches Mädchen, das ein Verhältnis mit einem Industriellen hatte; ein anderes Mädchen hatte sich mit einem Hochstapler eingelassen, gegen den eine Strafanzeige vorlag. Da war eine gute bescheidene jüdische Ärztin, die sich in England ihr Leben als Krankenschwester verdienen musste. Von einer anderen Schwester war sie angezeigt worden, dass sie mit einer Taschenlampe den deutschen Flugzeugen Lichtsignale gegeben hätte.

Es war eine bizarre Gesellschaft von Menschen, die sich im Holloway-Gefängnis zusammenfand. Wieviel besser hatten

es doch die irischen Mädchen, die wegen Feuerbombenwerfen in das Gefängnis gekommen waren. Sie waren auf einem Flügel neben uns untergebracht. Sie wussten, warum sie eingesperrt waren.

Da wir keine kriminellen Gefangenen waren, versuchten die englischen Behörden, unsere Haftzeit zu erleichtern. Die Zellen wurden tagsüber geöffnet, und ein Flur mit Tischen und Stühlen wurde unser Tagesaufenthaltsraum. Selbst eine kleine Küche mit Gasflamme wurde uns zur Verfügung gestellt, damit wir Tee oder Kaffee kochen konnten. Es war eine Erleichterung, aus der Zellenisolierung herauszukommen. Aber zwangsweise mit einhundert Frauen auf engem Raum zusammenzuleben, war auch anstrengend.

An meinem Tisch fanden sich fünf Frauen zusammen, die sich bald anfreundeten. Da war die schon oben erwähnte jüdische Ärztin, sehr lieb, aber ungeschickt mit Menschen; eine junge, lustige Frau, die mit einem Tschechen verheiratet war, einem früheren demokratischen Abgeordneten. Ferner die unglückliche Frau des Hochstaplers. Dann eine junge Nichtjüdin, die von zu Haus weggelaufen war und in grosser Armut im Ausland gelebt hatte, bis ein alter englischer Hauptmann a.D. sie als Wirtschaftlerin engagierte. Für diesen Hauptmann ging sie durchs Feuer. Als der Krieg ausbrach, hatte man ihn in das Kriegsministerium gerufen. Daraufhin wurde sie interniert. Schliesslich war ich da – eine politische Emigrantin. Wir fünf fanden uns zusammen, teilten unsere Esspakete und tauschten unsere Privatgeheimnisse aus. In der Gefängnisatmosphäre waren gefühlsmässige Bindungen absolut lebenswichtig! Ohne die wäre der Aufenthalt unerträglich gewesen.

Wir hatten die Idee, Puppen zu nähen und anzuziehen und durften zu diesem Zweck in eine offene grosse Zelle, so dass wir unter uns waren. Dort nähten wir, unterhielten uns und sangen Lieder zur Laute, die mir Freunde aus der Independent Labour Party inzwischen beschafft hatten.

Wir teilten unsere Hoffnung auf Befreiung, denn alle hatten wir jemanden, entweder eine Privatperson oder das Jüdische Komitee, der für uns arbeitete. Selbst der alte Hauptmann versuchte, seine Wirtschaftlerin wiederzukriegen. Wolf war in England. Bei Kriegsausbruch hatte er sich in England befunden und wurde nicht nach Brüssel zurückgeschickt. Er

schrieb mir einen Heiratsantrag in das Gefängnis, was mich sehr ermutigte.

Weihnachten kam und ging, unsere Puppen wurden an ein Krankenhaus weitergegeben. Nach Weihnachten hörten wir, dass unsere Internierung erneut von einem Tribunal untersucht werden sollte.

Im Januar 1940 kam ich vor dieses Tribunal, das meine Glaubwürdigkeit als politischer Emigrant beurteilen sollte. Auch Wolf Nelki wurde als Zeuge vorgeladen. In meinem Verhör, in dem ich über mein Leben ausgefragt wurde, sagte mir eine der Damen des Tribunals (eine liberale Abgeordnete), dass sie hoffte, dass das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium bald wieder Karl-Marx-Schule heissen möge. Das ist englische Fairness.

Ich wurde wieder nach Holloway zurückgebracht und harrete auf das Resultat. Die Wochen zogen sich endlos hin. Die Freunde nahmen Anteil und versuchten, mich aufzuheitern. Eines Nachmittags wurde ich zur Gefängnisleiterin gerufen: «Hole deine Sachen und warte auf deinen Verlobten. Er wird dich abholen.» Niemals ist mir eine Stunde so lang wie diese vorgekommen, als ich dort im Vorraum des Gefängnisses auf Wolf wartete.

Ich zog dann zu Mitgliedern der Independent Labour Party (Unabhängige Arbeiter-Partei), die mich ohne Bezahlung aufnahmen. Wolf Nelki hatte Fenner Brockway¹, den Sekretär der Independent Labour Party, bereits im Vor-Hitler-Deutschland auf einer Friedenskundgebung kennengelernt. Er hatte diesen Kontakt in England wieder aufgenommen. Die Independent Labour Party setzte sich für mich ein, als ich verhaftet wurde, und veranlasste eine Anfrage im Parlament, warum ich verhaftet worden sei.

Die Independent Labour Party gehörte zur 2½ten Internationale (Londoner Büro) und hatte sich seit 1933 für die Verfolgten der Nazis eingesetzt. Als ich aus dem Gefängnis kam, wurde ich Fenner Brockway vorgestellt. «Hallo, Brother», begrüßte er mich, und diese brüderlichen Gefühle hat er zeit seines Lebens für alle Verfolgten der Welt gezeigt.

Einige Wochen nach meiner Entlassung heiratete ich Wolf Nelki. Beide besaßen wir keinen Pfennig. Das Aufgebotsgeld

¹ späterer Lord Brockway, kämpfte aktiv gegen den Kolonialismus

schenkte uns der Standesbeamte. Er nahm Anteil an uns, weil Wolf das Aufgebot angemeldet hatte, als ich noch im Gefängnis war. Er sorgte auch dafür, dass als Wohnsitz nicht «Holloway Prison» auf meiner Heiratsurkunde steht, sondern nur «X Parkhurst Rd.». Unser Trauzeuge war Fenner Brockway.

Unsere Freunde luden uns zum Essen ein. Zwei Tage später fuhr ich aufs Land in eine Schule, in der ich mich erfolgreich um Arbeit beworben hatte. Wolf wohnte bei seiner Familie in London.

Das war im März 1940. Im April hatte ich Schulferien und kam nach London. Freunde bereiteten uns eine Hochzeitsfeier. Ein Freund brutzelte Pfannkuchen für uns, was er unermüdlich von nachmittags um 4 Uhr bis nachts um 2 Uhr machte. Es war beinahe eine Dreigroschen-Oper-Hochzeit. Vierzehn Tage taten wir so, als hätten wir einen eigenen Haushalt. Dann musste ich zurück zu meiner Schultätigkeit. Unsere örtliche Trennung dauerte länger als erwartet. Was war geschehen? Die Kriegssituation hatte sich sehr für die Alliierten verschlechtert. Holland, Belgien und bald darauf Frankreich wurden von Hitler erobert. Infolge der allgemeinen Verschärfung des Kriegszustandes wurden feindliche Ausländer in England interniert. Im Mai 1940 wurden ungefähr 15'000 Männer und 3'000 Frauen und Kinder zu der Insel Man transportiert. Männer und Frauen kamen in getrennte Lager. Wolf und ich waren dabei.

Ich habe einen ausführlichen Bericht über das Internierungslager im Anschluss an diese Aufzeichnungen geschrieben, so will ich hier nur einige persönliche Dinge hinzufügen. Auf der Insel Man habe ich einige meiner jüdischen Freunde wiedertreffen und neue Freunde kennengelernt. Schätzungsweise wurden im Laufe des Sommers 1940 4'500 Frauen und 30'000 Männer interniert, unter denen etwa 85% jüdische Emigranten waren. Sie hatten gehofft, in England eine neue Heimat zu finden. Sie waren nicht nur unglücklich, sie waren oft seelisch nicht imstande, mit einem neuen Ausgesetztsein fertig zu werden. Die allgemeine Erregtheit vertiefte die Leiden der Internierten. Infolge der schlechten Organisation des Lagers hatte man Nazis und von Nazis Verfolgte nicht voneinander getrennt. Oft hatte man sie in dasselbe Haus oder sogar in dasselbe Doppelbett gesteckt. Dazu kam die

gefährliche Kriegssituation, die Angst vor einer Invasion Englands durch die Nazis, der Mangel an tatsächlicher Information. Da wir weder Radio hören noch Zeitungen lesen durften, wurden wir oft das Opfer von Gerüchten, die im Lager grassierten.

Auf dem Festland fand der Blitzkrieg statt. Englische Freunde beruhigten uns damit, dass wahrscheinlich die Insel nicht bombardiert würde. Aber das war kein Trost, denn wir wollten helfen, Hitler zu bekämpfen.

Ein Jahr lang war ich auf der Insel Man interniert. Ich war bei meiner Ankunft einer kleinen Pension zugewiesen worden und teilte Zimmer und Doppelbett mit einem neunzehnjährigen jüdischen Mädchen. Sie hatte als Dienstmädchen in England gearbeitet, und ihre Familie war in Deutschland zurückgeblieben. Sie war freundlich und grosszügig und ging manchmal in das Dorf, von dem sie immer mit Schokolade und Zigaretten zurückkam, die ihr von den Inselbewohnern geschenkt worden waren. Sie teilte ihre Geschenke mit uns, und die Zigaretten waren immer sehr willkommen. Das ging so einige Wochen, bis mir auffiel, dass ich weniger Silbergeld in der Tasche hatte, als ich vermutete. Eines Tages fehlte sogar eine Pfundnote; nur Vera konnte sie genommen haben. Als wir sie dann stellten, gab sie es zu. Sie war ein so einsamer und verlorenener Mensch, dass sie sich unsere Freundschaft mit Geschenken erkaufen wollte, für die sie uns das Geld erst einmal stehlen musste. Wir waren ziemlich betroffen, zumal wir ihr nicht wirklich gram sein konnten. Wir beschlossen, dass sie das Pfund durch Landarbeit abarbeiten sollte.

Eines Tages sprach mich ein Mädchen an, das mich von der Karl-Marx-Schule her wieder erkannte. Sie war als Jüdin ausgewandert und hatte ihren nichtjüdischen Schulfreund zurückgelassen. Der war im Krieg in der deutschen Handelsmarine als Funker eingesetzt worden. Er hatte die erste Gelegenheit zu entfliehen wahrgenommen, um ihr nachzufahren. Er war vom Schiff in Singapore zum englischen Konsul gegangen und hatte den Engländern den deutschen Geheimcode angeboten. Die englischen Behörden brachten ihn nach England. Er war in einem englischen Gefängnis, sie war auf der Insel Man – aber sie waren im gleichen Land. Sie wurde, wie die meisten von uns, wieder entlassen. Er blieb im Gefängnis, was er zuversichtlich auf sich genommen hatte.

Dann aber – nach so langer Trennung von ihm – wollte sie nicht länger warten, sondern einen anderen Mann heiraten. Das nahm ihm allen Mut, und er machte einen Selbstmordversuch.

Im Laufe des Jahres ergaben sich Kontakte mit anderen politischen Emigranten, die unter dem Einfluss verschiedener Gruppen standen: Neu Beginnen; Internationaler Sozialistischer Kampfbund (ISK); linke Sozialdemokraten und oppositionelle Kommunisten. Minna Specht, eine bekannte Pädagogin und Mitbegründerin des ISK (Internationaler Sozialistischer Kampfbund), befand sich im Lager. Sie ist nach dem Krieg als Leiterin der Odenwald-Schule in Deutschland tätig gewesen. Auch die deutschen Sozialisten, denen es gelungen war, auf demselben Schiff wie der norwegische König nach England zu flüchten, waren interniert. Unter ihnen war auch Käte Strobel, die später Gesundheitsminister geworden ist. Wir trafen uns, diskutierten die Lage, tauschten Nachrichten aus und sprachen uns Mut zu.

«Aber natürlich wollten wir unsere Freiheit. Das wurde möglich aufgrund des zusätzlichen Paragraphen 19, der sich auf politische Aktivisten bezog, die gegen Hitler gekämpft hatten. Wolf wurde im Januar 1941 und ich im Mai 1941 entlassen. Das war eine glückliche Stunde, als ich Wolf auf der Eisenbahnstation in London wiedersah.

Im Juni 1941 griff Hitler Russland an, und die unmittelbare Invasionsgefahr war gebannt. London hatte den Blitzkrieg überstanden, doch er hatte seine Spuren in den Docks und der City hinterlassen. Der Krieg sollte noch vier Jahre anhalten, doch wir erlebten ihn nun wie der Rest der Bevölkerung. Wolf wurde zur Munitionsarbeit verpflichtet; ich arbeitete als Stenotypistin. Seit unserer Heirat hatten wir zum ersten Mal eine gemeinsame Wohnung – zwei Kellerzimmer mit zwei Gasringen als Kochgelegenheit.

Ich arbeitete die nächsten zwei Jahre bei einer in der Öffentlichkeit wirkenden, bekannten Engländerin, Eva M. Hubback. Sie hatte viele Interessen, u.a. die Erwachsenenbildung in der Armee, für die wir Diskussionsmaterial zusammenstellten. Sie war Frauenrechtlerin und setzte sich für «gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit» sowie für ein staatlich bezahltes Kindergeld ein, das an die Mutter direkt ausgezahlt werden sollte. Das wurde nach dem Krieg gesetzlich eingeführt und

ist ihrer unermüdlichen Arbeit zu verdanken. Mrs. Hubback befreite uns von den Kellerzimmern. Sie besorgte uns ein Domizil in Hampstead: eine Villa, die wir hüten sollten, während die Eigentümer evakuiert waren. Während dieser Kriegsjahre war London ein internationales Zentrum, in dem sich alle antifaschistischen Kräfte der westlichen Welt sammelten. Die verschiedenen Regierungen der



Erna Nelki, 1937.

von den Nazis eroberten Länder hatten in London ihren Sitz. Auch die deutschen Gewerkschaften und antifaschistischen Parteien waren jetzt zugelassen. Wir gehörten den deutschen Gewerkschaften an, bei deren monatlichen Versammlungen sich alle Parteien und Splittergruppen trafen. Die Gewerkschaften beschäftigten sich mit Tages- sowie mit Nachkriegs-problemen. Ich gehörte dem Erziehungsausschuss an, der Richtlinien für die Erziehung in Deutschland nach der Niederlage Hitlers diskutierte.

Im kleinen Massstab wirkte unser Haus in Hampstead als Forum für die sogenannten *Heimatlosen Linken*, nämlich all jene, die weder kommunistisch noch sozialdemokratisch parteigebunden waren. Unsere kommunistischen Ideale hatten starke Erschütterungen erfahren, besonders seit den Moskauer Prozessen 1936-1938, die wir oft diskutierten. Nicht zu glauben war die Behauptung, dass die Generation der alten Bolschewisten, die mit Lenin die Revolution organisiert hatten, nun zu Volksfeinden geworden sein sollten. Wir zweifelten die *freiwilligen Geständnisse* an, in denen sich die alten Genossen selbst beschuldigten. Der zweite Schlag war der Nichtangriffspakt zwischen Stalin und Hitler, der eine Woche vor dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossen wurde. Was würden dazu die illegalen Kämpfer in Deutschland sagen? Und ich hatte 1933 naiverweise geglaubt, dass die Sowjetunion den deutschen Kommunisten gegen Hitler Beistand leisten würde. Auch die neue Linie der Kommunistischen Partei, die den Krieg für imperialistisch hielt, bis die Sowjetunion angegriffen wurde, wurde diskutiert. Ausserdem beschäftigten wir uns mit Problemen der englischen Kolonien, und zusammen mit Vertretern der Independent Labour Party hörten wir George Padmore von Ghana und Vertreter französischer Sozialisten. Unser grosses Haus eignete sich gut zu solchen Treffen.

Wir organisierten auch eine deutsche Jugendgruppe, die aus elternlosen jüdischen Jugendlichen bestand, die mit einem Kindertransport nach England gekommen waren (Juden, die noch keine Auswanderungsmöglichkeit hatten, schickten oft ihre Kinder in die Sicherheit des Auslandes). Wolf, als ehemaliger Rechtsstudent, stellte eine Liste von Gesetzen zusammen, soweit sie Ausländer betrafen. Er hat durch seinen Rat vielen Menschen geholfen. Immer wieder sagten



Erna Nelki, 1943.

uns Freunde: «Meinen Erfolg verdanke ich in letzter Instanz euren Ratschlägen damals in Hampstead.»
Seit zwei Jahren hatten Wolf und ich eine gemeinsame Wohnung, ein gemeinsames politisches Leben, das uns immer wieder versöhnte, wenn unsere verschiedenen Charaktere aufeinanderprallten. Wolf musste dauernd mit vielen Men-

schen zusammenkommen. Ich aber, nachdem wir Wohnung und Stellung hatten, wollte ein Nest aufbauen. Für Wolf war England damals noch ein Notaufenthalt. Für mich war es ein Land, in dem ich Wurzeln schlagen wollte. Ich sehnte mich nach einem Kind. Das aber schien Wolfs Lebensplänen entgegenzustehen. So gab es manche Gegensätze in unserem Leben. Es waren Jahre der Krise. Schliesslich konnte ich ihn doch zu einem Kind überreden. 1944 gebar ich mein erstes Kind, einen Jungen.

Im gleichen Jahr versuchte Hitler, mit der VI-Waffe England zu zerstören. Mütter und Kinder wurden aus London evakuiert. Ich fuhr mit drei Freundinnen und ihren Kindern oder zu erwartenden Kindern in eine Landarbeiterkate auf einem Bauerngut in Wales. Wolf schrieb nach wenigen Wochen seltener, aber desto entschiedener vertrat er die folgende Meinung: «Du hast Dein gewünschtes Kind; suche Dir Arbeit und baue Dir Dein eigenes Leben auf – aber ohne mich.»

Ich war kaum in einem Zustand, mich damit abfinden zu können. Ich brauchte meinen Mann und seine Hilfe mehr denn je. Doch Wolf fand, dass unsere Ehe an unseren scheinbar unlösbaren Problemen zerbrochen sei. Ich wartete vergebens auf einen versöhnenden Brief. Alle anderen Ehemänner kamen an manchen Wochenenden ihre Frauen besuchen – Wolf kam nie.

Ich glaubte, Wolf verloren zu haben; zudem wollte ich mich ihm nicht aufzwingen. Was sollte ich tun? Ich fühlte mich machtlos und verhielt mich monatelang untätig. Ich war sehr unglücklich, trotzdem freute ich mich an meinem Baby. Wir teilten ein Zimmer, es schlief ruhig jede Nacht und weckte mich morgens mit glücklichen Lauten. Wir hatten alle nicht schwer zu arbeiten, gepflegten uns selbst und teilten die Arbeit untereinander auf. Einmal im Monat zogen wir bei Wind und Wetter mit Kinderwagen zur 8 km entfernten Babyklinik. Wir strickten Kleidung für die Kinder, halfen uns bei ihrer Pflege, und in der Freizeit lasen wir viel. Zwei Babys wurden in Wales geboren. Eine Mutter bekam ihre Wehen während eines tollen Gewittersturms. Wir mussten sie eine halbe Stunde lang über die Felder zum nächsten Dorf bringen. Alle zwei Minuten mussten wir anhalten, da sie sich vor Schmerzen krümmte. Endlich erreichten wir das bestellte

Taxi auf der Hauptstrasse. Von einer Hebamme begleitet kam sie noch rechtzeitig in die Geburtshilfeklinik.

Aber auf die Dauer konnte ich nicht so weiterleben und musste den Unterhalt für mich und mein Kind verdienen. Obwohl meine Freunde eine Tätigkeit an einer Schule für mich vorschlugen, wollte ich doch mein Baby nicht in einem Internat aufwachsen sehen. Ich wollte mehr Kontakt mit ihm halten und nahm Arbeit als Kindermädchen in einer Familie an. Ich ging Anfang 1945 auch wieder nach London zurück, da die Luftangriffe nicht mehr so gefährlich schienen.

In den nächsten eineinhalb Jahren versuchte ich, mir und meinem Kind eine Existenz aufzubauen. Die Zeit als Kindermädchen war nicht sehr erfreulich und bedeutete viel harte Arbeit. Hatte ich doch insgesamt drei kleine Kinder unter fünf Jahren zu behüten. Damals trug ich ständig zwei Kinder auf meinen Armen. Sie wurden schwerer und schwerer und schwerer. Da der Vater im Krieg war, lebte die Mutter der Kinder mit deren Grossmutter. Diese Grossmutter mochte mich nicht. Ich war erstens nicht eine der üblichen Gouvernanten, die sie sich für ihre Enkel vorgestellt hatte. Überdies zählte sie mir die Happen vom Munde ab und fand, Deutsche essen zu viel. Ich kochte das Mittagessen für uns alle, oft auch noch das warme Abendbrot. Aber ich hatte zwei Zimmer für mich und mein Kind zur Verfügung, mein Essen und Gehalt. Mein Kind, das mich bis dahin ganz allein für sich hatte, begann Schwierigkeiten zu machen, weil es eifersüchtig war. Später hat es seine Gefährten lieb gewonnen.

Ich benutzte die Zeit für einen Kurs in einer Abendschule, der, statt in zwei Jahren ganztägig, in vier Jahren durch Abendstunden zu einem Diplom als Sozialfürsorgerin führen sollte. Sechzehn schriftliche Arbeiten mussten pro Jahr eingereicht werden. Zudem war ein jährliches Zwischenexamen vorgeschrieben. Ich habe diesen Kurs mit Eifer mitgemacht. Er schuf für vieles Ausgleich, gab geistige Anregung, machte mich mit neuen Menschen bekannt und ermöglichte vielleicht eine neue Laufbahn in England. Die Vorbereitungsarbeiten fielen mir sehr schwer, weil meine Nächte oftmals von Kindergeschrei unterbrochen wurden. Schwierig war es auch, die richtigen Bücher zu besorgen, und meine Vorbereitungsfrist war sehr beschränkt. Aber statt abends unglücklich an das Haus gebunden zu sein, konnte ich mich nützlich be-

schäftigen. Ich habe das mit Schwierigkeiten erarbeitete Examen mit Erfolg bestanden.

Manchmal ging ich auch aus und war eingeladen, aber es ist nicht leicht, als Hausangestellte mit beschränkter Freizeit Beziehungen zu pflegen. Am traurigsten waren die Sonntagnachmittage, an denen ich stundenlang allein mit drei Kindern spazierengehen musste. Nach einem Jahr gelang es einer Freundin und mir – wieder durch Mrs. Hubback –, eine kleine Wohnung zu finden. Zwei Kinder warteten auch dort im Haus auf mich, die ich nachmittags beschäftigen sollte. Die eigene Wohnung, geteilt mit der Freundin, gab mir endlich etwas Freiheit. Dann ergab sich die Gelegenheit, einen Kindergarten zu organisieren, zusammen mit einer anderen Dame, die die Räumlichkeiten hatte. So haben wir sehr erfreuliche drei Jahre zusammengearbeitet. Auch der Freundeskreis vergrösserte sich zusehends.

Was war inzwischen mit Wolf geschehen? Da ich in London wohnte, sahen wir uns gelegentlich. 1946 hatte er Gelegenheit, mit Fenner Brockway nach Deutschland zu fahren. Das war die erste Verbindung mit Deutschland, die einer von uns aufnehmen konnte. Wolf suchte nach Genossen, Freunden und Verwandten und besuchte auch meine Eltern.

Ich werde nie vergessen, wie erschüttert er von dieser Reise zurückkam – er hatte bis dahin nicht das Ausmass der Vernichtungslager gekannt. Ebenso erschüttert war er über die Zerstörung der Städte und die Hungersnot, die er in Deutschland vorgefunden hatte

Wolf war in Hannover, als Kurt Schumacher die Sozialdemokratische Partei Deutschlands neu gründete, und Fenner Brockway war der erste ausländische Sozialist, der als Sekretär der Independent Labour Party die Grüsse der englischen Sozialisten übermittelte. Er wurde mit brausendem Beifall begrüsst. Das zu einer Zeit, als die Militärregierung noch auf *Non-fraternisation* bestand.

Nach seiner Rückkehr organisierte Wolf die Aktion «Essens- und Kleiderpakete», bei der ich ihm half. Beides wurde gesammelt, gepackt und über Genossen in der englischen Armee, die Zwanzig-Pfund-Pakete erhalten durften, an deutsche Familien weitergeleitet. Trotz Rationierung in England waren die Gaben sehr grosszügig, und ich glaube, dass diese Aktion in Deutschland dankbar aufgenommen wurde. Meine

Eltern liessen mir sagen, dass ich sie damit am Leben erhalten habe. Sie hatten mir verziehen, dass ich nicht nach Deutschland zurückgekehrt war.

Unsere gemeinsame Aktion, die gemeinsame Basis unserer Weltanschauung, das für Wolf immer interessanter werdende Kind und nicht zuletzt die ursprüngliche Anziehungskraft brachten Wolf und mich 1947 wieder zusammen. Wir nahmen unsere unterbrochene Ehe wieder auf. Welch weise Entscheidung das damals war!

Zusammen mit der Independent Labour Party organisierten wir auch die Kriegsgefangenen-Besuche. Deutsche Kriegsgefangene in den Vereinigten Staaten wurden nach Kriegsende nach England transportiert, in Kriegsgefangenenlagern untergebracht und als Landarbeiter beschäftigt. Wenn eingeladen, durften sie das Lager verlassen, aber es war ihnen verboten, öffentliche Transportmittel, Restaurants oder Läden zu betreten. Sie kamen in ihren Khaki-Uniformen – behaftet mit einem grossen Flecken, auf dem PoW (Kriegsgefangener) stand –, ihrer achtzig oder hundert angetrabt, um an den Veranstaltungen teilzunehmen. Da gab es Tee und Kuchen, Musik und Unterhaltungen und Diskussionen. Die englischen Genossen wollten zeigen, dass sie einen Unterschied zwischen Nazis und Deutschen machen können. Wir wollten sie auch mit anderen Meinungen als der doktrinären der Nazis bekannt machen. Wolf und ich betreuten sechs von ihnen, die ein Teil unseres Haushalts wurden. Wir haben noch heute einen Hampelmann, den sie für unseren Jungen bastelten.

In den Nachkriegsjahren mussten wir uns entscheiden, ob wir nach Deutschland zurückkehren wollten. Diese Entscheidung fiel uns sehr schwer. Deutschland war ein geteiltes Land, für welchen Teil sollten wir uns entscheiden? Unser Schicksal war ein so anderes im demokratischen England als das der Menschen, die Jahre unter einer Diktatur gelebt und gelitten hatten. Ausserdem hatten wir beide Anteil am englischen Leben genommen und hatten begonnen, Wurzeln in England zu fassen. 1950 entschieden wir uns, die englische Staatsbürgerschaft zu beantragen.

Damit hörten wir auf, Emigranten zu sein. Es kam nun darauf an, einen zweiten Bildungsweg zu finden, um uns eine Existenz in England aufzubauen. Mir gelang es, meine eng-

liche Lehrerinnenausbildung nachzuholen – so ‚ist das Mädel doch noch Lehrerin geworden‘ – wie es die Lehrer vorausgesagt hatten. Mit meinem festen Gehalt konnte sich auch Wolf ein Zweitstudium erlauben. Er ist nach fünf Jahren Studium ein in England ausgebildeter Zahnarzt geworden. Inzwischen kam unser zweites Kind, ein Mädchen, auf die Welt. Ich habe bis zu meinem fünfundsechzigsten Geburtstag gearbeitet und habe jetzt das erste Mal Musse, über mein Leben nachzudenken.

Es mag als ein schweres Leben erscheinen, aber das Leben unter dem Faschismus und während des Krieges war für alle schwer, wo immer sie lebten. Wir sind mit dem Leben davongekommen. Viele sind in den Lagern der verschiedensten Länder umgekommen.

Schwerwiegender ist, dass der Idealismus unserer Jugend so schwer enttäuscht worden ist. Den Sozialismus, wie wir ihn uns damals ersehnten – die Diktatur des Proletariats, die vorübergehend bestehen sollte, um dem wahren Sozialismus Platz zu machen –, wie können wir darauf noch hoffen?

Juli 1980

Im englischen Frauenlager auf der Insel ‚Man‘

«Es hat viele Monate nach Kriegsausbruch gedauert, bis die britischen Behörden den Unterschied zwischen Faschisten und den von diesen verfolgten Juden und Sozialisten begriffen. Zu den grässlichsten Erinnerungen meiner Lagerzeit gehört das nahe Zusammenleben mit den Nazis...»

Der Schock

Am 27. Mai 1940 wurden ca. 3'000 *verdächtige* Frauen deutscher Herkunft in Grossbritannien von der Polizei aus ihren Wohnungen geholt. Wohin, das sagte man ihnen nicht. Für die meisten dauerte die Reise länger als einen Tag. Für die Nacht brachte man diese Menschen aller Jahrgänge, aller sozialen Schichten, in leeren Sportstadien unter. Da krümmten sie sich auf Stühlen oder lagen in dreckigen Kabinen: Alte Frauen, kranke Frauen, schwangere Frauen, Frauen mit kleinen Kindern. Die Toiletten waren verschmutzt. Die Waschgelegenheiten nicht ausreichend.

Während der Weiterfahrt durfte kein Schritt ohne Polizeibegleitung gemacht werden. Als besonders entwürdigend wurde empfunden, dass die Türen der Toiletten bei Benutzung offen bleiben mussten. Viele weinten oder bekamen Angstzustände. Keine wusste, wo sich ihr Mann befand, wer die Miete weiter zahlen würde, ob das Gas in der Küche ausgedreht war. Was sollte aus den Kindern werden, die in Internaten untergebracht waren?

Wir kamen in Liverpool an. Wurden mit Autobussen zum Hafen gefahren, was nicht ohne Anpöbelung seitens der Bevölkerung vor sich ging. Ein belgischer Dampfer, der früher den Ärmelkanal befahren hatte, war vollgeladen, weit über seine Fassungskraft und mit Sitzgelegenheiten höchstens für Schwangere und Greisinnen; er sollte uns auf die abgelossene *Insel Man* bringen. Auch auf dem Schiff waren die

* Dieser Beitrag erschien zuerst in dem in der Reihe rororo aktuell erschienenen Band: Walter Zadek (Hg.), «Sie flohen vor dem Hakenkreuz. Selbstzeugnisse der Emigranten. Ein Lesebuch für Deutsche», Band 4836, Reinbek, Dezember 1981.

Toiletten bald verstopft. Und um das englische Essen rissen sich die Ausgehungerten. Den Schock dieser ganzen *Blitzaktion* haben eine Menge von ihnen nie überwunden.

Auf der Insel stand man Stunden, ehe die 3'000 Frauen untergebracht waren. Man hatte uns in *Port Erin* und *Port St. Mary* ausgeladen. Wir mussten in einer langen Schlange aufmarschieren, um auf verschiedene Hotels und Pensionen verteilt zu werden. Aber wir waren zu viele. Am Abend sah ich z.B. eine junge Frau mit zwei kleinen Buben auf einer Bank am Meer auf ihre Zuteilung warten.

Wir schliefen mit wildfremden Wesen im Doppelbett zusammen. Die Wirte erhielten nur eine geringe Entschädigung für unsere Beherbergung und Verpflegung, aber andererseits brauchten sie keine Hausangestellten, da das zu unseren Pflichten gehörte. Ausserdem waren auch alle Zimmer in den Wintermonaten besetzt. Des Krieges wegen gab es nur in einem einzigen Gemeinschaftsraum Licht. So musste man sich im Dunkeln in die Betten der kleinen Zimmer tasten. Und allein, allein für sich konnte man nirgends sein.

Die beiden Orte unserer Behausung waren mit Stacheldraht abgezäunt. Er war jedoch so weit gespannt, dass man etwa zwanzig Minuten *Auslauf* hatte. Trotzdem bekamen viele infolge der Einsperrung Angstzustände. Gleich in den ersten Wochen rannte eine junge Frau ins Meer und ertrank. Anfangs wusste niemand, was aus seinen Angehörigen geworden war. Täglich standen lange Reihen vor den Büros der Leitung in der Erwartung von Post. Vergebens! Später sagte man uns: In Liverpool hatte es sechs Wochen lang keinen Zensur gegeben. Darum liess man die Briefe von oder an uns einfach liegen – und wir waren voll Ungewissheit, was aus unseren Familien geworden war. Dazu schwirrten Gerüchte über eine bevorstehende deutsche Invasion durch die Luft. Die Überreiztheit der eingepferchten Frauen stieg ständig an. Das Drängeln und Schubsen bei dem so häufigen Anstehenmüssen wurde unerträglich. Ein Fünfjähriger sagte zu seiner Mutter: «Hier gibt es gar keine Menschen, Mutti – nur Frauen.»

Weitere 1'500 Frauen sind im Laufe des Sommers interniert worden. Sie wurden in Frauengefängnissen gesammelt; dort mussten sie auf einen Transport auf die Insel Man warten, was bis zu neun Wochen dauerte. Mütter mit Kindern hatte man

beim Empfang in das Gefängnishospital eingewiesen. Am nächsten Morgen bezeichnete es die Oberschwester darin als zu grausam, Kinder in einem Gefängnis zu halten. Sie müssten weg, in Kinderheime! Als ob es weniger grausam wäre, sie jetzt von ihren Müttern zu trennen.

Aber auch das Gefängnis war schon überfüllt. Die meisten schliefen dort auf Holzbrettern. Das Haus war mit Verhafteten jeglicher Herkunft besetzt. Auch mit Nazis, die sich laut dazu bekannten. Eine Emigrantin, die als *Politische* bereits mehrere Jahre in deutschen KZ's gelitten hatte, bekam deswegen Angstzustände und Schreikrämpfe.

Im Juli brach eine wirkliche Panik im Lager aus. Am 2. Juli 1940 war ein unbewaffneter Transport internierter Männer auf dem Handelsschiff Arandora Star, unterwegs nach Kanada, von einem deutschen U-Boot versenkt worden. 1'500 wehrlose Männer ertranken. Unsere Lager-Kommandantin machte uns unwahre Angaben darüber. Zuerst sprach sie von italienischen Kriegsgefangenen, dann waren es deutsche gewesen. Aber bestimmt keine Internierten. Und wenn, dann niemand, der in unserem Lager Verwandte hatte.

Nie werde ich Lotte vergessen. Ihr Mann, Karl Olbrisch, bis 1933 kommunistischer Reichstagsabgeordneter, war von begriffsstutzigen Richtern als naziverdächtig interniert worden und damit zur Verschickung bestimmt. War er auf dem Schiff gewesen? Die Liste der Umgekommenen machte man erst sehr viel später bekannt. Lotte hatte schon durch die Aufregungen der Internierung vorher eine Fehlgeburt gehabt. Die Opfer-Listen kamen endlich heraus. Sie hatte nicht nur ihr Kind, sondern auch ihren Mann verloren.

4'000 Frauen organisieren sich

Von den 4'500 Frauen, die inzwischen im Lager lebten, waren die meisten – 85% – jüdische Emigranten, wenige nicht jüdische *Politische*. Aber 12% Nazis!

Die Verteilung war ohne jede Sorgfalt erfolgt. Juden, in Deutschland verleumdet und gehetzt, mussten sich von den siegestrunkenen Naziweibern täglich Beschimpfungen gefallen lassen. Eines teilte das Doppelbett mit einem durch Kindertransporte herübergekommenes Geschöpfchen. «Geh

weg, Jid, du stinkst», wurde das junge Ding angeschrien. Bis wir anderen ihre Verlegung erwirkten.

Als es zu Prügeleien kam, bewogen wir die Kommandantin dazu, das Hotel *Bellevue* rein arisch zu belegen. Sie hatte vorher nicht begriffen, dass Emigranten von *drüben* nicht alle Hitleranhänger waren. Später schufen die in jedem Haus gewählten Sprecherinnen noch manche Einrichtung, die mehr Ordnung ins Chaos brachte und besondere Wünsche erfüllte. Dazu gehörte die Bestimmung eines Hotels für orthodoxe Jüdinnen und eine Vertretung gegenüber uns besuchenden Abgeordneten und vieles andere.

Was aber sollte mit den 150 Kindern geschehen, die verwahrlost im Lager herumstrolchten oder gelangweilt bei ihren Müttern hockten? Unter den Acht- bis Zehnjährigen waren einige stark aggressiv und undiszipliniert. Sie hatten 1938 noch die Kristallnacht in Deutschland erlebt, hatten gesehen, wie ihre Väter abgeschleppt, Läden geplündert, Synagogen geschändet wurden. Sie kannten bisher nur Verfolger und die völlige Gesetzlosigkeit um sich herum.

Für die Kinder wurde durch die Lehrerinnen aus unserer Mitte ein regelmässiger Unterricht begonnen. Wir stellten selbst einfache Lesebücher her, kauften Papier und Buntstifte, verwendeten Möwenfedern zum Malen.

Als führenden Kopf fanden wir eine weltbekannte Erzieherin, Minna Specht. Einst hatte sie mit Leonard Nelson den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) gegründet. Über Dänemark war sie auf der Flucht nach Wales gelangt. Hatte dort eine Internationale Schule eröffnet, auf die auch viele Engländer ihre Kinder schickten. Aber da sie politische Emigrantin war, mit der Peace Pledge Union in Verbindung stand, erschien sie den Behörden verdächtig. Noch im Alter von sechzig Jahren steckte man sie mehrere Wochen ins Frauengefängnis von Manchester und internierte sie danach auf unserer Insel. Später, nach ihrer Entlassung, schrieb sie mehrere wichtige pädagogische Werke, von denen einzelne, über Nachkriegserziehung, auch in der BRD erschienen. Sie starb 1961 in Bremen.

Auch die Schwierigkeiten mit den gefährdeten Jugendlichen wurden mit Hilfe einer geschulten Sozialfürsorgerin verringert. So dass wir sogar darangehen konnten, es den Kindern zu erleichtern, sich nach dem Ende der Abschliessung in die

umgebende englische Gesellschaft einzuordnen. Entsprechende Einführungen schafften wir auch für Erwachsene: Sprach- und Literaturkurse, Unterricht in Geschichte, Biologie u.a. Das wurde noch erweitert durch die Bildung von Theater- und Musikgruppen, durch verschiedenartige handwerkliche Ausbildung, durch die Lehre einer ans Englische angepassten Einheitskurzschrift – und sogar durch Anleitung zu kosmetischer Praxis.

Eine der Frauen verstand es z.B., Gesichtscrème herzustellen. Sie braute sie über einer Spiritusflamme im Hotel und setzte sie an einen ständig wachsenden Kundenkreis ab. Allerdings besaßen nicht viele die erforderlichen Barmittel. Da erfanden wir ein *Lagergeld*, das nur im Innenverkehr verwendbar war. Alle Dienstleistungen wurden damit bezahlt. Wer wusch, wer kochte, wer schneiderte, wer strickte, wer frisierte, wer lehrte, wer schauspielerte – jeder erhielt entsprechend einer von uns ausgerechneten Bewertungs-Skala einige dieser Gutscheine für seine Leistung. Damit konnte er wieder andere Dienste honorieren, vermochte sich sogar Kaffee und Kuchen in einem von uns eröffneten Café zu gönnen.

Eine junge Frau strickte deutsche Trachtenjacken. Eine andere bastelte aus Muscheln Halsketten. Eine dritte sammelte Algen als Düngemittel. Wieder eine brachte Treibholz herein. All das wurde durch eine zentrale Dienststelle an die Bewohner der Insel verkauft. Selbst ein Schwein und seine Jungen konnten wir dank der Abfälle aus unseren Hotels aufziehen. Lief dann Bargeld ein, so kauften wir neue Rohmaterialien.

Das Verlangen nach Männern

Auf der Insel befand sich ausser dem Lager der Frauen, weit von diesem entfernt, das der Männer. Eine Verständigung brauchte viel Zeit. Denn jeder Brief – zweiwöchentlich, mit höchstens je 24 Zeilen waren gestattet – ging per Schiff zum Zensor nach Liverpool und dann erst wieder auf die Insel zurück.

Am 26. Juli 1940 durften sich Eheleute einmal kurz wiedersehen. Und dies unter einem uns vorgetäuschten Blickpunkt: Umsiedlung. Wir sollten eine Auswanderung nach Australien

vorbereiten. Dort würden wir auch wieder frei unseren alten Berufen nachgehen können. In Wahrheit wollte man uns aus dem einen Lager in ein entfernteres verpflanzen: Wir sollten uns freiwillig deportieren lassen. Unsere Aussprache darüber mit den Männern war kurz. Es wurde ein Sich-Sehen. Zum Austausch von Zärtlichkeiten blieb keine Zeit.

Als wir später von unserer Kommandantin eine sichere Zusage verlangten, dass wir auf dem fünften Erdteil tatsächlich frei sein würden, da antwortete sie nur mit einer Verwarnung, unsere Gefährtinnen nicht aufzuwiegeln. Am Schluss ist dann keine einzige von uns verschickt worden. Mit den Männern allerdings verfuhr man härter. Annähernd 8'000 mussten die Fahrt nach Kanada oder Australien antreten. Oft unter Druck oder gegen falsche Versprechungen. Und in der anderen Hemisphäre wurden sie noch länger im Lager festgehalten als wir Inselbewohner.

Das Leben ganz ohne Männer – es fiel den meisten Frauen sehr schwer. So war es nur natürlich, dass sich lesbische Beziehungen entwickelten, und Paare lagen oft Arm in Arm am Strand. Jedoch in den meisten Fällen handelte es sich um Frauen-Freundschaften, die dann die Nachkriegszeit überdauerten.

Manche Mädchen hatten sich mit Männern aus dem Dorf eingelassen. Auch mit Lieferanten. Der Schlächter oder der Bäcker wurden von den Wirtinnen zu einer Tasse Tee eingeladen und die Mädchen auch. Das Übrige ging uns nichts an.

Die Fischersleute flickten tagsüber am Strand ihre Netze, die danach in Schuppen aufbewahrt wurden. Manches Mädchen verschwand dann ebenfalls einige Zeit in solchen Schuppen. Und bei uns im Lager selbst, wo doch junge Burschen bis zum 16. Lebensjahr bei den Müttern gelassen wurden, sollen nicht wenige von diesen ihre Unschuld verloren haben.

Die meisten der 4'500 Mädchen oder Frauen hatten auf dem Kontinent Schlimmes durchgemacht. Als Masse konnten sie zuweilen rücksichtslos oder hysterisch erscheinen. Als Einzelne jedoch waren sie empfindsam und aufopferungsbereit. Die Jüngeren, mit Kindertransporten in englischen Heimen untergebracht, wurden völlig sinnlos nach Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres dort herausgerissen und ins Lager

gesteckt. Als ich z.B. eine von ihnen kennenlernte, hatte sie noch nicht einmal geahnt, dass sie als einzige von einer zwölfköpfigen Familie übrigbleiben würde.

Wir sind nicht verbittert

Inzwischen hatten sich im britischen Parlament die Anfragen gehäuft, warum man die Gegner Hitlers hinter Stacheldraht verwahre. Ende August 1940 wurde beschlossen, sowohl die wissenschaftlich oder kulturell Bedeutsamen unter ihnen als auch einwandfrei Naziverfolgte und solche, die in Deutschland oder Spanien gegen den Faschismus gekämpft hatten, freizulassen. Ein Tribunal unter Sir Cecil Hurst sollte jeden einzelnen Fall untersuchen.

Daraufhin nahm ab 1941 die Zahl der Entlassungen schnell zu. Wir hatten inzwischen einzusehen versucht: Die Tatsache, dass die Nazis einen Überfall auf England vorbereiteten und dafür mit Spionen in Verbindung standen, hatte die Briten zu den überstürzten, unvernünftigen Massen-Internierungen und Verschickungen getrieben. Diese waren grausam gewesen und hatten manche Tragödie zur Folge gehabt. Aber als einen Akt des Selbstschutzes mussten wir sie unserem Wirtsvolk zugutehalten.

Eine junge Internierte, die vorher bereits drei Jahre in deutschen Haftanstalten erduldet hatte, war erst spät, im Jahre 1941, vor das Entlastungs-Tribunal gerufen worden. Man brachte sie nach London, wo sie wieder in einem Frauengefängnis auf das Verhör warten musste. Sie schreibt:

«... Meine schlimmste Erinnerung war der Moment, als ich von Neuem in eine Zelle gesperrt wurde. Aber mein glücklichster Augenblick war, als mir Sir Cecil Hurst am Ende des Verhörs sagte: ‚I apologize for the trouble we caused you. I hope it will not embitter you against this country...!‘¹ Nein, wir sind nicht gegen England verbittert.

¹ «Ich muss mich für die Schwierigkeiten entschuldigen, die wir Ihnen gemacht haben. Ich hoffe, dass Sie nicht verbittert sein werden gegen dieses Land.»

«Die Garbo für die Seele, die Dietrich für den Bauch»

Lesbisch-Sein vor der Frauenbewegung

Liebe Gisela,

vielen Dank für Deinen Brief. Ob ich auch Deine Aufforderung zur Mitarbeit an dem geplanten Frauenbuch in meinen Dank mit einbeziehen soll, bin ich allerdings nicht ganz sicher. Hast Du mir damit nicht vielmehr ein dickes Kuckucksei in mein so schön ruhiges Daseinsnest gelegt?!

Wie kamst Du zu dem Titel: «Die Garbo für die Seele, die Dietrich für den Bauch»?! So haben wir tatsächlich damals «gelästert». Wir, die Junioren, die Grünschnäbel, seinerzeit Anfang der dreissiger Jahre. Als ich gerade aus der Penne gekommen war und Laila G. kennenlernte, eine jüdische Russin aus gutem Stall. Der Bruder war Professor an der Sorbonne in Paris. Sie wohnte bei den Eltern, ihr Zimmer war total schwarz tapeziert, und die honigfarbenen Biedermeiermöbel hoben sich sehr effektiv davon ab. Laila hatte – neben ihrem Studium der Individual-Psychologie (nach Adler) – einige Zeit in einer Berliner Fabrik gearbeitet, um das Arbeiter-Milieu ohne Tünche kennenzulernen, und war davon so stark tangiert, dass sie gleichzeitig auch «ehrenamtlich» die Rote Fahne auf der Strasse ausrief und verkaufte. Das alles imponierte mir damals beträchtlich.

Laila litt sehr unter der unglücklichen Liebe zu einer verheirateten Frau. Nun platzte auch ich nicht gerade vor Glück aus allen Nähten, und so besuchten wir eines Abends, um uns einmal «umzusehen», eine sogenannte geschlossene Veranstaltung des Clubs Sonne, in dem sich ausschliesslich Damen jeden Alters und jeder Schicht tummelten und fleissig das Tanzbein schwingen.

Diese Veranstaltung fand in den Räumen eines Logenhauses in Wilmersdorf statt. Jede Besucherin musste sich ausweisen. Wir beide taten das mit unserem Schülerfahrausweis für die BVG (Berliner Verkehrsgesellschaft). Prompt fand auch eine der damals sehr gefürchteten Razzien durch die Kripo statt.



Miro Schönberg.

Es gelang uns, unbehelligt zu verschwinden, nicht ohne dass uns der Schreck darüber für einige Zeit ganz schön in den Knochen steckte. Zudem hatten wir die ganze Fête sowieso als ziemlich deprimierend empfunden, denn es waren dort in der Majorität solche «Krawalltypen» vertreten, dass einem alle Illusionen vergehen konnten. Für lange Zeit hatten wir die Nase voll von derartigen Abenteuern.

Jahre später hörte ich, dass bei solchen Razzien die Damen lastwagenweise zum Alexanderplatz (Polizeipräsidium) zum Verhör gebracht worden waren. Während des Krieges wurde eine Freundin von mir, die auch seinerzeit am Alexanderplatz verhört worden war, von der Gestapo zu einer Vernehmung geladen und ausgequetscht, wie und warum sie zu ihrer Veranlagung gekommen sei. Und als man dann auch noch von ihr wissen wollte, auf welche Weise genau sie es denn treibe, verweigerte sie die Aussage. War aber jedenfalls danach sehr irritiert und verängstigt, zumal ein uns privat bekannter Kriminalkommissar erzählte, dass man Homosexuelle (weibliche und männliche) in sogenannte Umerziehungslager stecken würde. Konkretes hat man jedoch nie erfahren. Und so könnte man wie Grossmutter aus dem Nähkästchen sagen: «Ja, so war das damals.»

Im Rückspiegel besehen und im Vergleich zu heute muss ich gestehen, dass meine Generation (und natürlich auch die vorangegangenen) sich absolut angepasst verhalten hat, was wegen der vorherrschenden «Moral» und dem Mangel an Verständnisbereitschaft und Toleranz auch gar nicht anders möglich war, wenn man nicht wie ein *outcast* verachtet oder zumindest bemitleidet werden wollte.

Zum Kriegsende 1945 sagte mir einmal jemand nach einem Blick in meine Handlinien ziemlich indigniert: «Mein Gott, Sie führen ja ein Doppelleben!» Nach kurzem Überlegen musste ich (innerlich) zustimmen. Ich führte tatsächlich eine Art von Doppelleben.

Da die Umwelt belogen werden wollte, erzählte ich zu Hause und im Verwandtenkreise Geschichten von Männerfreunden, auf die ich die Persönlichkeiten meiner Freundinnen umtransponierte. Ich zeigte beispielsweise Fotos des Bruders einer Freundin, mit dem ich angeblich zusammenlebte und den ich dann einige Zeit später in den Krieg schickte, d.h. ich liess ihn einberufen werden.

Gegen Mitte des Krieges war ich nämlich von zu Hause weggezogen zu einer Freundin, ohne anzugeben, wohin. Da ich aber immer noch jeden Tag zum Essen kam, den Kontakt also nicht aufgegeben hatte, lediglich das heimatische Bett, sagte ich nur, dass meine neue Adresse eigentlich ganz uninteressant für die Familie sei. Wir sahen uns ja täglich. Erstaunlicherweise wurde dies ohne grossen Protest akzeptiert.

Als ich dann einige Zeit später den angeblichen Freund an die Front eilen liess, zog ich, wie ich nun berichtete, zu seiner Schwester. Und zwar weil diese aus Furcht vor der zwangsweisen Einquartierung von Ausgebombten mich gebeten hätte, zu ihr zu ziehen. So war also mein «Auszug aus dem Elternhaus» legalisiert.

Auf Verständnis konnte ich in meiner Familie jedenfalls nicht hoffen. Ein Straferlebnis in meiner Kindheit hatte mich bereits – um es dramatisch auszudrücken – seelisch tätowiert. In kindlichem Überschwang mit etwa 10 Jahren hatte ich einmal einem etwa gleichaltrigen Mädchen aus unserem Bekanntenkreis anvertraut, dass ich eine junge Frau aus unserem Haus, die ich sehr answärmte, lieber habe als meine (etwas strenge) Mutter. Sie, diese junge Frau, nahm Gesangsunterricht, und wann immer ich ihr zuhören durfte, fühlte ich, wie Wonne und Verzückung, ausgelöst durch das seidig-warme Timbre ihres schönen Mezzosoprans, mich erfassten. Sie mochte auch mich sehr gern und streichelte oft zärtlich mein Gesicht.

Beim nächsten sonntäglichen Frühschoppen informierte der Vater des Mädchens, das mein Geheimnis nicht hatte hüten können, meinen Vater über dieses «schlimme» Geständnis. Beim Heimkoihmen vollzog mein Vater noch schnell vor dem Sonntagsbraten sein Strafgericht an mir. In Gegenwart meiner stillschweigend zusehenden Mutter wurde ich mit Eisenklammergriff am Genick gepackt und geschüttelt, dass ich fast das Bewusstsein verlor, und dann donnerten die Schläge auf mich herab, mit der musikalischen Untermalung seines Gebülls, ob ich mich denn überhaupt nicht schäme. Ich habe das nie vergessen, weder den Verrat noch die Strafe.

Intoleranz konnte aber auch in anderer Form unerträglich bzw. bedrohlich sein. Die Mutter einer Freundin fand eines Tages – es war kurz vor Kriegsausbruch – einen recht harmlosen Brief von mir, aus dem aber immerhin die Art meiner Gefühle hervorging. Ein trotzdem «infantiler Erguss» im Vergleich zu ähnlichen Stilübungen der Jetztzeit. Schäumend vor moralischer Entrüstung war die Dame danach bei meiner Mutter aufgekreuzt, hatte mit einer Klage bei Gericht gedroht, weil ich ihre (6 Jahre ältere!) Tochter verführt hätte, die Beweise dafür seien in ihrer Hand. Ha!!!

Meine Mutter, wenn auch etwas verstört, wies die Dame aus der Wohnung mit dem Bemerkten, ich sei mündig und trage für mich selbst die Verantwortung. Und ausserdem glaube sie ihr kein Wort. Peng!

Nun Komma – ein Prozess fand nicht statt. Dafür erfuhr ich kurze Zeit später von einem unserer Chefdirektoren, dass Frau Sowieso bei ihm angerufen und meine sofortige Entlassung verlangt habe aus den vorgenannten Gründen. Zu meinem Glück war dieser Chef mir sehr gewogen, sprich: an mir interessiert.

Als ich es ablehnte, mit ihm zu schlafen, weil ich mir leider nichts aus Männern mache und alle bisherigen Versuche mit einer Pleite für alle Beteiligten geendet seien, meinte er mit der so typisch männlichen Selbstüberschätzung, den Beweis dafür könnte ich ihm nur im Bett liefern. Sinnigerweise hatte er mir zuvor einmal (fast stolz) von der erfolgreichen Behandlung seiner Paralyse im Tertiärstadium einer Lues erzählt. Wie delikate. Ich lehnte die erbetene Beweisführung ab und wurde trotzdem nicht entlassen.

Nun begann aber eine Art von Verfolgung. Wir, diese Freundin und ich, arbeiteten gemeinsam in einem grossen Geschäftshaus in der Nähe des Brandenburger Tors im Tiergarten. Das Haus hatte glücklicherweise zwei Ausgänge, jeder führte auf eine andere Strasse. Ich lief beispielsweise aus dem Hinterausgang zur übernächsten Bus-Haltestelle, um dort einzusteigen. Während meine Freundin vom vorderen Ausgang zur nächstfolgenden Haltestelle ging und dort zustieg. Auf diese Weise konnten wir wenigstens eine kleine Fahrstrecke beisammen sein. Sie musste früher aussteigen, ich fuhr allein weiter.

Beide wohnten wir ja noch zu Hause, und unsere gelegentlichen abendlichen Verabredungen, bei denen wir meistens nur durch die Gegend spazierten, wurden laufend beobachtet. Morgens zählte ihre Mutter triumphierend alle Strassen auf, durch die wir gegangen waren. Es war enervierend und deprimierend zugleich. Man war so hilflos allem ausgeliefert. Auf die Dauer konnten wir der Zermürbung nicht standhalten, die Freundschaft zerbrach.

Noch ein Stück Kindheit also. Oder sagen wir konkreter: ich war etwa 17, als ich mich ganz doll verknallte in eine Freundin meiner Cousine. Sie war 13 Jahre älter als ich. Meine Cousine,

der ich mich damals übervollen Herzens anvertraute, meinte dazu, dass sie mich gut begreifen könne, dass aber sonst wohl niemand dafür Verständnis haben würde. Liebe zwischen Frauen werde von der Gesellschaft abgelehnt, werde verdammt und gelte als lasterhaft. Ich begriff das überhaupt nicht! Reiner als meine Liebe konnte doch überhaupt nichts sein, noch dazu im Vergleich zu sogenannten «normalen» Beziehungen zwischen Mann und Frau, die ich als schweineisch empfand und die mich abstiessen. Ich war also anfangs sehr glücklich in meiner Liebe zu Vera, die mich mit grossem Verantwortungsgefühl wie ein Kind behandelte. Ich ahnte in völliger Unschuld nicht, mit welchem Aufwand an Selbstbeherrschung ihr Verhalten verbunden war. Wir verbrachten zauberhafte, gemütliche Abende miteinander, an denen sie mir aus ihren Lieblingsbüchern vorlas und wir Musik hörten. Es waren Stunden, in denen ich restlos glücklich war. Offenbar war ich ein totaler Spätentwickler, jedenfalls kam der Gedanke an etwaige «physische Bedürfnisse» überhaupt nicht in mir auf.

Und dann kam Silvester, das mit einem kleinen Kreis von Freunden bei ihr gefeiert werden sollte. Um dabei sein zu können, hatte ich zu Hause angegeben, ich sei mit meiner Schulfreundin Ekus, die an der Heerstrasse wohnte, und mit mehreren uns bekannten Jungens in einer Wohnung am damaligen Reichskanzlerplatz verabredet und werde, da es zum Heimfahren zu spät sein würde, bei Ekus übernachten.

Als ich am Neujahrstag nun etwas angemüdet, aber fröhlich nach Hause kam, fand ich nur einen Zettel vor, mit dem alarmierenden Wortlaut «Wir sind auf der Suche nach Dir». Hilfe! Mir fuhr der Schreck in alle Glieder. Aber ich war zu müde und ging sofort zu Bett, mich auf Ekus verlassend, die ja in alles eingeweiht war und der schon die richtige Ausrede einfallen würde. Ich sei gerade nach Haus gegangen und so. Etwas später wurde ich mit heftigen Schlägen aus dem Schlaf gerissen, Mutter und Grossmutter trommelten wie wild auf mir herum und schrien «wo bist du gewesen, was hast du gemacht?!» Sie waren vor dem Haus mit Ekus' Eltern zusammengetroffen, und alles war herausgekommen, nur nicht, wo ich tatsächlich die Silvesternacht verbracht hatte.

Nachdem sie meine Beichte endlich herausgeprügelt hatte,

raste meine Mutter schnurstracks zu meiner Cousine, um dort weitere Aufklärung zu verlangen. Der Armen blieb nun nichts weiter übrig als zuzugeben, dass ich V. durch sie kennengelernt habe, worauf Onkel und Tante ihren Senf mit der Feststellung dazugaben: «Bei der spielt deine Tochter nur den Bubi.» Entzückend! Ich ahnte gar nicht, was das bedeutete.

Auf offener Karte! schrieb meine Mutter darauf an V., dass sie ihr den weiteren Umgang mit mir verbiete und nötigenfalls die Fürsorge einschalten würde. Mein Vater war zu diesem Zeitpunkt als erzieherische Autorität nicht mehr vorhanden, aber darüber später.

Ich musste meinen Hausschlüssel abgeben und durfte nicht später als 8 Uhr abends nach Hause kommen. Irgendwann einmal hatte ich mich beim Arzt verspätet und kam erst nach 8 Uhr ins traute Heim. Da war meine Mutter bereits unterwegs zu V. Übrigens hatte sich mein Onkel erboten, das Haus, in dem sie wohnte, zu überwachen, falls ich dort auftauchen sollte. Ich weiss nicht, ob er es tatsächlich getan hat, vielleicht war es nur eine Drohung.

Gelegentlich schrieb ich kleine Gedichte, irische «Gesänge an V.». Meine Mutter fand sie und ich litt natürlich unter dem



Miro Schönberg.

Zynismus, mit dem sie sie mir vorzitierte. So fand ich heraus, dass meine Handtasche laufend kontrolliert wurde.

Und jeden Morgen, gleich beim Aufwachen, bearbeitete mich meine Mutter, ich solle mich freiwillig beim Arbeitsdienst melden, sonst müsse sie es für mich tun. Ich weigerte mich standhaft, und schliesslich gab sie es auf. Es war eine ziemliche Höllenzeit, dieser Abschnitt meiner Jugend.

Hinzu kommt, dass mein Vater seit meinem 15. Lebensjahr mit einer plötzlich aufgetretenen, unheilbaren Geisteskrankheit in verschiedenen Anstalten war, ein für mich in diesem Alter tief deprimierendes Faktum. Schon aus diesem Grunde war ich ein ziemliches Nervenbündel. Ausserdem befand ich mich zu dem Zeitpunkt, als die Schwierigkeiten mit meiner Mutter eskalierten, in der kaufmännischen Lehre und hatte zwei ausgesprochen inhumane Chefinnen, Mutter und Tochter. Letztere schwer hysterisch nach Ehescheidung, und die Mutter eiskalt und herrisch. Kurz und gut, eines Tages bestellten sie meine Mutter zu einem Gespräch, in dessen Verlauf sie ihr erklärten, dass ich untauglich für diesen Beruf sei und dass mir wohl nichts anderes übrigbliebe, als allenfalls als Verkäuferin zu arbeiten. Mehr sei bei mir an Intelligenz und Arbeitsfähigkeit nicht drin. Das Resultat dieser Unterredung war, dass meine Mutter total durchdrehte und ihre Aufregung und Ratlosigkeit auf mich ablud und mich voller Verzweiflung fragte, was nun aus mir werden sollte. Was hatte ich dem entgegenzusetzen?! Mich überschlich die Überzeugung, dass ich offensichtlich zu nichts nutze sei und doch wohl am besten ohne viel Aufsehen aus dem Leben verschwände. Ich wusste nur nicht genau, wie.

Und so brach denn eine vollerblühte Neurasthenie bei mir aus, mit einem Tremor an den Händen, dass ich weder Messer noch Gabel halten konnte und beim Essen echte Schwierigkeiten hatte. Nun ja, ein verständnisvoller jüdischer Arzt half mir mit etlichen Injektionen eines Nerventonicums wieder auf die Beine. Gleichzeitig verordnete er aber sofortigen Urlaub. Er sah, dass Tapetenwechsel dringend notwendig war. Beides zusammen tat dann seine gute Wirkung.

Bald danach bin ich aus der Lehre ausgestiegen, weil die Chefinnen im 3. Lehrjahr das vertraglich vereinbarte Gehalt angeblich nicht zahlen konnten. Durch Privatbeziehung hatte ich jedoch eine Sekretärinstellung gefunden mit mehr Gehalt

und in angenehmer Atmosphäre. Plötzlich hatten die Dinge wieder ein gesundes Gesicht. Ich konnte also doch etwas leisten, siehe da, war also gar keine Niete. Meine Mutter hatte sich auch wieder gefangen und zeigte nun äusserste Grosszügigkeit.

Ich hatte in diesem Urlaub einen Mann kennengelernt, der mein Vater hätte sein können und der wie ein Bernhardiner hinter mir herlief. Das heisst, er fuhr, und zwar einen grossen Mercedes. Auch damals schon ein Status-Symbol. Er war Holzmakler und kaufte ganze Wälder auf. Und bei einem solchen Kaufgespräch mit dem Förster mitten im schönsten Wald in Mecklenburg hatte ich ihn kennengelernt. Mit ihm also durfte ich ausgehen bis spät in die Nacht, das machte gar nichts. Und das nutzte ich nun aus, indem ich meine Verabredungen mit V. mit ihm verband. Das bedeutete, dass ich beim Abendessen in einem schicken Restaurant plötzlich zu ihr gefahren zu werden wünschte. Mein Bernhardiner zahlte knurrend und fuhr. Dann wartete er brav im Wagen vor ihrem Haus und war oft längst eingeschlafen, wenn ich wieder ins Auto stieg und verlangte, nach Hause gefahren zu werden.

Natürlich war er verheiratet und der typisch unverstandene Mann, der ausgerechnet bei mir glücklich werden wollte. Sein Wunschtraum war, dass ich aufhörte zu arbeiten, um nur für ihn dazusein. In einer Wohnung, die er für mich mieten wollte. Klein-Frauchen, das hübsch im Käfig hockt, bis Lieb-Herrchen wiederkommt. Er hat ziemlich lange gebraucht, um zu begreifen, dass er – jedenfalls für mich – ein absoluter Spinner war. Schlicht und einfach ausgedrückt: ein Trottel. Aber ich bin sicher, hätte ich mit ihm geschlafen und ein Kind bekommen, meine Mutter hätte es toleriert. Unmoralisch wäre es in ihren Augen jedenfalls nicht gewesen. Toleranz gegenüber dem eigenen Kind sollte, so meine ich, etwas grundsätzlich Allumfassendes sein und nicht nur mit Einschränkung geübt werden.

Anschliessend muss jedoch festgestellt werden, dass im Laufe der Zeiten die Ressentiments abgebaut werden konnten. Zunächst durch die immer weitergehende räumliche Distanzierung. Mein Auszug während des Krieges und dann der endgültige Weggang von Berlin nach der Blockade. Und schliesslich gab eine entfernte Verwandte, mit der sowohl

meine Mutter als auch ich befreundet sind, vor wenigen Jahren einmal das Eingeständnis meiner Mutter ihr gegenüber an mich weiter, dass sie inzwischen erkannt habe, wie falsch sie mich behandelt hat, und wie sehr sie das bedauere. Früher nannten wir, meine Freunde und ich, wenn wir von meiner Mutter sprachen, sie ironisierend «die sanfte Taube» wegen ihrer heftigen Ausbrüche. Später ist sie es tatsächlich geworden, ist es noch heute. Lieb um mich besorgt, ohne jede Penetranz und ohne jemals aufdringlich zu sein, nicht neugierig, nicht taktlos, nichts, was einem irgendwie auf die Nerven gehen könnte. Ein extrem verwandelter Mensch. Zugegeben, die Eisbarrieren in meinem Herzen schmolzen. Eine letzte Gefühlsschranke im Herzen meines Herzens ist geblieben.

Deine Miro

Liebe Gisela,
hab vielen Dank für Deinen Brief. Du meinst also, ich sollte weiterschreiben, auch über meine freiberufliche Tätigkeit in der Nachkriegszeit.

Ja weisst Du, das war doch am Anfang eine recht mühsame und ertragslose Angelegenheit. Mit der abgedroschenen Platitüde gesagt: Ich bin dazu gekommen wie die Jungfrau zum Kind. Ich hatte nie im Traum daran gedacht, einen derartigen Job mir weder gewünscht noch gesucht, als eines Tages eine Freundin (sie war Steptänzerin) zu mir sagte: «In unserem Programm tritt ein duftes Gesangs-Ensemble auf, die suchen dringend Ersatz für eine Sängerin, die demnächst aussteigt. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, dass Du das bringst, stimmlich und visuell. Komm doch mal in die Vorstellung und schau Dir das an.» Ich war zunächst ganz Ablehnung: «Was soll denn das – auf der Bühne – ich doch nicht – nein, kommt überhaupt nicht in Frage!»

Als ich mir «die Truppe» dann doch ansah und anhörte, fand ich das Ganze plötzlich recht reizvoll. Und schwer schien es auch nicht zu sein. Alles rollte so mühelos und leicht vor meinen Augen und Ohren ab. Und in Musik hatte ich doch immer eine Eins gehabt. O infantile Unterschätzung!

Jedenfalls sprach ich nach der Vorstellung mit dem Leiter des Quartetts. Er war der Pianist, Arrangeur und Manager.



Miro Schönberg.

Und nannte sich Kapellmeister. Wir verabredeten eine Gesangsprobe, meine Stimme gefiel ihm, und er gab mir einen Gesangspart mit, zum Lernen für die nächste Probe, bei der dann der ganze «Verein» zusammenkam. Ich sang mit zugeknöpften Ohren, krampfhaft und stur auf meine

Noten konzentriert. Es schien zu klappen, ich war engagiert.

Ich gab meine bisherige Stellung auf und war nun Künstlerin, d.h. Sängerin, haha! Das hiess nun Proben, Proben und abermals Proben. Täglich viele Stunden, ohne eine müde Mark zu verdienen. Auf dem Schwarzen Markt wurde so manches wertvolle Stück verkloppt, um «überwintern» zu können. Miete musste schliesslich auch gezahlt werden. Inzwischen war ich stolzer Mieter eines Appartements geworden. Eine Kostbarkeit im damaligen Berlin.

Nach einem halben Jahr endlich hatten wir ein Engagement in einer Art Varieté-Theater, ziemlich weit draussen in Tempelhof, wo es noch fast dörflich war. Dort entdeckte uns ein leitender Musiker vom Funk, der von den Harmonien bzw. Akkorden, die wir sangen, ziemlich hingerissen war. Denn die Nummern (man sagte nicht «Schlager»), die wir sangen, waren im besten amerikanischen Stil arrangiert.

Dieser Musiker also, der uns dort entdeckt hatte, veranlasste die damalige Programmdirektorin des Funks, in eine unserer Vorstellungen zu kommen. Auch sie war sehr angetan von uns, und so kamen wir Anfang 1947 zu einem Produktionsvertrag mit jeweils 3 Titeln (3 Tonbandaufnahmen) für jeden Monat. Die ersten ersungenen Kohlen rollten! Aber was für kleine Brikketts waren das noch! Vor allem, wenn man bedenkt, dass unser Manager 40% der Gage für sich beanspruchte und für jede von uns somit 15% blieben. «Abkochen» nennt man das in der Branche. Aber was war dagegen zu tun? Er war der Boss, und wir waren die von ihm Abhängigen.

Und das spielte er auch aus. Wir hatten keinen schriftlichen Vertrag mit ihm. Es dauerte Jahre, bis er sich dazu bereitfand. Inzwischen stiegen immer wieder Quartettmitglieder aus, teils weil sie stimmlich nicht genügten, d.h. nicht «sauber» singen konnten, teils weil sie selber aus anderen Gründen nicht mehr mochten. Wir hatten also damals eine ziemlich lebhaft Fluktuation. Und so sagte er mir eines Tages unter vier Augen, er wolle mir, da ich inzwischen am längsten dabei war, mehr Prozent Gage zahlen, aber das müsste unter uns bleiben. Ich lehnte das aus Kollegialität und Fairness den anderen gegenüber ab.

Nun ja, so lief der Laden weiter, und wir wurden langsam populär. Aber egal, ob wir nun beispielsweise beim Funk in

Sendungen mitwirkten, bei denen andere Pianisten bzw. Arrangeure mit uns probten und aufnahmen, «der Alte», wie wir ihn – und dies nicht aus Liebe! – nannten, kassierte seine 40%, die er effektiv im Schlaf verdiente, während wir die ganze Nacht vor dem Mikrophon zubrachten. Musikerkollegen, auch prominente Bandleader, fanden das skandalös, ja sittenwidrig, aber was sollten wir machen?

Warum habt Ihr Euch das gefallen lassen, wirst Du fragen. Das ist einfach zu beantworten: Weil es keine Einigkeit unter uns gab, kein solidarisches Zusammenhalten. Sie waren zwar genauso unzufrieden wie ich und empört, wagten ihm gegenüber aber nicht den Mund aufzumachen.

Ich versuchte, gegen ihn zu kämpfen, forderte eine gerechte prozentuale Verteilung der Honorare, vor allem auch Einblick in die Vertragsabschlüsse. Natürlich lehnte er ab und revanchierte sich, indem er mich bei den Proben schikanierte. Das heisst, er versuchte mich stimmlich zu verunsichern, fertigzumachen. Das musst Du Dir vorstellen wie Drill auf dem Kasernenhof, wo der Spiess den Rekruten umher jagen kann, um ihn vor der Truppe der Lächerlichkeit preiszugeben. Ich weinte nie, diesen Triumph versagte ich ihm, aber meine Stimme verhärtete sich, verkrampfte sich in dem Bemühen, sauber und rhythmisch richtig zu singen.

Wie schon gesagt, bekamen wir niemals einen Vertrag mit Dritten (Produzenten von Film oder Schallplatte, Theater oder Rundfunksender) oder eine Abrechnung zu sehen, woraus die Höhe unseres Gesamthonorars ersichtlich gewesen wäre. Und da passierte bei Playback-Aufnahmen für einen Film mit Fita Benkhoff u.a. in Hamburg Folgendes: Wir waren mit dem Zug aus Köln gekommen, wo wir seit einer Woche Schallplatten-Produktion gemacht hatten und anschliessend (ohne ihn) im Sender noch Aufnahmen für ein Lustspiel, also sozusagen nonstop «im Einsatz» gewesen waren. So kamen wir gegen 23 Uhr in der Musikhalle in Hamburg an, bekamen die Noten für die Nummern, die Takeweise¹ aufgenommen werden sollten. Man hatte auf uns gewartet, es sollte sofort geprobt und dann mit den Aufnahmen begonnen werden.

¹ Take wird ein Teil bzw. Bruchstück eines Films genannt, in die man bei Synchronisations-Arbeiten im Studio den Filipp bzw. das Tonband aufteilt.

Unten im Parkett sass die Konkurrenz (ortsansässig), die es, wie es hiess, nicht geschafft hatte und die nun auf unseren «Einbruch» wartete. Wir probten ca. 15 Minuten am Flügel, anschliessend mit dem Orchester. Dann begannen die Aufnahmen, Take für Take. Alles lief bestens, es flutschte nur so. Gegen Morgen war alles gelaufen. Der Produzent war sehr zufrieden, alle waren zufrieden, und wir wurden gefragt, wer denn nun das Honorar kassiere. Das tat ich und war – wenn auch mit Pokerface wie ein Profi – doch sehr überrascht, als einige Hundert Mark mehr ausgezahlt wurden, als der Alte uns gesagt hatte. Betrug! Da hatten wir ihn nun endlich! Helle Empörung auf allen vier Seiten. Ich schlug vor, dass wir ihn diesmal in die Falle rennen lassen sollten. Wir würden auf der Basis des von ihm angegebenen Betrages mit ihm abrechnen und dann ja sehen, wie er reagiert.

Aber es lief alles anders. Er kam uns bei dem nächsten Aufnahmetermin im Sender in Berlin feixend entgegen und sprach von einer inzwischen erfolgten Gagenerhöhung – wie erfreulich doch für uns alle. Was blieb ausser grossem Erstauen zu sagen? Es gab also eine undichte Stelle im «Klangkörper». Er war schon gewarnt worden.

Du siehst, Solidarität unter Frauen, vielleicht aber auch unter Männern? gegenüber dem Geldgeber, dem Vorgesetzten, was immer er darstellen mag, ist eine Illusion.

Vielleicht kannst Du Dir vorstellen, dass die Schikanen sich gegen mich verstärkten. Ja, ich erfuhr auch so quasi «hintenrum», dass er fieberhaft nach einem Ersatz für mich suchte. Warum bist Du nicht ausgestiegen, wirst Du wohl fragen. Da musst Du die damalige wirtschaftliche Situation der vierziger und fünfziger Jahre in Berlin berücksichtigen, die äusserst prekär war. Die meisten meiner Freunde (vorwiegend Intellektuelle und Künstler) lebten von der Arbeitslosen- bzw. Wohlfahrts-Unterstützung. Dagegen war ich fast so was wie ein Grossverdiener. Wenn auch dieses Geld nicht leicht verdient war, oft mit Tag- und Nacharbeit, anfangs unter Verzicht auf Sonn- und Feiertage. Oft beneidete ich die «normalen Bürger» um ihr geregeltes Leben, Arbeiten von... bis..., sonntags frei (sonnabends wurde zwar noch überall gearbeitet). Aber sie wussten doch, wann sie «frei» waren. Und ganz gern wäre ich wieder umgestiegen in meinen alten Beruf, wenn sich nur eine Möglichkeit ergeben hätte.

Denn das Milieu in meinem «Gesangverein» kotzte mich allmählich immer mehr an. Lichtblicke brachten nur die Stunden, in denen man mit anderen Kollegen bei der Arbeit zusammentraf. Und ich habe unendlich viele und namhafte Kollegen kennen- und schätzengelernet. Die meisten reizend, und auch die Prominenten ohne Arroganz und Starallüre. Und da sich alles auf einem gepflegten Niveau abspielte, empfand ich diese Begegnungen als wohltuend und interessant. Ja, ich genoss es!!

Bei uns dagegen: kleinkarierte Gespräche, primitives Gequatsche über Bettgeschichten der einzelnen Kolleginnen mit Musikern aus den diversen Tanzorchestern und Bands, Austausch von Erfahrungen mit Detailschilderungen, Begutachtung der Potenz der jeweils genossenen Herren etc., was halt so dominierte in den Köpfen der Damen. Und was hatte ich dem entgegenzusetzen? Ich hatte nichts zu bieten an ähnlichen Erfolgserlebnisschilderungen. Keine Affären, keine Herren? Was war denn los mit mir?!

Und so wurde mir allmählich eine gewisse Negativ-Relevanz zuteil. Aber dazu muss ich im Kalender einige Zeit zurückblättern.

Kurze Zeit vor meinem Einstieg in die Gesangsszene lernte ich einen Mann kennen, der gleich mir sehr interessiert war an klassischer Musik. Er gehörte zu der Spezies von Konzertgängern, die mit der Partitur in der Hand die dargebotenen Orchesterklänge Note für Note verfolgen. Er brachte mir viele Schallplatten, die damals wieder neu erschienen. Sinfonien von Tschaikowsky, das Klavierkonzert in b-Moll, das ich so liebe etc. etc.

Leider hatte er sich in mich verliebt. Er besuchte mich oft, wurde dann fast hysterisch eifersüchtig wegen anderer Besucher, egal ob weiblich oder männlich. Einmal debattierten wir bis tief in die Nacht hinein, bis er mich weinend verliess, als ich ihm verständlich zu machen versuchte, dass eine Beziehung, wie er sie sich wünschte, für mich nicht möglich sei. Am nächsten Tag erschien er wieder mit einer Platte der Arie aus Rigoletto «Holdes Mädchen, sieh mein Leiden»! O Gott, es war so peinlich wie lächerlich und traurig. Ich begann, mich behutsam zurückzuziehen.

Monate später traf ich ihn zufällig auf dem Kurfürstendamm und erzählte ihm, dass ich jetzt in einem Gesangsquartett sei

und, welch Glück!, die Lebensmittelkarte I bekäme. Die Lebensmittelkarte I war nämlich in dieser Nachkriegs-Elendszeit fast wie ein kleines Grosses Los. Man bekam dafür beträchtlich mehr an Fleisch, Butter usw. In meiner Naivität hatte ich nicht vorausgesehen, wie sehr er sich giftete: «Das ist ja unglaublich, für eine solche Schmarrenmusik eine derartige Bevorzugung!» Mit wutverzerrtem Gesicht verabschiedete er sich.

Und ausgerechnet auf diesen Mann – er war inzwischen Produzent bei einer grossen Schallplattenfirma in Berlin – stiess unser Manager bei seiner Anfrage, ob man an Aufnahmen mit uns interessiert sei. Als sich herausstellte, um welches Ensemble es sich handelte, lehnte «mein lieber Freund» ab mit der Begründung, solange ich in diesem Quartett sänge, käme eine Produktion für ihn nicht in Betracht.

Und dann führten die Herren, wie mir der Alte mit grosser Häme berichtete, ein vertrauliches Gespräch über mich, in dem sie zu der gemeinsamen Überzeugung gelangten, wie bedauerlich und beklagenswert doch meine Veranlagung sei. Wie man halt so redet über einen unheilbar Kranken.

Nicht zu überhören war die Genugtuung, mit der der Alte mir von diesem Gespräch erzählte, wobei er mir gleichzeitig den schweren Vorwurf machte, dass an meiner Person ein grosses und erfolgversprechendes Geschäft gescheitert sei. Und damit der so lang erhoffte Durchbruch auf dem Musikmarkt.

Nun, es kamen andere Schallplattenaufträge. Bald sangen wir bei sämtlichen in der BRD existierenden Plattenfirmen, was insofern ein Nachteil war, weil nur ein Exklusivvertrag ausser dem Honorar auch Tantiemen, also Gewinnbeteiligung am Umsatz bringt. Wir waren überall dabei, wie der Schnittlauch auf allen Suppen, bekamen unser Geld, und damit hatte es sich.

Aber zurück zur Person des Anstosses. Das besagte Thema bekam also immer mehr Aktualität. Das grosse Murren zog Kreise. Anzüglichkeiten wurden mal schnell soeben in den Raum gestellt, wann immer sich eine Gelegenheit ergab.

Eines Tages während einer Veranstaltung fragte mich hinter der Bühne ein Kollege, ein auch heute noch recht bekannter Schlagersänger, fast mit Bestürzung, jedenfalls tief besorgt:

«Sag mal, das ist ja traurig, was man da so hört von dir, stimmt das denn wirklich, du hast keinen Freund, keinen Mann? Ich kann das gar nicht glauben, eine Frau wie du?!»

Auch wenn Du jetzt vielleicht enttäuscht sein solltest – ich spielte Erstaunen und leugnete. Ich wollte kein *outcast* sein, mein Privatleben wollte ich nicht in den Dreck ziehen lassen, das musste unter allen Umständen tabu bleiben. Alles sei nur böswilliger Tratsch, sagte ich, und es war gar nicht schwer, ihn zu überzeugen. Er war richtig froh, mich wieder im vermeintlich guten Licht zu sehen.

Aber so langsam hatte ich genug von meinem «Verein». Ausserdem hatte ich mir immer insgeheim ein Limit gesetzt. Mit 40 wollte ich die Szene verlassen, um, so hoffte ich, dann noch die Rückkehr in den bürgerlichen Beruf zu schaffen.

Vor allem wollte ich weg von Berlin, das einem auch in den fünfziger Jahren noch keine Chance bieten konnte, einen kaufmännischen Job zu finden.

Viele meiner Freunde hatten Berlin bereits den Rücken gekehrt, teils mit Verzweiflung, teils mit neuen Hoffnungen, und sassen in Hamburg, München und sonstwo, einer in Kanada. 1954 war ich soweit. Ich verliess das Quartett und verliess Berlin. Ersteres auf Nimmerwiedersehen. Was sollte es auch...

Und heute, nach 28 Jahren – kein Blick zurück im Zorn, nein, nur mit einer unendlichen Gleichgültigkeit. Die kleinen Wunden sind ja längst vernarbt und die Narben verblichen. «Menschliche Verluste» sind mangels irgendwelcher Relevanz nicht zu beklagen.

Ich umarme Dich wie immer in alter Herzlichkeit

Deine Miro

Wie ich Ingenieur wurde

Die Neigung zum Ingenieurwesen scheint in der Familie gelegen zu haben. Meine beiden Brüder wurden Ingenieure, 2 Vettern von meiner Mutterseite auch, und selbst meine Schwester, die Kunstgeschichtlerin und Kunstgewerblerin war, konstruierte einen Färbereiofen, als sie als Lehrerin an der Kunstgewerbeschule arbeitete und den Ofen aus Geldmangel nicht erhalten konnte. Mein Vater selbst war kein Ingenieur, erwarb aber solch hohe Verdienste um speziell das Wasserverkehrswesen – er war einer der ersten und aktivsten Befürworter des Donau-Oder-Kanals –, dass ihm die Würde eines Dr. Ing. E. h. verliehen wurde.

Er heiratete mit 50 Jahren. Meine Mutter war 20 Jahre jünger. Ich war das älteste von vier Kindern. Etwa gleichzeitig mit der Gründung der Familie unternahm mein Vater sein Lebenswerk. Er war damals zu Jahrhundertbeginn Direktor der Reederei eines der grössten deutschen Kohle- und Erz-Ein- und Ausfuhr-Unternehmen. Die Firma besass Schleppdampfer und Kähne, die Kohle und Erz von Oberschlesien und aus Schweden auf der Oder beförderten. Mein Vater fasste den Plan, eine Reparatur-Werft in Cosel bei Breslau zu bauen, und dieser Plan erwies sich als so erfolgreich, dass in Kürze die Werft sich zur grössten Binnenwerft der Welt entwickelte, die Kähne und Schlepper für die ganze Welt baute. Ich entstand somit etwa gleichzeitig wie die Werft, und dies mag wohl auch einen Einfluss auf mich gehabt haben.

Als ich etwa 5 Jahre alt war, wurde ich zum erstenmal zu Besuch auf die Werft mitgenommen, und was ich da sah, machte einen ungeheuren Eindruck auf mich. Pressluftnieten war ein ganz neuer Prozess, und wir sahen, wie Schiffskessel mit Pressluft genietet wurden. Die rotglühenden Nieten flogen durch die Luft, wurden von, wie mir schien, Riesensäugern eingefangen, in die vorgebohrten Löcher geworfen und mit Pressluflhämmern eingeschlagen. Es machte einen ungeheuren Lärm. Ich war überwältigt und beschloss auf der

Stelle, dass ich Ingenieur werden würde. Meine Eltern lächelten – wie eben Eltern lächeln, wenn ihre kleinen Kinder Lokomotivführer oder Balletttänzer werden wollen. Aber niemals wurde eingewendet: «Du bist ein Mädchen, und Mädchen werden nicht Ingenieure.»

Mein Vater, der dem Alter nach hätte mein Grossvater sein können, war sehr fortschrittlich und bestand darauf, dass auch seine beiden Töchter sich auf einen Beruf vorbereiten müssten. Meine Mutter wäre selbst gerne Lehrerin geworden und hatte auch ihr Lehrerexamen gemacht, aber der Grossvater erlaubte ihr nicht, den Beruf auszuüben. Teilweise war das wohl eine Konzession an das bürgerliche Vorurteil, aber teilweise auch, «weil man nicht das Brot aus den Händen wirklich bedürftiger Mädchen nehmen sollte».

Ich begann mich sehr für Naturwissenschaften zu interessieren, insbesondere für Physik. Ich muss wohl 9 oder 10 Jahre alt gewesen sein, als mir meine Mutter ein Buch zu lesen gab, das mich sehr begeisterte. Es war Faradays *Die Naturgeschichte einer Kerze*. Ich wurde bestärkt in meinem Entschluss, Ingenieur zu werden. Ich weiss nicht, ob meine Eltern dies nun schon ernst nahmen – jedenfalls schenkte mir ein Onkel wenig später ein Abonnement auf eine Zeitschrift, *Der junge Ingenieur*, die natürlich für Knaben gemeint war. Wenn ich meinen Klassenkameradinnen gegenüber meine Berufspläne erwähnte, so wurden sie zwar als etwas exzentrisch angesehen, aber einen wirklichen Widerstand fand ich weder bei Lehrern noch Mitschülern. Natürlich war ich eine der besten in Mathematik und Physik. Wir hatten ausgezeichneten Unterricht in beiden Fächern.

Ich war eng befreundet mit einem meiner Vettern, der beinahe ein Ingenieur-Genie war. Schon als 8jähriger war sein Zimmer voller elektrischer Geräte, und es erschien mir wundervoll, dass automatisch ein Licht anging, wenn man eine Schranktür öffnete. Ich las Bücher über Elektrizität, die für Jugendliche geschrieben waren, längst bevor wir darüber in der Schule hörten.

Ein anderes starkes Erlebnis war der erste Wettflug Berlin-Wien – ich glaube, es war 1911 –, wo Breslau Zwischenlandeplatz war. Dies war natürlich ein Volksfest. Wir fuhren in einer grossen Kutsche mit Verwandten und Freunden auf das grosse Feld vor der Stadt – auf dem auch die grossen Paraden

bei den Kaiser-Manövern stattfanden –, es gab ein Picknick, und wir erwarteten mit Spannung die Flugzeuge. Die Aufregung und Begeisterung waren gross, als endlich der kleine schwarze Punkt am Himmel zu sehen war und Hellmuth Hirth seine Rumpier-Taube als erster landete. Kurz darauf erschien sein Buch *Meine Flugerlebnisse*, in dem nicht nur die Steuerung eines Flugzeugs genau beschrieben war, mit ausgezeichneten Illustrationen, sondern auch der Verbrennungsmotor mit klaren Diagrammen erklärt wurde. Ich hatte lange Korrespondenzen mit meinem Vetter darüber, und abends im Bett steuerte ich Flugzeuge, bis ich jeden Handgriff kannte. Einer meiner Helden war zu der Zeit Lilienthal, der Luftfahrtpionier.

Obwohl meine Eltern zu akzeptieren schienen, dass ich Ingenieur werden würde, wollten sie mir keinen Werkzeugkasten schenken. Mehrere Jahre lang stand ein Werkzeugkasten an der Spitze meiner Wunschliste für Geburtstage und Weihnachten, aber erst, als ich bereits 16 Jahre alt war, bekam ich ihn endlich. Da war es längst Krieg und kein Holz mehr zu bekommen.

Trotz dieser Liberalität seitens meiner Eltern darf nicht der Eindruck entstehen, als ob die Behandlung, die wir Mädchen erfuhren, die gleiche gewesen wäre, die meine Brüder erhielten. Trotz allen modernen Denkens waren meine Eltern doch durchaus konventionell, und besonders mein Vater hätte uns am liebsten nicht ohne Chaperon* auf die Strasse gelassen. Wir sollten halt doch zu *Damen* erzogen werden. Meiner Schwester schien das zu liegen, aber ich hatte lauter Jungensneigungen – obwohl ich eigentlich ein *Feigling* war. Das ist mir aber erst sehr viel später bewusst geworden. Ich war nicht schwindelfrei, konnte nicht einen kleinen Bach auf einem Baumstamm überqueren, konnte nicht auf Bäume klettern und hatte grosse Schwierigkeiten schwimmen zu lernen, selbst kleine Wellen machten mir Angst. Aber trotzdem erschien es mir ein Unsinn, dass gewisse Dinge und gewisse Einstellungen auf Mädchen gerichtet waren und andere auf Knaben. Ich machte mir selbst Theorien, basiert auf sehr geringe Kenntnisse der Tier- und Pflanzenwelt, und kam zu dem Ergebnis, dass keine fundamentalen Unterschiede im männlichen und

* ältere Dame, die eine jüngere zum Schutz begleitet.

weiblichen Wesen bestehen könnten und dass heute bestehende die Folge soziologischer Umstände und der geschichtlichen Entwicklung seien. Als ich später Engels' *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* las, war ich freudig überrascht, meine Theorie, besser begründet, vorzufinden.

Vor dem Ersten Weltkrieg lebten meine Eltern auf grossem Fusse, wir bewohnten ein grosses Haus mit einem herrlichen Garten, und selbstverständlich hatten wir viele Dienstboten. Alle 3 Wochen kam die Waschfrau, um die grosse Wäsche zu machen, und eines Tages war ich dabei, als meine Mutter ihr einige abgelegte Kleidungsstücke meines Bruders für ihren Sohn schenkte. Die Dankbarkeit der Frau war gross, sie beugte sich, um – in etwas polnischer Form – den Rocksaum meiner Mutter zu küssen. Ich war schockiert! Es schien mir nicht recht zu sein, dass jemand derartig dankbar sein musste für etwas, was, wie mir schien, eine Selbstverständlichkeit sein sollte. Irgendwo musste irgendetwas falsch sein. Andere kleine Erlebnisse kamen dazu. Warum brauchte ich keinen Knicks vor der Hausgehilfin einer befreundeten Dame zu machen? Da waren unverständliche Ungleichheiten, und ich wollte sie nicht akzeptieren. Wie ich eben auch die Ungleichheiten zwischen Jungen und Mädchen nicht akzeptieren wollte.

Wir wurden völlig unpolitisch erzogen und durften keine Zeitung lesen, so dass ich also wirklich von politischen Gegebenheiten, überhaupt von der Realität des Lebens, keine Ahnung hatte. Als der 1. Weltkrieg ausbrach, liess sich dieses In-Watte-Eingewickeltsein nicht mehr aufrechterhalten. Man musste einfach die Zeitung lesen und Notiz nehmen von den Gefallenenlisten, von den Kriegerfrauen, Witwen und Waisen. Meine Mutter machte Sozialarbeit und nahm uns – meine Schwester und mich – gelegentlich auf Besuche zu Kriegerfrauen mit. Ich war ungeheuer patriotisch und wollte *das Meine* für die Kriegsanstrengungen geben. Aber es wurde mir auseinandergesetzt, dass brav in der Schule sein *das Meine* sei, und ich war noch jung genug, das zu schlucken. Als der Krieg sich hinauszog, einige etwas ältere Freunde sich entweder zum Militärdienst meldeten oder eingezogen wurden, als selbst mein Vetter dienstpflichtig wurde, und, vor allen Dingen, ich selbst älter und reifer wurde und begann, kritische Fähigkeiten zu entwickeln – änderte sich

meine Einstellung zum Krieg, zur gesamten Weltordnung – ich wurde, wie ich glaubte, Sozialistin. Mein Vater war nicht sehr glücklich darüber, er liebte die *Weltverbesserer* nicht. Ein Freund meiner Eltern, der *liberaler* Stadtverordneter war, wurde zu Hilfe gerufen und empfahl mir, eine lange Reihe von Büchern zu lesen. Delbrück, Kautsky, aber auch Bebel – natürlich war *Die Frau und der Sozialismus* ein gefundenes Fressen für mich. Es war ja so einfach! Mit der Einführung des Sozialismus löste sich die Frauenfrage von selbst. Alle Ungleichheiten würden automatisch verschwinden!

Die Revolution von 1918 erschütterte mich daher nicht, ich erwartete viel davon – und das wurde natürlich auf die Dauer eine grosse Enttäuschung. Es änderte sich ja im Grunde genommen sehr wenig, nur dass wir viel ärmer waren als vorher. Die Technische Hochschule musste mich, ein Mädchen, den neuen Gesetzen gemäss, als Studentin akzeptieren. Das war ein Vorteil!

Aber zunächst musste ich Abitur machen. Das letzte Schuljahr, 1918/19, war gesellig. Zwar war einer meiner Vettern, mit dem ich eng befreundet war, noch kurz vor den letzten Feindseligkeiten gefallen, und verschiedene andere Freunde kehrten nicht zurück – aber viele waren da, und man tanzte mindestens einmal jede Woche, trank Ersatztee, und die Köchin verrichtete Wunder an Gebäck aus wer weiss was für Zutaten. Gleichzeitig gründeten ein paar etwas ältere Freundinnen ein *Settlement* in einer Arbeiter-Vorstadt nach dem Muster von Jane Addams in Chicago. Wir organisierten Klassen in allen möglichen Fächern für Jungarbeiter – ich gab Unterricht in Physik und Chemie –, wir diskutierten untereinander und mit unseren Schülern über Gott und die Welt. Die Bewegung der *Sozialen Arbeitsgemeinschaft* war keineswegs lokal beschränkt, ihr Hauptsitz war in Berlin. Manche unserer jungen Schüler waren sehr radikal, und ich kam zum ersten Mal mit wirklich politischen Problemen in Berührung.

Im Frühjahr bestand ich das Abitur, und nun gab es das Problem, einen Arbeitsplatz für die praktische Lehrzeit in einer Fabrik zu finden. Ich hatte angenommen, dass es für meinen Vater ein leichtes sein müsste, für seine Tochter eine Lehrstelle zu finden. Aber hier zeigte sich das Ausmass des

Vorurteils gegen Frauen, die einen Weg in das Lager der männlichen Berufe suchten. Der Direktor einer der grössten Maschinenfabriken besuchte meinen Vater und leugnete ganz einfach, dass sein Werk eine Lehrlings-Schule unterhielt. Und ich war zu gut erzogen, um ihn in meines Vaters Haus einen Lügner zu heissen! Hier zeigte sich zum ersten Mal der Nachteil einer *guten* Erziehung. Es ist nicht leicht, seine Ellbogen zu gebrauchen, wenn man dazu erzogen worden ist, rücksichtsvoll zu sein!

Ich war ziemlich verzweifelt, aber schliesslich gelang es einem anderen Freund meines Vaters, dessen Beziehungen sich auf kleine Werkstätten erstreckten, mir einen Platz als *Volontär* zu beschaffen. Es war eine kleine Spezial-Werkstatt, die nur 5 Arbeiter und einen Meister beschäftigte, dafür aber 20 Lehrlinge und 5 Volontäre, darunter den Sohn des Besitzers. Die Werkstatt machte, soweit ich das beurteilen konnte, hauptsächlich Reparaturen und Ersatzteile für landwirtschaftliche Maschinen. Die Lehrlinge begannen mit etwa 13 Jahren – direkt von der Volksschule –, die Lehrzeit dauerte 4 Jahre, und während der letzten 2 Jahre führten die Lehrlinge bereits vollwertige Arbeit aus. Der Maschinenpark war ziemlich vollständig, mit Ausnahme von Fräsmaschinen. Wir *Volontäre* – alle Gymnasiasten oder wenigstens Realschul-Absolventen – konnten selbstverständlich nicht mit den älteren Lehrlingen in Wettbewerb treten. Wir fingen alle mit Feilen an. Jahrelang hatte ich den Feilklotz als Briefbeschwerer auf meinem Schreibtisch liegen. Es ist ganz und gar nicht einfach, eine Fläche wirklich flach und gleichzeitig rechtwinklig zu feilen. Wir Volontäre vertrugen uns gut, und auch das Verhältnis zu den älteren Lehrlingen war freundschaftlich. In der Arbeit hatte ich keinerlei Schwierigkeiten als Mädchen. Schwierig war nur, dass keine Damentoilette da war. Die Hände durfte ich mir am Waschstand im Büro waschen. Dies war ein Problem, das immer wieder auftauchte. Da aber die Werkstatt nur 5 Minuten von meinem Elternhaus entfernt war, so ging es in diesem Fall.

Unter meinen Freunden und mehr noch unter den Freunden meiner Eltern begegnete ich oft der besorgten Frage, ob die Arbeit nicht zu schwer für ein Mädchen sei. Dem konnte ich leicht entgegenhalten, dass, was ein schwächlicher 13jähriger Bube tun kann, wohl leicht von einem wohlgenährten und

kräftigen Mädchen von 19 Jahren getan werden kann. Ausserdem war keine Arbeit in der Werkstatt schwerer als in jenen Jahren die Arbeit einer Waschfrau!

Ich wurde einem alten Dreher zugewiesen, der mir mit grosser Geduld die Teile der Drehbank beibrachte und mich an seiner Bank drehen liess. Später wurde mir eine alte Drehbank übergeben, die aber recht kaputt war, und ich musste ein neues Ritzel herstellen, was nicht ganz einfach war, denn wir hatten keine Getriebe-Drehbänke. Aber man lernte es, sich zu behelfen. Ich wollte natürlich alles tun, auch in der Schmiede arbeiten. Hier konnte die Arbeit wirklich physisch sehr schwer sein. Einen 5 Pfund schweren Hammer zu schwingen ist kein Kinderspiel, und als ich *kurz und schnell* zuschlagen sollte, schienen mir die Arme abzubrechen. Ich liess den Hammer sinken und sagte: «Ich kann nicht mehr.» Der 17jährige Lehrling, der schmiedete, sah mich ruhig an und sagte: «Was glauben Sie, würde der Meister sagen, wenn ich das sagte?» Natürlich nahm ich meinen Hammer wieder auf und vollendete das Werk.

Es war eine glückliche Zeit! Niemand schien irgendetwas dagegen einzuwenden zu haben, dass ein Mädchen da mitarbeitete. Der alte Herr, dem die Werkstatt gehörte, behandelte mich ganz so wie seinen Sohn und die anderen Volontäre. Eines Tages organisierte er für uns 5 einen technischen Tagesausflug zu einem Kraftwerk in den Bergen. Wir nahmen Essen zu einem Picknick mit und hatten einen schönen und interessanten Tag. Im Kraftwerk gab es auch keinerlei Schwierigkeiten mit dem *Fräulein*.

Ich arbeitete ein halbes Jahr in dieser Werkstatt. Als ich wegging, um auf die Technische Hochschule zu gehen, waren alle Lehrlinge traurig. Sie behaupteten, dass in meiner Gegenwart der Meister nicht so faule Reden führte und sie nicht an den Haaren zog!

Noch ein paar schöne Herbsttage in den Bergen mit meiner Schwester, und dann war ich also in Darmstadt. Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich auf eigenen Füüssen stehen und nur mir selbst verantwortlich sein, und es gab niemand, der mir Hilfestellung geben würde. Meine Eltern hatten noch dafür gesorgt, dass ich in einer Pension unterkam, aber die anderen Pensionäre waren alle männliche Studenten. Ich war 20 Jahre alt, aber doch völlig unerfahren, und es war mir

schon etwas schummerig zumute. War das nun der Ernst des Lebens?

Am ersten Morgen war ich sehr früh am Tor der Technischen Hochschule und fand es noch geschlossen. Da war noch ein Kommilitone, und wir beide suchten und fanden ein offenes Hintertor und unseren Hörsaal, der grösste der TH, der 300 Sitzplätze hatte. Ich belegte einen Platz in der Mitte der 3. Reihe, aber mein Gefährte setzte sich nicht neben mich, sondern liess einige Sitze zwischen uns frei. Langsam füllte sich der Saal, aber die Plätze rechts und links neben mir blieben frei, bis der Hörsaal schon übervoll war und mein Gefährte vom Hauptportal doch endlich neben mir sass – und wir natürlich ins Gespräch kamen. Diese Prozedur wiederholte sich eine ganze Weile jeden Morgen. Keiner wollte es wagen, sich neben das Fräulein zu setzen. Und ich habe dasselbe mehr als 20 Jahre später wieder erlebt, als ich an einem wissenschaftlichen Kursus an einer englischen Universität teilnahm. Es war das erste volle Nachkriegs-Semester, und die Mehrzahl der Studenten kam aus den Schützengräben, hatte meist nur Notabitur und längst alle Wissenschaft vergessen. Ich kam direkt von der Schulbank und war wenigstens in Mathematik und Physik meinen Kommilitonen weit überlegen. Das machte mich nicht beliebt und ausserdem und überhaupt, ein Mädchen! Die TH war an so etwas nicht gewöhnt, ungleich Universitäten wie München, die schon seit Jahren Frauen angenommen hatten. Es dauerte eine ganze Weile, bis man mich nicht mehr besonders beachtete und die Sitze neben mir automatisch von neu erworbenen Freunden eingenommen wurden. Da ich Elektrotechnik studierte, so war es wohl unvermeidlich, dass ich den Spitznamen *Elektra* erhielt. Die Hochschule war völlig überfüllt, was die Arbeit in den Laboratorien erschwerte. Um jedes Experiment, das normalerweise von 2 bis 3 Studenten gemacht worden wäre, drängten sich 10 bis 12 herum. In den Zeichensälen musste man das Reissbrett mit mindestens 3 Kommilitonen teilen. Es war kalt, die Hörsäle ungeheizt, das Essen in Kantinen und kleinen Restaurants nicht besonders gut oder reichlich. Aber die Arbeit machte Spass, ich hatte bald einen netten Freundeskreis und befreundete mich auch sehr eng mit meinem Gefährten vom ersten Tag. Er wurde – nicht viel später – mein Mann. Von den Professoren wurde ich schnell akzeptiert mit

Ausnahme von einem, der bis zum letzten Tage das Auditorium mit *Meine Herren* anredete. Auch das ist mir viele Jahre später in England wieder passiert.

In den darauffolgenden Sommerferien konnte ich wieder praktisch arbeiten. Diesmal hatte ich mir eine Arbeitsstelle auf der von meinem Vater gegründeten Werft verschafft. Ich arbeitete zunächst 6 Wochen in der Modell-Schreinerei. Die Arbeit gefiel mir, ich arbeite gerne mit Holz, aber der Meister war unfreundlich, die Mitarbeiter, alles ältliche Leute, auch. Die ganze Atmosphäre war nicht besonders freundlich, und ich war ganz froh, als ich wechseln konnte und in die Giesserei kam. Es war nur eine kleine Giesserei mit einem Kupolofen, der zweimal die Woche abgestochen wurde, und wir konnten nur die Hochdruckzylinder giessen und natürlich alle gusseisernen Kleinteile für Schiffe. Zwei ältere Arbeiter machten das alles. Beide hatten noch unter meinem Vater gearbeitet und waren bereit, mich, seine Tochter, zu akzeptieren – aber nicht ohne Weiteres. In jenen Tagen wurde dem grünen Sand Pferdemit beigemischt – wenn das flüssige Eisen in die Form läuft, so entzündet sich der Spelz, aus dem der Mist zum grossen Teil besteht, und verbrennt und macht so die Sandform porös. – Jeden Morgen wurden die Lehrlinge auf die Strassen geschickt, um Pferdemit einzusammeln. Gleich am ersten Tag wurde mir gesagt, ich solle eine Handvoll Pferdemit herbringen. Ich schauderte innerlich, aber es war mir sofort klar, dass, wenn ich meinen Ekel zeigen sollte, ich bei diesen Männern unten durch wäre. Also ging ich hin und holte eine Handvoll Pferdemit, natürlich in meinen blossen Händen. Von dem Augenblick an war ich angenommen, sie nannten mich *Herzchen* und *Liebchen* und erzählten mir Anekdoten über meinen Vater, den sie sehr verehrt hatten. Ich hatte wieder eine sehr befriedigende praktische Arbeitszeit. Zurück nach Darmstadt, zur Vorprüfung und zu meinem *Freund*. Ich hatte keine Schwierigkeiten mehr mit den Kommilitonen. Trotzdem durfte ich nicht vergessen, dass ich kein Normalfall war. Eine Besichtigung einer Fabrik wurde geplant, aber als ich daran teilnehmen wollte, wurde mir die Erlaubnis verweigert mit der Begründung, dass das Erscheinen einer Frau die Arbeiter von ihrer Arbeit ablenken würde! Auch dies war kein Ausnahmefall.

Mit der steigenden Inflation fing das Leben an, schwierig zu

werden. Wir begannen mit Nationalsozialisten zu diskutieren. Es entstand eine *Sozialistische Arbeitsgemeinschaft Darmstädter Studenten*, ein etwas seltsames Gebilde ohne wirkliche politische Basis. Aber man diskutierte bis in die späte Nacht hinein. Keiner von uns hatte eine wirkliche Kenntnis vom Marxismus. Im Grunde sahen wir nur, dass etwas falsch war in der Gesellschaftsordnung und dass die nationalsozialistische Lösung nicht akzeptabel war, zum Teil, weil sie auf Rassentheorien basierte, die wir nicht anerkennen konnten.

Mein Freund und ich hatten begonnen, zusammen zu leben. Dies entsprach durchaus unserer Einstellung. Wir glaubten an *Freie Liebe* und waren der Ansicht, dass eine Ehe ein freiwilliges Zusammensein sein müsste, ohne staatlichen oder religiösen Zwang. Andererseits waren wir beide vollständig von unseren Eltern abhängig – nicht nur finanziell, sondern ich wenigstens fühlte mich noch durchaus als Glied der Familie, als Kind. Ich hatte noch nicht die Eierschalen abgeworfen. Und unsere Eltern hätten unsere Ansichten keineswegs gebilligt. Dies war ein Dilemma, für das wir keine befriedigende Lösung finden konnten. Unser Verhältnis blieb geheim, und wir litten, bei allem Glück, unter der Zweideutigkeit.

Die nächsten grossen Ferien benutzte ich, um mein praktisches Jahr zu vollenden. Ich fand, durch persönliche Beziehungen, einen Arbeitsplatz bei Siemens-Schuckert in Nürnberg. Obwohl Siemens zu der Zeit Tausende von Frauen beschäftigte, schien doch ein weiblicher Praktikant etwas wie eine Sensation zu sein. Wie auch vorher, genoss ich die Fabrik-Atmosphäre, das Zusammensein mit intelligenten Arbeitern, die Arbeit selbst, die oft interessant war. Ausserdem war ich natürlich entzückt von Nürnberg selbst.

Bei Siemens sagte mir ein Betriebs-Ingenieur, dass seiner Meinung nach die Industrie dringend weibliche Ingenieure brauche, angesichts der grossen Masse von Arbeiterinnen. Siemens selbst beschäftigte zu der Zeit etwa 20'000 Frauen allein in den Messapparate-Werken. Das war natürlich sehr ermutigend für mich.

Zu Anfang des Winter-Semesters beschlossen mein Freund und ich, den Gordischen Knoten zu durchhauen und doch zu heiraten. Wir waren uns klar darüber, dass dies ein Kompro-

miss war und dass wir bis zu einem gewissen Grad unsere Grundsätze preisgaben. Da wir aber beide sehr an unseren Eltern hingen, so war der Gedanke, sie tief zu kränken, ein wesentliches Argument gegen die *Freie Liebe*.

Natürlich gab es trotzdem Einwände. Es war doch noch recht unnatürlich, als Studenten ohne eigene Mittel zu heiraten. Aber schliesslich wurden wir Anfang Dezember standesamtlich getraut. Meine Eltern konnten eine Geschäftsreise meines Vaters dazu benutzen, nach Darmstadt zu kommen. Die Inflation war schon hochgestiegen, und selbst meinen begüterten Eltern wäre es bereits schmerzlich, die weite Reise zu bezahlen.

Hier möchte ich erwähnen, dass ich meinen Mädchennamen beibehielt und den Namen meines Mannes nur anhängte. Ich habe es nie begriffen, wie selbst völlig selbständige Frauen mit der Ehe den Teil ihrer Individualität preisgeben, der mit ihrer Herkunft und Jugend verknüpft ist und wofür der Name das stärkste Symbol, wenn nicht noch mehr ist.

Wir arbeiteten nun auf die Endexamen zu, mein Mann als Maschinenbauer, ich als Elektrotechnikerin. Die Diskussionen mit den Nationalsozialisten wurden schärfer, waren oft recht hässlich und verloren den Charakter von Auseinandersetzungen. Andererseits verfiel die *Sozialistische Arbeitsgemeinschaft Darmstädter Studenten*. Es war eine zu heterogene Gemeinschaft ohne wirkliche theoretische Basis. Zu der Zeit trafen mein Mann und ich durch Zufall einen Anhänger von Silvio Gesell, der uns das Buch *Freiwirtschaft: Freiland, Freigeld, Festwährung* gab, in dem die Geldtheorie Silvio Gesells klar und verständlich dargelegt ist. Sie beruhte zum Teil auf physiokratischen Theorien. Da diese Theorie – noch heute in der Schweiz sehr stark vertreten – eine Erklärung des Phänomens *Inflation* zu bieten schien, so wurden wir begeisterte «FFF»ler. Die Freiwirtschaftler waren Anti-Marxisten. Sie erkannten damals schon, dass *marxistischer Sozialismus*, wie er in Russland praktiziert wurde, notwendig zum Totalitarismus führen müsse. Wir begannen also, Vorträge zu halten und versuchten, mit wechselndem Erfolg, Proselyten zu machen.

Anfang 1923 bestand ich den ersten Teil der Diplomprüfung – und dann klappte ich zusammen! Warum weiss ich nicht, obgleich viel Arbeit, schlechte Ernährung und dürftige Un-

terkunft sicher dazu beigetragen haben. Der Arzt sprach den Verdacht aus, es sei TB, empfahl ein Sanatorium im Schwarzwald. Meine Mutter kam aus Breslau und arrangierte alles. Mein Mann hatte zur gleichen Zeit seine Diplomprüfung bestanden und hatte das Glück, eine Stellung in Offenbach zu bekommen, zu der sogar eine kleine Wohnung gehörte. Während ich also im Sanatorium auf der Liegeterrasse lag und Spitzendecken strickte und Spengler las, richtete meine Mutter mit meinem Mann die Wohnung ein – und entsetzte sich über die steigende Inflation.

Der Aufenthalt in dem Sanatorium tat mir gut, mit viel Ruhe, gutem Essen kam ich bald wieder zu Kräften. Später stellte sich heraus, dass ich nie TB gehabt hatte. Ende September revoltierte ich, und da es dann selbst meinem Vater nicht mehr leichtfiel, die grossen Summen zu zahlen – wer sich noch an diese Zeit erinnert, der weiss, dass die Preise mindestens zweimal am Tage stiegen und die Löhne und Gehälter in Koffern und Waschkörben zweimal am Tag ausgezahlt wurden und möglichst sofort für Lebensmittel eingetauscht wurden –, so verliess ich das Sanatorium. Mein Mann hatte inzwischen seine Stellung verloren, d.h. er gehörte noch zu der Firma, es war aber keine Arbeit mehr für ihn da, und er versuchte, als Stoker auf einem Schiff anzukommen, hielt sich also in Hamburg auf. Ich kehrte ins Elternhaus zurück, wurde prompt in eine Pension ins Riesengebirge verfrachtet, wo ich die Liegekur beenden sollte.

Dann kam Ende 1923 die Währungsstabilisation, und die Dinge wurden normaler, wenn auch auf einem reduzierten Massstab. Mein Mann kehrte zu seiner Stellung zurück, und ich folgte ihm in unsere Wohnung, wo wir zum ersten Mal zusammen Weihnachten feierten. Na, und dann hatten wir ein Kind, eine Tochter, die natürlich das schönste Baby war, das je das Licht der Welt erblickt hatte (wirklich wahr, sie ist noch heute eine Schönheit). Dieses Baby hatte einen ungeheuren Einfluss auf mein Denken und mein Gefühlsleben. Zum ersten Mal begriff ich, dass wirklich ein Unterschied zwischen Mann und Frau existiert. Ich war froh, eine Frau zu sein und finde, es gibt kein grösseres Glück als sein Baby zu stillen – und das können Männer ja eben nicht. Dieses Glücksgefühl, dieses Überlegenheitsgefühl hat aber nichts zu tun mit dem Kampf für die Gleichberechtigung der Frauen in

allen anderen Sphären des Lebens. Selbst zu Hause nahm mein Mann teil an der Betreuung unserer Tochter. Er war durchaus fähig – und willig –, ihre Windeln zu wechseln und, später, sie zu füttern, und half selbstverständlich beim Abwaschen. Das Feuermachen und Kohleheraufschleppen in den 4. Stock überliess ich ihm ganz gerne.

Nach einiger Zeit fühlte ich doch den Drang, mein Studium wieder aufzunehmen und, wenn irgend möglich, mein Diplomexamen zu beenden. Das aber fand ich leider doch unmöglich. Teils, weil eben doch die nötigen Hilfsmittel nicht zur Hand waren, wie Bibliothek, Vorlagen, Ratschlag und Kritik der Professoren und Assistenten, mehr aber noch, weil ich die nötige Konzentration doch nicht aufbringen konnte.

Äussere Umstände kamen mir zu Hilfe. Mein Mann wechselte seine Stellung und ging nach Stettin, wo wir keine Wohnung finden konnten – dies war die Zeit der Wohnungsknappheit und des Wohnungselends –, ich ging wieder zurück ins Elternhaus, übergab meine Tochter meiner Mutter und nahm das Studium wieder auf, diesmal an der TH Breslau. Die Verhältnisse hatten sich unglaublich geändert. Im Zeichensaal waren vielleicht 20 Studenten, für jedes Laborexperiment waren höchstens drei zuständig. Die Professoren kannten jeden Studenten beim Namen. Zwar war ich immer noch das einzige weibliche Wesen in meinem Semester, aber Breslau war ja eine alte Universitätsstadt, in der weibliche Studenten keine Seltenheit waren. Ich hörte sogar, dass in der Maschinenbau-Fakultät im ersten Semester ein junges Mädchen sein sollte, und es tut mir heute noch leid, dass ich nicht den Versuch unternahm, sie kennenzulernen. Teils war ich zu beschäftigt mit der täglichen Arbeit an der TH, hatte einen ziemlich weiten Weg und abends meine kleine Tochter –, teils war ich zu schüchtern, mich einem fremden Menschen zu nähern. Das Studium und die Zusammenarbeit mit den Kommilitonen waren eine grosse Freude. Es herrschte ein kameradschaftlicher Ton, wir machten allerhand Unsinn. Der Winter war sehr kalt, die TH kaum geheizt, Kohle war sehr knapp, aber wofür waren wir Elektriker? Wir wickelten Drähte um die Beine umgekehrter Stühle und verbanden sie mit den Steckdosen.

Es gab eine herrliche Wärme; dass wir das Labor nicht in Brand steckten, war wirklich ein Wunder.

Einer der Kommilitonen baute einen Radioempfänger, und

ich erinnere mich noch gerne an die Sensation, als wir den Augenzeugenbericht der Landung des Zeppelin-Luftschiffes *Hindenburg* in Shenectady über dieses Radio empfangen.

Im Herbst 1928 beendete ich meine Diplomarbeit, bestand die letzten Fächer der Diplomprüfung und erhielt den Titel *Diplom-Ingenieur*. War ich nun ein Ingenieur? Zwar hatte ich die Qualifikationen schwarz-auf-weiss, aber ich fühlte mich in keiner Weise befähigt, als Ingenieurin mein Brot zu verdienen. Ich war halt doch wieder ins Nest zurückgeflattert und fühlte wieder die Eierschalen. Wie fängt man es an, eine Stellung zu finden? Wie vereinigt man Broterwerb mit Kinderpflege?

Wieder kamen mir äussere Umstände zu Hilfe. Mein Mann wechselte wieder seine Stellung und kam nach Berlin. Zwar hatten wir immer noch keine Wohnung, aber in Berlin war es leichter, zunächst einmal eine möblierte Wohnung zu finden - viele früher vermögende Leute, durch die Inflation verarmt, waren bereit, Teile ihrer schönen Wohnungen zu vermieten. Schliesslich gelang es mir dann auch, eine Leerwohnung zu finden, und so beschlossen mein Mann und ich, noch ein Kind zu haben. Im Herbst 1930 wurde unsere zweite Tochter geboren, und ich konnte wieder das Glück geniessen, ein Baby zu stillen. Das war eine Kompensation für vieles. Ich war nun zwar beschäftigt, aber kein Ingenieur. Und ich war finanziell völlig abhängig von meinem Mann. Das war etwas, das ich schlecht vertrug, obgleich es mich nie bedrückt hatte, von meinen Eltern finanziell abhängig zu sein.

Mein Mann hatte seine Stellung noch mehrmals gewechselt und war schliesslich Direktor einer kleinen, aber bedeutenden Privat-Gesellschaft. Als mein Baby 2 Jahre alt war, beschlossen wir, dass ich halbezeitig in seiner Firma als sein Assistent arbeiten sollte. Zwar war ich ausgebildete Elektrotechnikerin und die Arbeit in der *Union Gesellschaft für Wärmetechnik* war reine Maschinenbautechnik, aber Frauen als Ingenieure dürfen nicht wählerisch sein, und ich fand bald, dass meine Ausbildung als Ingenieur es mir ermöglichte, Probleme in Angriff zu nehmen und zu lösen, die nicht notwendigerweise in mein Fach schlugen. Die Methodik war die gleiche, und das spezifische Fachwissen kann man sich bei der Arbeit erwerben. Ich war nun also wirklich ein Ingenieur! Zur gleichen Zeit ereigneten sich wichtige Dinge auf dem politischen Feld.

Dies war ja die Zeit des wachsenden Nationalsozialismus, der Zersplitterung der Arbeiterparteien, des Verfalls des Liberalismus. Wir waren beide noch Anhänger der Freiwirtschaftslehre, die aber keinerlei politische Einwirkung hatte. Wir waren kritisch gegenüber beiden Arbeiterparteien, ohne in der Lage zu sein, irgendwelche Alternativen zu erkennen. Da kamen wir – wieder durch Zufall – in Kontakt mit einer politischen Gruppe, deren Leitung ein klares Bild der Situation hatte, eine angemessene Theorie, und eine Strategie entwickeln konnte, um die Situation zu beherrschen. Diese Gruppe wurde später – im Jahre 1933 – unter dem Namen *Neu Beginnen* bekannt, nach dem Buch von *Miles*, dem Pseudonym des Leiters der Gruppe. Sie war bereits 1929 in Berlin entstanden, aus der Zusammenarbeit einiger ehemaliger Sozialdemokraten und Kommunisten, die überzeugt waren, eine Strategie zum Aufbau einer wirklich sozialistischen Gesellschaftsordnung gefunden zu haben. Sie waren gewillt, die beiden grossen Arbeiterparteien in eine positive Richtung zu lenken. Da in beiden Parteien eine offene Diskussion über politischen Inhalt und Strategie nicht möglich war – dies war einer der Punkte ihrer Kritik –, mussten die Arbeit und der Aufbau der Gruppe konspiratorisch stattfinden. Als wenig später die nationalsozialistische Gefahr drohender wurde und schliesslich zum Terror führte, war die Konspiration eine Lebensnotwendigkeit.

Wir kamen mit der Gruppe etwa 1932 in Berührung und nahmen teil an den Bemühungen, eine innere Reform der beiden Arbeiterparteien zum Kampf gegen den Nationalsozialismus herbeizuführen. Gleichzeitig wurde Verbindung mit der internationalen Arbeiterbewegung im Ausland aufgenommen, und nach dem Sieg des Nationalsozialismus wurden Berichte über die Zustände in Deutschland an die Arbeiterparteien und Gewerkschaften in der noch freien Welt gesandt.

Die Kritik besonders des Kommunismus und der Komintern wurden verstärkt durch Berichte meines Mannes über die Zustände in der Sowjetunion, die er geschäftlich mehrere Male besuchte. Die Tendenz zum Totalitarismus war bereits unverkennbar mit allen Folgen: Unfähigkeit, Initiative zu entwickeln, Mangelwirtschaft, Unwirtschaftlichkeit, Bürokratie und Intoleranz.

Die Arbeit war zwar konspiratorisch, aber keineswegs romantisch. Ich kann mich nur an eine einzige Gelegenheit erinnern, die man vielleicht als romantisch hätte bezeichnen können. Das war ein Treffen am späten Abend in einem Glaserladen, wo wir auf hohen Stapeln von Glasscheiben saßen – im Dunkeln, da der Laden von aussen einzusehen war –, und mit ein paar Kommunisten diskutierten. Es war nicht sehr gemütlich – aber Romantik ist ja nie gemütlich! Im Übrigen musste jedes Treffen eingeleitet werden mit der Frage: «Woher kennen wir uns?» damit im Falle einer Razzia durch die Gestapo die Aussagen der Anwesenden keine Widersprüche zeigten und das Treffen den Anschein harmloser Geselligkeit bewahrte.

Meine eigene Aufgabe war es, die illegale Beförderung von Berichten, Manuskripten und Briefen zu organisieren – das Manuskript des Buches *Neu Beginnen* kam so nach Prag an die Leitung des Sopade im Exil, die es dann veröffentlichte –, sie wurden eingebunden in Buchdeckel, in das Futter von Mänteln eingenäht, Briefe wurden mit unsichtbarer Tinte geschrieben, Namen und Adressen chiffriert. All dies sind bekannte Tricks jeder Konspiration. Wir waren uns voll bewusst, dass wir in dieser Beziehung nicht mit den überlegenen Mitteln und der Technologie der Gestapo konkurrieren konnten. Unser Ziel musste es sein, Zufallsentdeckungen zu vermeiden und keinen Verdacht zu erwecken. Jedweder falsche Heroismus war streng untersagt, da er nicht nur die Person selbst gefährdete, sondern Verdacht auf ihre Verbindungen lenken würde. Als sehr schnell die beiden Arbeiterparteien und Gewerkschaften zerschlagen waren – die Nazis hatten ja den italienischen Faschismus als Modell vor Augen –, wurde die Arbeit in Deutschland sinnlos, und die Leitung bereitete die Übersiedlung ins Ausland vor.

Ende September 1935 wurden eine Genossin und ich dabei überrascht, als wir eine marxistische Bibliothek forttransportierten. Wir wurden verhaftet und in das Gestapo-Hauptquartier am Alexanderplatz zur Vernehmung gebracht. Ich gab vor, dass ich die andere Dame ganz durch Zufall auf der Strasse getroffen hätte. Ich weiss nicht, wie meine Genossin sich herausredete. Jedenfalls wurden wir freigelassen, wahrscheinlich, um unsere Verbindungen zu überwachen. Die Genossin und ihr Mann verliessen noch am selben Abend

Berlin, ohne in ihre Wohnung zurückzukehren. Es war ihnen noch möglich, mit ihren legalen Pässen im direkten Zug nach Prag zu fahren. Obgleich die Gestapo anscheinend meine Erklärung eines Zufallstreffens angenommen hatte, wies mich die Gruppenleitung doch an, Deutschland zu verlassen. Es war mir ebenfalls noch durchaus möglich, mit meinem legalen Pass im durchgehenden Zug Berlin zu verlassen und nach Prag zu fahren. Es war der 22. September 1935, der 11. Geburtstag meiner ältesten Tochter. Wir hatten am Nachmittag noch eine kleine Kindergesellschaft gehabt.

Mein Vater war im Jahre 1932 im Alter von 84 Jahren gestorben, und meine Mutter hatte sich entschlossen, nach Berlin zu ziehen, wo auch meine Schwester mit ihrem Mann lebte. Sie war gerade in Berlin und übernahm sofort meine Kinder. Sie hatte nie die geringste Ahnung von meiner politischen Tätigkeit gehabt und war völlig verwirrt über mein plötzliches Verschwinden. Glücklicherweise fand nur eine oberflächliche Haussuchung durch die Gestapo statt, aber mir war der Gedanke furchtbar, meine Mutter und meine Kinder solchen Gefahren ausgesetzt zu haben. Wäre ich aber geblieben und vielleicht doch verhaftet worden, so wäre die Situation noch schlimmer gewesen.

Noch in Deutschland war es zwischen meinem Mann und mir zu einer persönlichen Krise gekommen, und im Sommer 1933 hatten wir beschlossen, uns scheiden zu lassen. Da ich Jüdin bin – ich war zwar als Kind getauft worden, hatte eine christliche Erziehung erhalten und war 1928 aus der Kirche ausgetreten – und mein Mann Nichtjude war (ich benütze nicht gerne den Ausdruck *Arier*) –, so war die Scheidung höchst einfach. Zwar hatten wir zufälligerweise einen Richter, der nicht Nazi war und daher meinen Mann für den schuldigen Teil erklärte, aber unter der Nazi-Gesetzgebung war es ganz selbstverständlich, dass Jüdin und Nichtjude nicht verheiratet bleiben konnten. Diese Scheidung bedeutete auch nicht, dass wir nun etwa eingeschworene Feinde waren. Ich war nach wie vor in seinem Büro seine Assistentin, und wir arbeiteten weiter Hand in Hand in der politischen Gruppe. In Prag fand ich eine Reihe Genossen vor, und meine Mutter konnte mir Geld schicken. Es war eine halblegale Existenz, aber in zunehmendem Masse wurde klar, dass früher

oder später die deutschen Nazis die Tschechoslowakei übernehmen würden. Als sich daher eine Gelegenheit ergab, eine Dienstmädchen-Stelle in England zu erhalten, nahm ich sie an und kam im Juli 1936 nach England. Der Traum, Ingenieur zu sein, war mal wieder ausgeträumt. Für wie lange? Dass man das nicht weiss und nicht vorhersagen kann, macht eine solche Situation so verzweifelt. Und würde ich je meine Kinder wiedersehen? Und meine Mutter?

Über die nächsten /Vi Jahre ist nicht viel zu sagen. Es war für mich eine unglückliche Zeit. «Bitter ist das Brot der Fremde.» Hausarbeit hatte ich nie gerne getan, und selbst dem Kochen konnte ich nicht viel Reiz abgewinnen. Also die Dienstmädchenarbeit konnte mich nicht ablenken von meiner Angst und Sorge um die Situation, meine Besorgnis und Sehnsucht nach meinen Kindern. Aber schliesslich waren meine Bemühungen, die Kinder nach England zu bringen, doch erfolgreich und hatten den Nebeneffekt des Zusammentreffens mit einer Frauenorganisation, *The Women's Employment Federation*, und deren Leiterin. Mrs. Ray Strachey war eine überzeugte Frauenrechtlerin von grossem Charme; sie bemühte sich, mir eine mehr kongeniale Arbeit zu vermitteln. Zunächst erhielt ich durch sie eine Einführung zu *The Women's Engineering Society* (Verband weiblicher Ingenieure) und deren Präsidentin, Miss Caroline Haslett. Es war für mich eine grosse Freude festzustellen, dass es in England doch schon genügend weibliche Ingenieure gab, um sich zu einer Gesellschaft zusammenzuschliessen. Ich wurde zu den monatlichen Vortragsabenden eingeladen. Ich fühlte mich wie eine arme Seele, der ein kurzer Urlaub aus der Hölle im Paradies gewährt ist. Ich genoss das Beisammensein mit intelligenten und gebildeten Frauen, deren Interessen ich teilte. Ich hatte Freistellen für meine Töchter in einer Klosterschule gefunden, und im Mai 1938 brachte meine Mutter die beiden nach England, und wir konnten ein paar Tage zusammen verleben. Das war das letzte Mal, dass ich meine Mutter sah.

Im Jahre 1936 war auch mein geschiedener Mann nach England gekommen und hatte mit ein paar Freunden – Deutschen sowohl als auch Engländern – eine Ingenieurfirma gegründet, die dasselbe Spezialprodukt herstellte und vertrieb wie seine frühere deutsche Firma. Als diese englische Firma genügend gefestigt und gewachsen war, um weitere

Hilfskräfte zu brauchen, wurde mir die Stellung der Assistentin des Chef-Ingenieurs angeboten – also dieselbe Stellung, die ich in Deutschland gehabt hatte. Nach mehreren Ablehnungen seitens des *Home Office* (Ministerium des Innern) erhielt ich die Arbeitserlaubnis im Januar 1939. Also, ich war wirklich wieder Ingenieur! Die *Women's Engineering Society* nahm mich als volles Mitglied an. Meine Töchter waren sicher in England. Es blieb die Angst um meine Mutter und meine Schwester in Nazi-Deutschland – und die furchtbaren politischen Perspektiven.

Natürlich hatte ich ein winziges Gehalt, ich wohnte in einem möblierten Zimmer, ich konnte meine Kinder jeden Sonntag für etwa zwei Stunden sehen. Von irgendwelcher politischen Arbeit konnte keine Rede sein. Aber ich wurde Mitglied einer Gewerkschaft der Konstrukteure und Zeichner – etwas, für das es in Deutschland kein Äquivalent gegeben hatte. Obgleich es eine fast 100%ige Männer-Gewerkschaft war, wurde ich nicht nur sofort angenommen, sondern auch in den Vorstand der Zweigstelle kooptiert.

Bei Kriegsausbruch wurde die Pensionsschule meiner Kinder aufs Land evakuiert, wo ich sie nur einmal besuchen konnte, aber es war beruhigend, sie in Sicherheit zu wissen.

Als im Frühjahr 1940 der Krieg ernst wurde, begannen in England die Internierungen der Fremden. Zunächst wurden die männlichen Leiter der Firma interniert, aber nur kurze Zeit später wurde auch ich abgeholt und in das Frauenlager auf der Isle of Man gebracht. Das war nun die dritte Unterbrechung meiner Ingenieur-Laufbahn!

In der Internierung verbrachte ich IV2 Jahre, und obgleich es meine Entwicklung als Ingenieur nicht berührte, so hat diese Zeit mir viele Erfahrungen gegeben, die ich als wertvoll empfinde. Im Lager waren etwa 4'500 Frauen, meist Deutsche und darunter viele Jüdinnen; wir waren in Hotels und Pensionen einquartiert, hatten Zugang zu den Badestränden und zur schönen näheren Umgebung, und es entwickelte sich schnell ein reges und vielseitiges, organisiertes Leben. Ich wurde eine der vier Haupt-Repräsentantinnen, die mit den Lager-Autoritäten verhandelten, später war ich eine Zeitlang Leiterin der Lagerschule, die von Minna Specht – der gut bekannten Pädagogin und früheren Leiterin der Odenwald-Schule – aufgebaut worden war. Mein Leben war daher

interessant und vielseitig ausgefüllt.* Das Schlimme war, dass man nicht absehen konnte, wie lange man so von der Welt abgeschnitten sein würde. Ein Vorteil hingegen war, dass ich mit meiner Mutter in Berlin korrespondieren konnte. Wir durften Kriegsgefangenen-Briefe schreiben und erhielten Post.

Schliesslich wurde ich doch freigelassen, als aktiver Anti-Nazi, und kehrte nach London zurück. Es war nicht leicht, eine Stelle als Ingenieur zu finden, obwohl natürlich eine grosse Nachfrage nach ausgebildeten Ingenieuren bestand. Aber die Arbeitsvermittlungs-Ämter waren ja besetzt von kleinen Bürokraten – und natürlich bestand keine ausdrückliche Anforderung für weibliche Ingenieure. Es war nicht leicht, sie zu überzeugen, dass ein weiblicher Ingenieur die Stelle eines männlichen füllen könnte. Aber schliesslich glückte es doch, und im Januar 1942 fing ich als Konstrukteur im Zeichenbüro einer Werkzeugmaschinenfirma an. Ich war sogar nicht einmal die einzige Frau. Zwei junge Mädchen wurden als Zeichnerinnen ausgebildet. In den Werkstätten arbeiteten viele Frauen.

Ich wurde wieder aktiv in der Gewerkschaft. Hier war ich immer noch die einzige Frau in der Zweigstelle, wurde aber trotzdem bereits nach kurzer Zeit erst zum Zweigstellen-Vizepräsidenten und dann zum Präsidenten gewählt. Ich vertrat die Zweigstelle im Distriktsrat und auch in der örtlichen Vereinigung der Gewerkschaften. Schliesslich wurde ich einer der Gewerkschafts-Vertreter im Erziehungs- und Jugendlichen-Komitee des lokalen Stadtrats.

Die *Women 's Engineering Society* wählte mich in ihren Vorstand. Meine älteste Tochter hatte die Schule beendet und durch Vermittlung ihres Vaters eine Stelle in einem Laboratorium der Kohlen-Industrie erhalten. Die Jüngere war noch weiter auf der Schule, und da die Schule auf dem Land war, so war sie sicher vor den Bombenangriffen. Es glückte mir, eine kleine und recht primitive Wohnung zu finden, die ich langsam einrichtete.

Nach zwei Jahren wechselte ich meine Stellung und kam zu einer Firma, die automatische Kessel-Regelung und Prozess-Regelungen entwarf und fertigte. Dieses Gebiet fand ich von

* Wie verschieden die Internierungs-Lage empfunden und beurteilt wurde, ist am Bericht von Erna Nelki in diesem Buch zu sehen. (G. D.)

vornherein faszinierend, und ich bin bis heute noch an automatischer Regelung stark interessiert.

Ich arbeitete im Konstruktionsbüro und wurde nach ein paar Jahren Stellvertreter des Chefs des Konstruktionsbüros. Erfolg für eine Frau? Als der Chef die Firma verliess, wurde mir seine Stellung *nicht* angeboten, sondern einem jüngeren Mann, der unter mir gearbeitet hatte. Es stellte sich heraus, dass ein anderer Mann es abgelehnt hatte, unter einer Frau zu arbeiten, und leider hatten die Direktoren nachgegeben. Ich liess mich daraufhin in die Projektteilung versetzen, wo die Kontrollsysteme entworfen, die Kosten geschätzt und die Angebote ausgearbeitet wurden. Hier wurde ich nach ein paar weiteren Jahren zum Abteilungsleiter ernannt und hatte 12 Männer, die unter mir arbeiteten.

Ich fühlte mich anerkannt und sicher, und die Tatsache, dass ich eine Frau war, schien keinen Unterschied mehr zu machen.

Aber bald sollte ich erfahren, dass dies immer noch eine Illusion war. Meine Firma vereinigte sich mit einer anderen kapitalstärkeren, die beiden Projektteilungen wurden zusammengelegt, und selbstverständlich wurde der Leiter der anderen Abteilung Chef der vereinten Abteilung! Dieser Vorgang sollte sich noch verschiedene Male wiederholen. Jedesmal, wenn die Vorgesetzten wechselten, wurden meine männlichen Kollegen ohne Weiteres anerkannt, während ich jedesmal erneut meine Fähigkeit als Ingenieur unter Beweis stellen musste. Zunächst liess ich mich wieder in eine andere Abteilung versetzen, in die Entwicklungsabteilung, wo die Kontroll- und Regelsysteme überprüft, die Berechnungen für die Kontrollelemente gemacht wurden, und die um Rat und Hilfe gebeten wurde, wann und wo immer irgendwelche Schwierigkeiten sich zeigten. Die Abteilung unterstand direkt dem Chef-Ingenieur, mit dem ich mich bald befreundete. Die Arbeit war interessant und vielseitig. Aber wieder war es nicht von langer Dauer. Die Firma wurde von einer anderen, grösseren, verschluckt, die Abteilung wurde aufgelöst. Ich hatte wieder neue Vorgesetzte, denen ich erst zeigen musste, dass eine Frau Ingenieur sein kann. Natürlich setzte ich mich schliesslich durch – aber wieviel Energie muss man verschwenden, nur, um anerkannt zu werden, um die eigentliche Arbeit machen zu können.

Ein paar Jahre lang ging so alles einigermaßen gut. Als ich das pensionsfähige Alter erreichte, wurde mir angeboten, als sogenannter *beratender Ingenieur* (Consultant) weiter zu arbeiten, was ich natürlich annahm.

Aber die Arbeit wurde allmählich weniger interessant und auch weniger. Schliesslich wurden alle Ingenieure, die über dem pensionsfähigen Alter waren, in den Ruhestand versetzt – und ein paar Monate darauf wurde die ganze Abteilung aufgelöst.

Ich war also im Ruhestand, aber nicht lange. Ich hatte Glück! Die Nachfolgerin der Firma, die einst von meinem früheren Mann und einigen Freunden gegründet worden war, war neu erstanden unter der Leitung eines dieser Freunde. Mein früherer Mann hatte längst eine neue Familie gegründet, war nach Kriegsende nach Deutschland zurückgekehrt und nach einigen Jahren dort gestorben. Dieser Freund bot mir eine Stellung als sein persönlicher Assistent an. Er war selbst nicht Ingenieur, aber ein genialer Erfinder und Konstrukteur, der ein auf neuen Prinzipien beruhendes Produkt anfertigte und vertrieb. In der Entwicklung neuer Produkte konnte ich seinen ingenieurmässige Form geben mit Zeichnungen, Modellen und Beschreibungen, die geprüft werden konnten. Dies war eine anregende und befriedigende Tätigkeit, mit der ich noch weitere fünf Jahre verbringen konnte. Dann starb mein Boss und Freund im Alter von 81 Jahren, und wenige Monate später zog die Firma von London weg, so dass ich nun wirklich in den Ruhestand treten musste. Das war im Jahre 1977, und ich war immerhin auch 78 Jahre alt, so dass seither die Aussicht, nochmals eine neue Ingenieur-Tätigkeit zu finden, recht gering ist.

Seither habe ich mich auf die Arbeit in der Frauenbewegung konzentriert. Die Arbeit in der *Women's Engineering Society* ging die ganze Zeit weiter, ich war Mitglied des Vorstandsrats der Gesellschaft, war mehrere Jahre lang Redakteur der Vierteljahrszeitschrift *The Woman Engineer* und nahm an allen Aktivitäten der Gesellschaft teil, wie z.B. der Vorbereitung internationaler Konferenzen.

Die Aufgabe dieser Gesellschaft ist es, Frauen zusammenzufassen, die qualifizierte Ingenieure oder Techniker sind, und solchen Frauen beizustehen, die Ingenieure oder Techniker werden wollen. Junge Mädchen sollen ermutigt werden, den

Ingenieurberuf als eine mögliche und befriedigende Karriere in Betracht zu ziehen. Daher werden Vorträge in den oberen Klassen von höheren Schulen arrangiert und grössere Vortragsreihen organisiert, zu denen sowohl Mädchen- als auch Jungen-Schulen eingeladen werden.

Internationale Konferenzen werden alle vier Jahre veranstaltet und von den jeweiligen Gastländern organisiert. Sie haben in New York, Cambridge/England, Turin, Krakau und Rouen stattgefunden und gaben die Möglichkeit, nicht nur internationale Freundschaften zu schliessen, sondern vor allem den Stand der Frauenemanzipation in verschiedenen Ländern zu vergleichen. Zur Zeit ist eine solche Konferenz in Bombay in Vorbereitung.

Die Probleme, die heutzutage den jungen weiblichen Ingenieuren in England begegnen, sind jedoch kaum andere als die vieler berufstätiger Frauen – obgleich den weiblichen Ingenieuren immer noch automatisch der Status des Pioniers verliehen wird. Meine jungen Kolleginnen haben keine besonderen Schwierigkeiten mehr, das Studium aufzunehmen und zu vollenden und dann eine Anstellung zu finden. Dies verleitet viele zu glauben, dass der Kampf für die Gleichberechtigung bereits gewonnen sei. Erst später, wenn sie bei der Beförderung zu höheren und leitenden Stellen an eine Widerstandsbarriere stossen, wird klar, wie gross die Diskriminierung von Frauen noch ist. Dies trifft nicht nur auf weibliche Ingenieure zu, sondern betrifft durchaus fast alle Berufe, selbst solche, von denen man annimmt, dass sie *Frauenberufe* geworden sind.

Für die Fabrikarbeiterinnen besteht nur in wenigen Fällen eine wirkliche Gleichberechtigung. Sie erhalten nur selten den gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Und es wird ihnen in keiner Weise die gleiche Möglichkeit für Ausbildung und Beförderung geboten wie Männern. Solange es aber keine Gleichberechtigung an dieser Basis der Pyramide gibt, so lange ist die Gleichberechtigung aller Frauen gefährdet. Seit meine Berufsarbeit aufgehört hat, bin ich daher auch zunehmend tätig in der *Fawcett Society*. Dies ist eine der ältesten und angesehensten Frauen-Organisationen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Gleichberechtigung der Frauen in allen Gebieten des Lebens gestritten hat. Ihre Zielsetzungen sind weiter und allgemeiner als die der weib-

lichen Ingenieure. Sie arbeiten für gleiche Entlohnung für Arbeit gleichen Wertes, für eine grössere Beteiligung von Frauen im öffentlichen Leben – vom Fabrikbetrieb bis zum Parlament –, für die Beteiligung der Männer an der Sorge für Kinder und Haushalt, für gleiche erzieherische Möglichkeiten in Schule und Universität, in der Gesetzgebung, z.B. der Steuergesetzgebung. Die Arbeit geschieht hauptsächlich durch öffentliche Vorträge, Briefe an die Presse, Petitionen an Parlamentarier und Demonstrationen. Und sie versuchen, die vielen verschiedenen Frauengruppen in gemeinsamen Aktionen zu vereinen.

Es ist daher kein Mangel an Arbeit für mich.

Vielleicht sollte ich doch noch etwas über mein Jüdischsein sagen. Es hat zwar keinerlei Einfluss auf mein Ingenieurwerden und -sein ausgeübt, ist aber doch nicht aus meinem Leben wegzudenken. Subjektiv ist es für mich immer völlig irrelevant gewesen. Ich habe bereits erwähnt, dass ich als Kind getauft worden bin – alle vier Geschwister zusammen –, und dass unsere Erziehung christlich war. Wir gingen zwar nicht in die Kirche, aber meine Mutter erzählte uns die biblischen Geschichten, mit denen wir ebenso vertraut wurden wie mit Grimms Märchen oder den Sagen des klassischen Altertums.

Die Schule war zwar protestantisch – wie alle städtischen Schulen in Schlesien –, aber die Klassengenossinnen kamen von allen Konfessionen, waren protestantisch, katholisch und jüdisch. Es schien keinen Unterschied zu machen, nur dass die anderen Konfessionen zusätzliche Feiertage hatten! Ich bin nie in der Schule irgendwelchem Antisemitismus begegnet. Meine Eltern hatten sowohl jüdische als auch christliche Freunde, und wieder schien da kein Unterschied zu sein. Ich wusste, dass wir jüdischer Abstammung waren – es wurde kein Hehl daraus gemacht –, aber es war ohne Bedeutung.

Was ich über das Judentum erfuhr, kam zum grossen Teil von einer meiner besten Schulfreundinnen, die aus einem orthodoxen Haus stammte. Aber sie selbst war suspendiert, so dass sie am Sonnabend mit der elektrischen Bahn zur Schule kommen konnte und auch schreiben durfte. Später wurde sie Zionistin, und da begann auch ich mich für den Zionismus und das Judentum in der Diaspora zu interessieren. Ich las Buber und Schölerns Aleichem und andere Bücher über das

pogromgefährdete Leben der Juden in Russland und Polen und den Antisemitismus im österreichischen Galizien, und meine Sympathie wurde erweckt. Da ich nicht jüdisch aussah, konnte es passieren, dass jemand in meiner Gegenwart eine antisemitische Bemerkung machte. Dann reagierte ich heftig – und die Folge war meistens eine Entschuldigung, und es stellte sich fast immer heraus, dass der Sprecher noch nie einem Juden wissentlich begegnet war und höchst seltsame Begriffe von Juden hatte. Derartige Begriffe wurden ja dann später von den Nazis benutzt und verstärkt.

Mein Mann war Nichtjude und Katholik. Meine Schwiegereltern, die katholisch waren, stammten beide aus katholisch-protestantischen Mischehen und waren daher tolerant, auch Juden gegenüber. Sowohl mein Mann als auch ich wurden verhältnismässig frühzeitig Atheisten und traten aus unseren Kirchen aus. Er hatte während des Ersten Weltkriegs im russischen Feldzug gedient, war in Russisch-Polen oft beim Rabbi einquartiert gewesen und wusste daher weit mehr über das Judentum als ich.

Auch in der Anti-Nazi-Arbeit waren die Genossen sowohl jüdisch als nichtjüdisch, und keiner fragte danach. Natürlich berührten uns die beginnenden Judenverfolgungen, aber nicht mehr als die gleichzeitigen Verfolgungen der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften. Ich verliess Deutschland nicht als jüdischer, sondern als politischer Flüchtling.

Um das Bild abzurunden, kann ich hinzufügen, dass meine beiden Töchter selbstverständlich berufstätig sind, dass sie beide verheiratet sind und dass ich sieben Enkelkinder habe, die beiden ältesten sind bereits verheiratet. Die Enkelinnen finden es ganz selbstverständlich, dass sie einen Beruf haben und dass ihre Männer die Haushaltspflichten mit ihnen teilen. Also ein bisschen vorwärtsgekommen sind wir Frauen – und Männer – doch wohl.

September 1980

VERONICA BESSMANN

Die Geschichte der Tamara S.

Frau Tamara Kaurov erzählte mir die Geschichte ihrer Scheidung. Für mich war es eine Variation über dieses unerschöpfliche Thema.

Berlin 1937. Tamara Kaurov lebt zu dieser Zeit in Berlin. Sie war vor 10 Jahren aus ihrer östlichen Heimat nach Deutschland gekommen. Sie kam, um zu lernen und um in ordentlichen Verhältnissen zu leben. Sie lernt in diesen Jahren Deutsch, absolviert zum Schluss eine Modeschule, wobei sich ihre besondere Begabung für freien Entwurf zeigt. Dann arbeitet sie in einem führenden Modosalon in Berlin als selbständige Entwurfskraft. Die Frau kann ihre Begabung und Phantasie gut beweisen. Bei einem Wettbewerb der Stadt Berlin für einige Modosalons gewinnt der Salon E. den ersten Preis für seine originellste und schönste Kollektion. Der erste Preis ist eine Reise nach Paris mit Besuch aller damals führenden Modehäuser wie Molineux, Patou, Schiaparelli, Lanvin usw. Das ist ein erfolgreicher Start für die Frau. Sie liebt ihre Arbeit, ist unabhängig, die Welt erscheint ihr unkompliziert und voll von Erfolg. Die Frau hat einen kleinen Freundeskreis, Menschen aus der Modebranche, durchweg älter, durchweg erfolgreich. Sie verehrt diese Freunde und lernt viel von ihnen.

Der Mann ist ein junger, genialer Maler. Er ist 23 Jahre alt, ein Jahr älter als die Frau. Er liebt sein unabhängiges Leben, hat viele Interessen, liebt Bücher, Musik – Jazz genauso wie Klassik. Er besucht Ausstellungen und Museen, um daraus für seine Kunst zu lernen. Die Weiblichkeit ist dem Maler sehr zugetan, und jede flüchtige Begegnung ist ihm recht. Auf einem der berühmten Berliner Faschingsfeste begegnen der Mann und die Frau einander zum ersten Mal. Sie treffen sich täglich, verlieben sich ineinander, sind unzertrennlich. Sie machen lange Spaziergänge durch die Strassen, sitzen in Kneipen und Cafés. Bei diesen langen Spaziergängen erzählt der Mann viel über sich, über seine Kindheit, über seinen Vater. Er will nie so werden wie sein Vater. Der Mann sagt, dass seine Kinder, wenn er welche hätte, nie das erleben sollen,

was er erlebt hat. Er würde seine Kinder nie in ein Internat geben. Er sei in einem gewesen und habe Schreckliches erlebt. Und der Mann sagt, nie würde er seine Kinder verlassen und nie würde er Kinder schlagen. Er erzählt, dass er nie habe lernen dürfen, wozu er begabt sei. Dafür war kein Geld da, für die brotlose Kunst. Er müsse jede kleinste Arbeit annehmen, um Geld zu verdienen. Der Mann spricht sehr viel über Politik, er hat einen angeborenen Instinkt für das Geschehen und die Gefahr. Für die Frau ist er schön, klug, begabt und fasziniert sie durch das, was ihr als Kraft und Überlegenheit erscheint.

Der Mann und die Frau unternehmen viele Ausflüge – an den Wannsee mit einem Faltboot, mit einem Grammophon. Der Klang der Schellackplatte «Begin the Beguine», von leichter Brise über das Wasser getragen, den Mann ganz nah vor sich, die Frau ist wunschlos glücklich. Sie fahren an die Krumme Lanke, gehen zum Fünfuhrtee ins Delphi, wo Teddy Stauffer spielt. Sie besuchen die Freunde des Mannes. Sie gehen jeden Sonntag zur Matinée in die Philharmonie, Furtwängler dirigiert.

Der Mann hat viele Bücher, die die Frau noch nicht kennt. Stendhal, Flaubert, Stefan Zweig, Feuchtwanger. Jazzmusik und Klassik wechseln sich den ganzen Tag über ab. Für die Frau ist das alles noch nie Erlebtes in dieser konzentrierten Form. Die Frau vergisst völlig ihre Freunde, die der Mann sowieso ablehnt. Die Frau sieht, hört, lebt nur für den Mann. Auch ihre so geliebte Arbeit wird zur Nebensache.

Der Mann spricht sehr viel über Politik, von der die Frau keine Ahnung hat. Sie glaubt, wenn man zusammen ist, sind Politik und alle anderen Gefahren nicht erschreckend.

Ein unvorhergesehenes Ereignis verändert den seelischen Rhythmus. Die Frau erwartet ein Kind. Der Mann nimmt diese Tatsache entgegen mit freundlichen, beruhigenden Worten und Augen. Der Mann wird ein zärtlicher, sein Kind erwartender Vater. Er wird fleissig, nimmt Aufträge an, verkauft Bilder. Die Frau kündigt zu aller Erstaunen im Modesalon, verzichtet damit auf ihr Einkommen, auf ihre Selbständigkeit, zieht zu dem Mann. Sie erwartet ein Kind und ist nicht verheiratet – heute wird das alles anders beurteilt. Damals aber hat das Ganze den Hauch des Unmoralischen.

In der Eckkneipe am Rankeplatz hören der Mann und die Frau im Lautsprecher Extranachrichten: Es gibt Krieg. Der Mann hat Tränen in den Augen, die Frau tröstet ihn. Sie sagt, wenn wir zusammen sind, ist das halb so schlimm.

Geburt eines Sohnes, das Leben zu dritt. Der Mann trägt liebevoll seinen Sohn in den Armen hin und her und lächelt das vollbrachte Wunder an. Erste Wohnung. Der Mann streicht selbst die Wände.

Berlin hat sich verändert. Es ist grau, es ist Verdunkelung. Nachts Fliegeralarm, in den Keller gehen, nach der Entwarnung sich freuen, dass keinem etwas geschehen ist. Der Mann arbeitet nachts, die Frau bereitet das Essen, kocht Kaffee. Musik spielt und das Baby schläft.

1940 Heirat im kleinsten Freundeskreis. Die Frau heisst jetzt Tamara Schulz. Eine junge, naive Familie in einer unfreundlichen, zerstörerischen Welt. Der Mann hat grosse, natürliche Angst vorm Eingezogenwerden. Macht Pläne und denkt an alle Möglichkeiten, die passieren könnten. Und was man alles unternehmen könnte, wenn es ernst wird. Der Mann ist sehr liebevoll und anhänglich in dieser Zeit.

Geburt des zweiten Sohnes. Zweite grössere Wohnung mit einem Kinderzimmer und einem Atelier für den Mann. Einberufung zum Wehrdienst. Graue, schlechtsitzende Uniform. Leben in der Kaserne. Angst, dass man auffällt, die Uniform nicht vorschriftsmässig geknöpft zu haben. Oder, wenn man seinen Vorgesetzten nicht richtig gegrüsst hat.

Angst, durch einen dummen Grund an die Front versetzt zu werden. Alle Beziehungen werden ausgeschöpft, um dies zu vermeiden. Die Frau erledigt alles für ihn. Immer wieder muss sie ihn trösten, beruhigen, weil er solche Angst hat. Über allem ist die Angst, wie ein grosses Netz. Unmittelbare Gefahr für die kleine Familie.

Alarm, Sirenen, Entwarnung, Flugzeuggeräusche, Pfeifen der Bomben, krachende Volltreffer, Lautsprecher mit den Verkündigungen von Sieg und vom Tod. Penetrantes, lautes, verlogenes Pathos und immer Marschmusik. Das ist die Geräuschkulisse, in der man lebt. Nachts Abhören vom Londonsender unter Lebensgefahr.

Die Frau lebt mit den beiden kleinen Söhnen. Sie ist um alles besorgt und ruhig. Kurze Urlaube des Mannes, des Vaters.

Die Uniform wird sofort ausgezogen, versteckt. Privates kurzes intensives Leben.

Der Mann erhält den Marschbefehl zur Propagandatruppe in die Tschechoslowakei. Die erste Zeit für ihn ist schwer – weg von seinem individuellen Leben. Gefreiter Schulz muss alle Schliche lernen, um sich das neue Leben erträglich zu machen. Er schreibt zärtliche Briefe nach Hause, hat immer viele Wünsche und Bestellungen. Er schickt, was er bekommen kann an Lebensmitteln, vor allem Zigaretten zum Tausch.

Das Leben allein und die Verantwortung für die beiden kleinen Knaben ist für die Frau nicht einfach. Wegen unaufhörlicher Bombardements müssen alle Frauen mit Kindern sofort Berlin verlassen. Durch Freunde ergibt sich eine Möglichkeit, nach Meersburg am Bodensee zu gehen. Die Frau packt das Nötigste, und das ist viel. Zusammenklappbares Kinderbett, dazwischen Bettdecken, Töpfe, Nachttöpfe, Breipakete, Koffer mit Zeug. Alles muss griffbereit sein. Und die beiden Knaben, einer drei, der andere vier Jahre. So fahren sie los. Meersburg, da, wo sie nun wohnen, ist wie ein grosser Obstgarten, voller Fallobst. Die Frau richtet ihr Leben ein. Die Menschen sind von einmaliger Freundlichkeit, sie sind glücklich, die beiden Knaben dort springen zu sehen.

Ein Telegramm: Die Wohnung in Berlin total ausgebrannt. Der Mann hat drei Tage Heimaturlaub. Die Frau findet jemanden, der die Kinder nimmt, und fährt nach Berlin. Bei Ulm Luftangriff, alle steigen aus dem Zug. Völlige Dunkelheit. Die Menschen schlagen an verschlossene Türen. Die Luft zittert von Flugzeugen und Flak. Bomben fallen. Die Frau hat panische Angst.

Anhalter Bahnhof in Berlin. Eine Masse von Menschen schiebt sich über Trümmerwege. Nichts ist zu erkennen.

Stunden bis zu ihrem Haus. Die Frau steht vor einer Art Treppenrest, steigt hoch bis zu ihrer Wohnung. Die Bilder, der Flügel, die Bücher – alles unter Mörtel und Schutt. Verrusste Balken und Schnee. Im Hintergrund klingelt das Telefon. Bei Freunden trifft sie den Mann. Freude, Scherzen und Lachen, weil man lebt und sich wieder sieht. Der Mann sieht schön aus, wie in der glücklichen Zeit mit der Frau.

In diesem Chaos, Zusammenbruch und Sterben erlebt der Mann eine neue grosse Liebe. Die Frau kann sich nicht mit ihm freuen. Sie fragt sich selbst, warum man so wenig

grosszügig ist. Es ist Krieg. Jeder kann jede Minute sterben, warum soll sich ein Mensch nicht verlieben und alles leichter erleben. Die Frau kann sich nicht mit ihm freuen, er kann sie nicht beruhigen.

Wieder zurück in Meersburg, warten auf das Ende, warten auf den Mann. Eines Nachts der vertraute Pfiff. Der Mann steht vom Mond beschienen im Garten. Da ist er. Er kam zurück.

Eine Zeit voll innerer Spannungen, keine Zeit für richtige Ruhe. Dann kommen sie, die Tanks. Man kann sie vom Haus anrollen sehen. Alle Hausbewohner laufen eilig in den grossen Weinkeller. Dort wartet man im Halbdunkel. Nach Stunden geht die Tür auf. Die Befreier, die Sieger kommen herein. Belustigt schauen sie auf die Menge. Ein Franzose und ein Farbiger. Meersburg wird von Franzosen besetzt. Der grosse Krieg ist für Meersburg vorbei. Man hat überlebt, man ist zusammen.

Und was kommt nun? Man weiss nicht, wo soll man sein Leben wieder anfangen, das Richtige wählen. Soll es München, Hamburg oder Berlin sein? Immer wieder sagte die Frau, wir haben überlebt ohne sichtbaren Schaden.

Ein Freund kommt nach Meersburg, überredet den Mann, nach Hamburg zu gehen. Der Mann und der Freund fahren zuerst, um alles vorzubereiten. Das ist nicht gut, denkt die Frau, dass sie nicht mitfahren kann.

Endlich kommt der erwartete Wagen, um die Frau und die Knaben abzuholen. Der Mann kommt nicht mit, das versteht die Frau nicht. «Abgesehen von Eurer Habe», stand in dem Brief von dem Mann, «bringt alles an Lebensmitteln mit, was Ihr könnt.» Die Frau nimmt, was der kleine Anhänger tragen kann. 1 Sack Mohrrüben, 1 Sack Kartoffeln, einige Kisten Äpfel und Mehl. Der Fahrer hat in seinem Benzinkanister Schnaps mitgenommen. Das fällt bei der Kontrolle unterwegs unangenehm auf. Eine unerfreuliche Fahrt. Mit Pausen bei irgendwelchen bleichen, grauen Menschen in dunklen Häusern, wo etwas getauscht und gekauft wird.

Hamburg, englische Besatzung. Provisorische Behausung, aber auch alles kaputt. Fenster vernagelt, Toilette kaputt, und so ist auch die Stimmung. Die Frau findet eine hübsche Wohnung. Aber es fehlt an allem: Möbel, Gemütlichkeit.

Der Krieg ist vorbei, aber der Kampf geht weiter. Eine neue

Art des Überlebens beginnt. Wer war Nazi, wer nicht. Wer hat schwarz gekauft. Aber man muss schwarz kaufen. Man tauscht alles, was man zum Tauschen hat. Oder wenn man englische Freunde hat. Der Mann tauscht Graphiken, Zeichnungen gegen Zigaretten und Lebensmittel.

In den englischen Clubs brodeln das Leben. Der Mann hat einen Engländer kennengelernt, der ist verrückt auf seine Bilder und auf ihn. Ein Füllhorn von Whiskys und Steaks, von Bohnen, Weissbrot, Kaffee und Zigaretten schüttet seinen Segen über den Mann und seine Familie. Parties, Parties, jeder ist glücklich, wenn er dabei sein kann. Diese blassen, ausgebleichten deutschen Gestalten feiern mit den satten Siegern.

Der Mann sagt, er habe keine Lust, noch einmal aufzubauen im langsamen Tempo. Er wolle leben, Karriere machen, und das schnell.

Auf einer Ausstellung begegnet der Mann einer Zeitungsverlegerin, Frau Magda Breit. Sie will für ihn eine Ausstellung organisieren, Kataloge drucken lassen. Sie schlägt ihm einige Pläne vor, wie er schneller vorwärtskommen kann. Der Mann ist begeistert.

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt: Karriere und schnelles Vorwärtskommen. Frau Breit hält, was sie verspricht. Beide sind viel unterwegs, Besprechungen über Ausstellungen und viele Pläne. Der Mann muss viel malen, Frau Breit will ihm ein repräsentatives Atelier einrichten.

Der Mann gehört plötzlich zur sogenannten Prominenz.

Alles geschieht ohne die Frau. Sie ist plötzlich aus dem Leben des Mannes ausgeklammert. Oft liest sie Kritiken von Bilderausstellungen, leider mit nur mässigem Erfolg. Sie liest auch kleine Zeitungsberichte: Ehepaar Schulz-Breit hat eine Ausstellung in der Schweiz besucht oder Frau Schulz-Breit hat ein Restaurant eingeweiht zur Geburtstagsfeier des Mannes. Schuld an diesen Berichten sind natürlich die Journalisten, als die Frau den Mann fragt.

Zu Hause entwickelt sich der Mann zum Tyrannen. Die Wohnung, zu spießig, die Strasse zu laut, die Kinder nicht erzogen, die Frau zu stark geschminkt.

Die Frau ist diese Nörgeleien nicht gewöhnt und ihnen nicht gewachsen. Aber zeitweise ist er auch voller Liebe und Harmonie, und dann ist das Leben wieder wunderschön. Das

dauert immer nur kurze Zeit. Dann geht er wieder, um Karriere zu machen. Ein entnervendes Hin und Her.

Einmal kommt der Mann mit Frau Breit zusammen in die Wohnung, und Frau Breit gibt der Frau viele Ratschläge. Wie sie den Künstler behandeln soll, und wie die Kinder erzogen sein müssten. Es folgen weitere Ratschläge mit Fragen, die ins Geschmacklose ausarten. Die Frau fühlt sich in ihren eigenen vier Wänden beleidigt und nicht mehr Herr der Lage. Sie verliert zum ersten Mal die Beherrschung und bittet Frau Breit, die Wohnung zu verlassen. Der Mann sagt, dann gehe er auch, und das tun die beiden dann.

Die Frau ruft einen Anwalt an, sie müsse ihn sofort sprechen.

Schon vor längerer Zeit hat die Frau in einem Buch einen Brief von Frau Breit an den Künstler gefunden, aus dem klar zu ersehen ist, wie die beiden miteinander leben. Sie erzählt dem Anwalt alles, was da vor sich geht. Sie will die Scheidung, wenn der Mann sich nicht besinnt. Die Frau bittet den Anwalt um Anruf am Abend um 8 Uhr. Und wenn der Mann wirklich von ihr weg will, brauche er es dem Anwalt nur zu sagen, dann sei er frei. Um 8 Uhr ist der Mann zu Hause und das Telefon klingelt. Die Frau sagt, der Mann habe die Freiheit, wenn er jetzt dem Anwalt sagt, dass er in die Scheidung einwillige. Die Kinder kämen in ein Internat usw. usw. Denn so wie jetzt könne sie nicht weiterleben.

Der Mann bittet die Frau, dem Anwalt zu sagen, dass er keine Scheidung will. Das gehe alles vorbei. Es gibt eine lange Aussprache. Der Mann betont immer wieder, das Ganze sei doch nicht ernstzunehmen, das brauche er nur für seine Karriere. Für die Beziehungen. Für das Vorwärtskommen.

Ruhe und Frieden dauern nur kurze Zeit. Der Mann fährt wieder weg mit Versprechungen, dass alles wieder in Ordnung käme. Und das alte entnervende Spiel geht weiter. Es vergeht viel Zeit. Die Frau weiss nicht, wie und wodurch sie eine Änderung erzielen kann.

Und dann macht der Mann sie bekannt mit einem Herrn X. Herr X gefällt der Frau gut. Es werden Reisen gemacht, es werden Freunde von Mann und Frau besucht. Alle sind begeistert von Herrn X.

Die Frau erfährt, dass Herr X alle Freunde angepumpt hat mit grösseren und kleineren Beträgen. Herr X erzählt Geschich-

ten vom Verkauf eines Hauses, wobei ihm Tausende verlorengegangen seien. Er erzählt, worüber er sich mit Erich Kästner im Pen-Club unterhielt und wie er mit Werner Egk über ein neues Ballett gesprochen habe, dass Werner Henze auch dabei gewesen sei und dass er der Firma Hoechst einen neuen Stoff für einen Werbefilm vorgeschlagen habe. So geht es pausenlos, grotesk, unglaubwürdig. Herr X sagt, dass er verheiratet sei, am nächsten Tag sagt er, dass er sich scheiden liesse.

Eines Tages erzählt er, nun habe es geklappt, er habe einen Vertrag mit dem Augstein-Verlag als Korrespondent in China abgeschlossen. Herr X bittet die Frau, ihn zu heiraten. Die Frau müsse sich natürlich erst von Schulz scheiden lassen. Herr X soll ja sofort mit der Arbeit beginnen, und man könne dort nur verheiratet leben.

Die Frau bittet den Mann (Schulz), den Vertrag zu prüfen. Er blättert die Seiten um und hat dabei diese bestimmten Augen, die die Frau an ihm kennt. Etwas unernst, so, als ob er sich das Lachen verkneift. «Ja», sagt er, «der ist in Ordnung.» Sie denkt, wenn der Mann sagt, dass der Vertrag richtig ist, dann wird es schon stimmen.

Schulz sagt zu der Frau, er habe einen Freund, der sei Anwalt, und der würde die Scheidung schnell erledigen und ihrer beider Interessen wahrnehmen. Warum solle man zwei Anwälte beschäftigen. Im gegenseitigen Einvernehmen. Die Frau will vieles fragen, sie ist aber nicht dazu imstande, und man lässt sie auch nicht zu Wort kommen. «Das kannst du alles dem Anwalt erzählen, der weiss es besser als ich.»

Der befreundete Anwalt hat es sehr eilig. Er stellt fest: Auseinandergelebt, beide einverstanden. Wann war der letzte eheliche Verkehr? Die Frau kann vieles nicht verstehen. Da es ein befreundeter Anwalt ist und beider Interessen wahren wird, wird er es schon richtig machen. Pro Kind 250,- Mark un'i sie *auf Vertrauensbasis*. Die Frau widerspricht und bittet den Anwalt um andere Bedingungen.

Dann bittet sie ihn, beim Augstein-Verlag zu prüfen, ob der Vertrag des Herrn X in Ordnung sei. Der befreundete Anwalt sagt, das könne er leider nicht tun. Die Frau sagt, dass sie in die Scheidung einwillige, wenn der Vertrag stimmt. «Aber er stimmt doch!» sagt der befreundete Anwalt. So einem befreundeten Anwalt glaubt man doch.

Zu Hause werden nun Überseekisten gepackt. Das gemietete

Haus ist bereits gekündigt. Der Mann kommt, ist sehr ungehalten, ist empört. Er würde die Frau nie im Stich lassen.

Er kann alles nur auf Vertrauensbasis machen. Sie müsse ihm vertrauen. Sie müsse ihn doch gut genug kennen. Er werde immer da sein, wenn die Frau ihn braucht. Er hasse Gerichte und hasse es, durch ein Gericht festgelegt zu sein. Das wisse doch die Frau.

Gerichtstermin. Das Ganze geht sehr schnell vorüber. Der befreundete Anwalt regelt alles. Frau Tamara Schulz ist nun eine geschiedene Frau. Pro Kind bekommt sie 250,- Mark. Sie bekommt das Vertrauen. Und das Recht, die Kinder zu erziehen. Sie muss ein Papier unterschreiben, dass sie in Zukunft keine Geldansprüche an den Mann stellen wird. Und sie unterschreibt.

Zu Hause – die Kisten sind alle gepackt – sagt Herr X, dass kein Vertrag mit dem Verlag existiere und dass auch nie ein solcher bestanden hat.

EVA-MARIA ABIGAIL

Eine ganz normale Geschichte

Eva

Wie war das eigentlich damals? Eigenartig, wie scheinbare Nebensächlichkeiten fürs Leben im Gedächtnis bleiben, und anderes ist verschwunden. Ich sehe mich mit fünf Jahren auf dem Stuhl stehen und mein Hemdchen heben. Die Mutter zog's herunter, damit mein Bruder mein *Bibi* nicht sehen soll.

Vater, Mutter, Bruder – alle so gross, noch nie hatte ich ausser mir jemand nackt gesehen, immer war Stoff drum, wie festgewachsen.

Beim Metzger Klotz hingen die Zickleinleichen am Haken, kopf-über und blutig. Ich sagte ängstlich zum Metzger mit seinen Menschenfresserzähnen: «Klotz! mich kannst nicht schlachten, ich bin aus Stoff bis an Hals!»

Wir spielten Doktor, wobei wir uns gegenseitig untersuchten, Buben und Mädchen. Aber die Grossen hatten ihre Augen überall, und es gab Spiel- und Hausverbot. Ich lernte die anständigen von den unanständigen Kindern unterscheiden. Wenn ein unanständiges sich mit seinem Wissen grosstat, stimmte ich mit in den Chor der anständigen ein: «Du bist aber eine Sau!» – doch wissbegierig hörten wir weiter zu.

Ich stellte meiner Mutter eine Fangfrage: «An was kennt man einen Bub oder Mädchen, wenn's auf die Welt kommt?» – «Ja, das weiss eine Mutter immer.» ... «Warum?» ... «Sei still, das weiss eine Mutter einfach!»

Von jetzt ab wusste ich, dass Fragen keinen Zweck hatte und fühlte deutlichen Schmerz darüber.

Der Vater hatte einen unbändigen Stolz auf mich. Ich war die schönste und klügste aller Töchter (noch mit 25 Jahren wurde ich von alten Bekannten darauf angesprochen). Mit fünf Jahren sagte ich lange Weihnachtsgedichte, Bilderbuchverse und Lieder aller Art im Pathos des Vaters auf, er beschäftigte

sich viel mit mir und wollte mich die Vortragskunst lehren. Der Grossvater und die Brüder meines Vaters waren an der Opernbühne und ein Bruder ein hervorragender Solist. Schöne Stimmen gehörten zur väterlichen Familie, und Vater wäre gerne Schauspieler geworden...

Als ich sieben Jahre alt war, durfte ich auf einer Vereinsbühne eine Hauptrolle darstellen, die Vater mit mir einstudierte. Dies war ein grosser Erfolg, und wir waren beide hochbeglückt. Mutter sagte: «Steck dir doch eine Pfauenfeder in den Hintern! Du und deine Tochter, sonst nichts auf der Welt!» Vater konnte sich so begeistern, es war warm in seiner Nähe. Er hat mich auch mit sechs Jahren schwimmen gelehrt und erzählte mir vom Weltall. Abends sass ich oft im Bett und sang mir die Erlebnisse des Tages mit lauter Stimme, bis ich in den Schlaf fiel. Ich sang für mein Leben gern, und in der Schule durfte ich bald die 2. Stimme übernehmen.

Im nächsten Jahr sollte ich wieder Theater spielen. Aber Mutter verbot dies, und Vater und ich konnten nichts dagegen ausrichten.

Dieses Verbot konnte ich nie vergessen, es war der erste Riegel in meiner Entwicklung. Überhaupt zog sich Vater jetzt mehr zurück, es war nicht mehr so viel Freude mit ihm. Mutter sagte, sie wolle keinen Theaterfratz und ich würde zu sehr verzogen und verwöhnt.

Mutter kam von einem Gross-Bauernhof und musste von klein an viel und schwer arbeiten. Der tyrannische Vater starb früh genug, damit die Grossmutter und ihre sechs Töchter in freier Verantwortung arbeiten und leben konnten. Ein hartes Leben, sparsam, protestantisch – aber in der angeschlossenen Gastwirtschaft trafen sich Studenten und Abiturienten, die den schönen Mädchen auf dem einsamen Hof alles herantrugen, was zeitgemässe Kultur war. Die Klassiker zu kennen, war selbstverständlich. Durch die Inflation verschuldete der Hof, und keine der Töchter wollte mehr in die Landwirtschaft, sie heirateten in die Stadt.

Hier Künstlerfamilie, dort Bauernfamilie – katholisch, evangelisch –, das waren Gegensätze, und sie mussten damals zu Spannungen führen.

Vater hing der Aufklärung an, er kam aus Kreisen, wo Nächte hindurch diskutiert und philosophiert wurde. Deshalb hatte er auch der Kirche entsagt und liess sich ganz auf eine

evangelische Familie ein. Das war eine Todsünde, und tatsächlich kam später die Anklage in Gestalt eines Priesters und damit die lebenslängliche Reue, die katholische Kirche hatte ihn wieder zurückgeholt.

Es gab wahnwitzige, lautstarke Streitgespräche zwischen den Eltern, wobei ich meine Mutter bewunderte, wie selbstbewusst und kämpferisch sie sprach. Vater und Mutter, beide nicht aus städtischer Bürgerschicht, strebten jetzt nach dieser Lebensform. Aber das, was aus ihnen unverbildet heraus sprach, hat mich letzten Endes geprägt und nicht, was sie mir entgegen ihrem besseren Wissen überstülpen wollten. Kinder hören immer das mit, was hinter den Worten steht und haben eine untrügliche Antenne für das Echte.

Warum haben Mädchen immer Pflichten, wo Buben Rechte haben?

Mädchen müssen stricken, häkeln, abtrocknen, Staub wischen,, während Buben zum Sportplatz, zum Schwimmen, mit Kameraden wegdürfen. Diese Tätigkeiten werden gleichwertig nebeneinandergestellt. Kein Wunder, dass später auch der Mann seine Rechte wahrnimmt, denn er hat seine Arbeit und Anspruch auf Freizeit, während die Frauen selbstverständlich zu Hause bleiben wie eh und je. In den Augen vieler Männer ist Hausarbeit minderwertige Arbeit, sie wird ja nicht bezahlt. Damit sind auch die Frauen degradiert, denn sie leben auf Kosten des Mannes und haben deshalb keinen Anspruch auf Eigenleben.

Diese Überlegung vorweggenommen, bei meinen Eltern war es nicht so.

Um Buben hat man keine Angst. Sie fahren frühzeitig Ski, fahren Rad, klettern auf Bäume und Berge, spielen Tennis...

Mädchen könnten vom Fahrrad fallen, können auch nicht so gut laufen, und wer weiss, was beim Skifahren alles passieren kann!

So ähnlich war es zwischen meinem Bruder und mir, dabei war ich viel vitaler und kräftiger. Zum Turnen durfte ich gehen.

Mutter erzählte mir merkwürdige Geschichten, z.B. von Spanien, wo sich früher die Frauen Bleiplatten auf die Brüste legten, weil sie sich schämten, eine Frau zu sein. Oder, dass in China eine Mutter mit Söhnen hochgeachtet sei und mit

Töchtern verachtet. «Es gibt viele Männer, die ihre Frauen im Wochenbett schlagen, weil sie ein Mädchen geboren haben.» – «Wenn dir ein Klassenkamerad oder sonst ein Bub begegnet, musst du warten, bis du gegrüsst wirst, sonst bist du ungezogen.»

Mein Bruder wurde gefördert und ich gedämpft, von der Mutter. Sie hatte eine Vorstellung von dem, wie ein Mädchen erzogen werden muss – ich glaube anders als Vater sich das dachte, vor allem, als ich jünger war. Mutter hatte Prinzipien, während Vater versuchte, seiner Einsicht zu folgen.

Als ich acht Jahre war, und auch später, weinte ich oft, dass ich kein Bub sei, ich empfand die Einengung als sehr ungerecht. Mein Bruder war sieben Jahre älter und wir stritten sehr viel. Ich wünschte mir einen gleichaltrigen Kamerad oder Bruder, weil ich so allein war. Ich schaute sehr bockig in die Welt und lutschte immer noch am Daumen zum Leidwesen meiner Mutter.

Den ersten Klavierunterricht bekam ich von meinem Grossvater mit acht Jahren, und auf der Mundharmonika konnte ich schon viele richtige Lieder spielen. In der Schule hatte ich es leicht, und mein Vater träumte davon, dass ich später studieren würde, deshalb kam nur das humanistische Buben-Gymnasium in Frage.

Latein, der Schlüssel zu jeglicher Bildung, und er wollte mir das Beste mitgeben. Wir waren 2 Mädchen und 28 Buben, es gab noch keine Mädchenschule. Gleich bei der Aufnahmeprüfung bekam ich unversehens einen Kuss von einem Jungen, in aller Öffentlichkeit. Damit war ich dem Gespött ausgesetzt, und ich war viel zu unsicher, als dass ich mich hätte gleichmütig darüber hinwegsetzen können. Meine Klassenkameradin war ausgeglichener und integrierte sich besser. – Es war eine frühreife Clique, die sich von uns bedienen liess, da wir beide gute Arbeiten schrieben. Um keine Schwierigkeiten zu haben, schrieben wir ihnen die Hausarbeiten in Hohlstunden, während sie die Hände im Ausschnitt unserer Kleider hatten. Sie sprachen trotzdem von «doofen Kühen» und «blöden Weibern».

Manchmal sagten wir unsere Meinung. Doch mir war immer elender, die Lernleistungen wurden weniger und der Schulalltag zum Angstdruck.

Zu Hause sagte ich kein Wort, dieses Thema war tabu. Wenn

die das gewusst hätten – es hätte einen Schulkandal gegeben!

Groteskerweise wurden mir Sportspiele ausserhalb der Klasse mit Buben verboten – ich war im Turnverein –, und auf Schritt und Tritt wurden – als ich älter wurde – meine Freundinnenbesuche und sonstige Abwesenheit von Bruder und Mutter überwacht. Doch gelang mir immer wieder ein Rendezvous – ach, wie harmlos –, ich war ja noch aus Stoff bis zum Hals.

Als ich 14 war, entdeckte mein Bruder ein kindlich-romantisches Brieflein in meinem Tagebuch, das er aufgebrochen hatte. Folge: mit der Hundspeitsche eine Tracht Prügel von meinem Vater. Es war die einzige, von da ab hatten die Eltern sicher Angst um meine sittliche Entwicklung. Freundinnen konnten mit ihren Eltern offen reden und durften ihren Freund mit zum gemeinsamen Spaziergang bringen, und ich musste nun lügen und Ausreden erfinden, um das zu tun, was alle taten, es war eine bedrückende Unfreiheit, die auf mir lastete.

Mit dem Nachlassen der Lernleistung ergriff den Vater die Panik, dass ich versagen könne. Es ging hochdramatisch zu, wenn ich die Lateinwörter nicht wusste. Er brüllte: «Wenn du nicht lernst, wird eine Stallmagd aus dir», die ganze Strasse hörte mit. Er war sehr verzweifelt, aber ich konnte nichts ändern. Sein Interesse an mir liess nach.

Jeder Schulausflug oder Fahrten ins Schullandheim waren mir ein Schrecken. Wenn Brote zu schmieren waren oder Geschirr zu spülen, mussten «die Weiber» herhalten, und die Buben gingen zur Schlossbesichtigung oder zum Fussballspiel mit dem Lehrer. Sie politisierten auch lebhaft miteinander, um diese Kameradschaftsgespräche beneidete ich sie sehr. – Auf einem Schulausflug in der 4. Klasse (heute 8.) wanderten wir durch Wiesen und Wald, da formierten sich etliche in Marschierreihe, trugen Stecken über die Schulter und sangen begeistert «SA marschiert...» Wir Mädchen mit einigen Nichtmitmachenden liefen nebenher – was war das für ein Lied? – keine Ahnung. Das war im Sommer 1932.

Mein Lesebedürfnis war ein bedingt erlaubtes Sonntagsvergnügen, und die Lektüre war streng zensiert. Buffalo Bill, der mich so begeisterte, musste ich auf dem etwas verlängerten Schulweg lesen, und sonst las ich bei meiner Freundin, was

ich fand. – Als meine Mutter merkte, dass ich heimlicherweise in ihrem Dokorbuch *Die Frau als Hausärztin* las, wo auch über die Sexualorgane berichtet wurde, versteckte sie es, dass ich es lange Zeit nicht mehr fand.

Vater war in Klassikern und Philosophen bewandert und zitierte bei jeder Gelegenheit aus Goethes *Faust*, den er abends oft vorlas. Die Eltern waren beide Leser, und ich wurde so beschnitten!

Vater liess sich mit mir auf keine Diskussion ein. Wenn Vater gesagt hätte «der Himmel ist grau!» hätte ich mich nicht getraut zu sagen, dass er blau ist. Er hatte aufgrund seiner Lebenserfahrung recht, und die Rotznase sollte aus seinen Erfahrungen lernen, die er stets in Form von Moralsprüchen bereit hatte. Er war als belesen, gescheit und redegewandt bekannt. Das kleine Mädchen hatte er voll in der Hand, aber der heran wachsenden Tochter wusste er nicht anders als mit Ängsten (Sexual-Entwicklung), Unterdrückung (selbständiges Denken) und Forderungen (Lernleistungen) zu begegnen, obwohl er das Beste für mich wollte... Das eine tötete das andere.

Aus zwei verschiedenen Richtungen kamen die Eltern zur Einigung in meiner *Erziehung*.

Mit 16 Jahren wechselte ich endlich die Schule: Höhere Handelsschule für Mädchen. Es gefiel mir dort. Meine Freundin von damals belustigte sich noch lange über einen Ausspruch von mir: «Der Vater hat alle Rechte!»-----

Die nachfolgende Zeit möchte ich am liebsten vergessen, denn ich ging *Wi* Jahre in ein Büro, das hasste ich. Das Beste daran war, dass ich etwas Geld verdiente.

Seit dem 16. Jahr bekam ich Gesangsstunden, und das erfüllte mich. Vaters letzte Hoffnung: seine Tochter überden Gesang der besseren Gesellschaft würdig zu machen. «Wenn eine Frau gut singen kann – öffnen sich ihr die Tore der Gesellschaft!» Ich fand diesen Grund sehr komisch und lächerlich; ich sang, weil es mir Freude machte. Jetzt hatte er wieder Interesse an mir, und er sang mit mir aus vollem Hals Studentenlieder.

Aber mein innerster Wunsch, Musik studieren zu dürfen, war blockiert, ich kam gar nicht auf den Gedanken, ihn zu äussern, da alles, was mit Theater zu tun hatte, als unmoralisch galt. Und ein Musikstudium hätte dahin gezielt, das war klar. Ich

hatte eine ausgezeichnete Stimme, doch meine Gesangslehrerin hatte Sprechverbot, später erfuhr ich dies von ihr. «Niemals zur Bühne, der Weg zum Erfolg führt nur durch das Bett des Intendanten, und grundsätzlich ist Theater ein Hurenbetrieb!» – nun, mein Vater musste es wissen – diese zweite Barrikade hatte er gesetzt!

Seine sexfeindliche Einstellung war täglich zu hören: «Männer und Frauen sind das schlimmste Sündenpack!» und ein anständiger Mensch war, der «gebildet und ab dem Bauchnabel nichts im Sinn hatte». Er schwärmte vom Mönchstum und wandelte seine Erotik in beissende Satire um zum Schaden der Ehe. Die verehrungswürdigste Frau war Maria, und meine Mutter hiess auch so. Er wollte sie immer in einem blauen Samtkleid sehen, doch Mutter war nicht so romantisch und wollte als Frau geliebt sein und nicht als Heilige. Ich glaube, sie hat darunter viel gelitten.

1934 – 1936 beim Bund Deutscher Mädchen – BDM.

Mein Bruder war bei den Bergsteigern, und ich ging zum BDM, das war die einzige Möglichkeit, mit Altersgenossinnen zusammenzukommen, zu Spiel und Wandern. Meine Eltern waren nicht konform, vor allem Vater nicht, der wieder kirchentreu geworden war. Er machte kein Geheimnis aus seiner Ablehnung. Seine zornigen offenen Gespräche mit Freunden musste Mutter immer bewachen, sie litt Todesangst, dass er sich um Kopf und Kragen rede. Ich genoss meine Stellung in der Familie als legitime Opposition und bemerkte, dass mein *immer rechthabender* Vater mit seinen nazifeindlichen Äusserungen sehr zurückhaltend wurde in meiner Gegenwart. (Es ist tatsächlich vorgekommen, dass Eltern von ihren Kindern denunziert wurden.) Aber ich war weder fanatisch noch politisch interessiert, ich suchte Kameradschaft und Freiheit.

Wir wurden als deutsche Mädchen, die besser als andere sind, erzogen. «Reif werden, rein bleiben» und «Die deutsche Frau raucht nicht und schminkt sich nicht» – das gefiel gewiss den Eltern auch! –, und es bestanden strenge Regelungen im Umgang mit der Hitlerjugend und dem Jungvolk. Einmal liess ich mich zu einem Motorradausflug einladen von einem Jungvolkführer. Als wir nach zwei Stunden von diesem harmlosen Vergnügen zurückkamen, wurde ich zusammengestaucht von meiner Scharführerin, die war ein Jahr älter als

ich. – Ich galt etwas, und es gefiel mir, mit den Kameradinnen zusammenzusein und die verschiedenen Aufgaben gemeinsam anzupacken, z.B. mit der Sammelbüchse von Haus zu Haus gehen oder alten Leuten helfen – ja, das taten wir, und öfters kam ein kleiner Aufsatz von mir in unsere Zeitung – z.B. über Weihnachtsbräuche, Bericht über eine Fahrt. Nur zur Führerin konnte ich nicht befördert werden, weil es ruchbar wurde, dass ich manchmal Scharabende schwänzte, um mit einem Freund spazieren zu gehen. Es war ein braver, moralischer Mädchenbund, Politik war ein Fremdwort, denn es galt nur einer, der Führer, der wie ein Heiliger über unseren Scharabenden stand. Ich sehe mich noch heute nach meiner Nachbarin schielen, wie sie es verarbeitete – vorne stand mit erhobener Hand und Tränen in den Augen, von Ehrfurcht durchschauert unsere Scharführerin vor der Geburtstagskerze des Führers, im abgedunkelten Raum – mir war das ein peinliches Gefühl, und ich bewunderte die Scharführerin, wie die das so konnte. – Meine Eltern wussten von den schlimmsten Orgien zu erzählen, ich durfte weder zum Maitanz noch zum Erntetanz!

Ich wollte endlich weg von zu Hause, und die einzige Möglichkeit war ein halbes Jahr Arbeitsdienst, denn – ich war schon so gut wie verlobt.

Das war die endgültige Barrikade!

Mit 18 Jahren war ich viel dümmer als mit 6. Ich glaubte mir selbst nichts und traute mich vor andern keine eigene Meinung zu äussern – vor allem in Gegenwart von *Herren*. Ich sprach in abgerissenen Sätzen, die ich nicht zu Ende brachte, und wartete auf die Anerkennung des Zuhörenden. Das geringste Anzeichen von Gleichgültigkeit oder Ablehnung liess mich verstummen, und aus dieser Verunsicherung heraus faselte ich oft irgendetwas *Hochgeistiges* und berief mich auf meinen Vater, der das gesagt habe. Mein Gehirn verkrampfte sich, und ich empfand alles, was ich sagte, als Dummheit, was es dann wohl auch war. Ja, ein Mann war ein höheres Wesen nur durch die Tatsache, dass er ein Mann war – egal ob Lumpensammler oder Professor. Doch bei Unterprivilegierten fühlte ich mich anerkannt und frei, da wurde gelacht und gesungen, dafür sorgte ich hinter dem Rücken meiner Eltern. - Sie trugen sehr schwer an ihrer Verantwortung für mich, statt dass sie mir Vertrauen schenkten, verfolgte mich ihr

Misstrauen; was denn auch schuld daran war, dass jede vernünftige Zukunftsplanung zunichte wurde, ich wurde nie gefragt, was ich wollte.

Sicherheit und gute Gesellschaft hiess die Zauberformel, und diese verkörperte das Beamtentum. Mein Vater war kein Beamter und wusste aus eigener Erfahrung Bescheid über Existenzangst.

Nun, ich lernte in Begleitung meiner Mutter diesen Idealtyp kennen. Es war eine Tanzveranstaltung, und Mutter sagte später, sie hätte das *Schicksal* auf sich zukommen sehen, was ich immer von ihr geheuchelt fand, da sie ganz schön mitmischte.

Ich war geschmeichelt – das war ein richtiger Verehrer, sympathisch, korrekt und schon in Amt und Würden, allerdings 12 Jahre älter, das war mir ungewohnt. Die Eltern waren plötzlich mit allem einverstanden. Mit ihm durfte ich reisen und wandern, wohin er wollte, 14 Tage oder 3 Wochen, er genoss Vertrauen und Sympathie ohne Einschränkung. Erleichtert atmeten sie auf. Sie hatten recht, er war ein untadeliger Ehrenmann – alles hatte sein Mass: die Liebe, alle 14 Tage einen Brief, Ausgaben für sehr durchdachte und notwendige Reisen oder Geschenke – nur, ich bekam in seiner Nähe ein solch komisches Gefühl im Magen. Zweimal brach ein entsetzlicher Jammer aus mir heraus, mein Innerstes kehrte sich im Weinen und Schluchzen nach aussen und konnte nicht aufhören. Das eine Mal in dem Schlafzimmer eines Bauernhauses im Winter, das andere Mal in einem Hotelzimmer.

Er sass hilflos ohne Frage, auf die ich bestimmt keine Antwort zutage gefördert hatte... dazu das eifrige tick – tick-tick der Armbanduhr, die unerbittliche Zeit, ich war ausgeliefert, wehrlos, wie gelähmt und kein bisschen verliebt. Das war mein Magengefühl – das geheimnisvolle Hoffen auf das Lebensabenteuer war gestorben, weg, mein eigenes Leben hatte noch nicht begonnen und war schon vorbei.

Das empfand ich und konnte nichts artikulieren, ich getraute mich nicht einmal in Gedanken, denn der Wille und die Vorstellung der Älteren waren zwingend.

«Wichtig ist, dass ein Mensch weiss, was er will!» hiess ein Kernspruch von Vater, der sicher auf *ihn* passte, aber wo war denn mein eigener Wille?

Mutter gab mir noch den letzten Schubs, und dann war's auch

mein Wille. Sie weinte bei der Hochzeit, wie ich sie noch nie sah, und dachte wie Vater: welch ein Glück, wer weiss, was aus diesem Mädchen noch geworden wäre. Ich wusste, dass ich in ihren Augen vor schlimmsten Dingen, die sie stets befürchteten, gerettet worden war. Nun war alles gut und gesichert.

Maria

Es waren schöne Monate, nicht mehr von den Eltern gegängelt und abhängig zu sein und selbständig einen Haushalt führen zu können. Wir verstanden uns recht gut, die Welt schien sich mir zu öffnen. Da war die Hochzeitsreise nach Venedig vor allem und immer wieder kleinere und grössere Unternehmungen, Reisen und Wanderungen – dafür hatte ER viel Sinn und – im Bett war's auch schön! Ich kam mir sehr wichtig vor, denn mein Mann konnte sich nicht einmal eine Milch warmmachen, geschweige eine Suppe oder sonst was kochen.

ER hatte allerdings feste Prinzipien und Vorstellungen von unserem Zusammenleben, während ich keine hatte als die, dass wir nun wie zwei Freunde füreinander leben würden. Mit der Zeit merkte ich, dass mir Verschiedenes nicht passte, was mit Darüber-Sprechen nicht zu lösen war. Ich sollte mich damit abfinden, weil ER es so für richtig hielt.

Ich fragte um die Fortsetzung meiner Gesangsstunden: Nein, das wünschte ER nicht. Meinen Traum von der Musikhochschule begrub ich endgültig, obwohl in der Nähe sogar eine war, und Zeit hätte ich auch gehabt.

Zunächst war ER aber der Unantastbare, der alles richtig machte. Ich hatte nur zu folgen, dann war alles gut. *Sein* Geld traute ich mich anfangs kaum auszugeben und kaufte die billigsten Sachen, da ich von zu Hause sparen gewohnt war. Diesen kostbaren Stoff bekam ich in Schüben von 30 oder 50 Mark; eigenes Geld hatte ich keines, ebensowenig das Recht, Geld abzuheben. Mutter sagte zu mir: «Du musst unbedingt auch berechtigt sein, Geld abzuheben.» Sie hatte zu Hause das ganze Geld verwaltet, und Vater vertraute ihr voll alles an. Aber meine Vorstösse gingen ins Leere. ER war Jurist, und sein besonderes Vergnügen war – sogar von Amts wegen –,

mit Geld umzugehen, nämlich Wohnungen und Grundstücke für den Staat zu kaufen.

Ich äusserte in einer Sache eine andere, *meine* Meinung: «Es gehört sich für Eheleute, dass sie immer dieselbe Meinung haben», äusserte ER streng. «Warum aber dann immer deine und nicht meine!» sagte ich aufsässig. Einmal sagte ich bei einer Meinungsverschiedenheit zu IHM: «Ach, du bist aber ein Esel!» Sehr entrüstet wurde ich zurechtgewiesen: «Wie erlaubst du dir, mit mir zu reden!»

Ein häuslicher Mensch, sich nie vergessend, immer recht habend, nie von Herzen lachend, aber immer noch lächelnd, wenn ich längst vor Wut platzte. ER konnte sich nicht loslassen, nicht überschwänglich sein. «Du bist so eng und gar nicht begeisterungsfähig!» sagte ich. «Ja, deshalb habe ich dich geheiratet, damit du mir das bebringst!» sagte ER – «hm —??!» – wie konnte das vor sich gehen, wo ich mich ganz seinem Schritt anpassen sollte? ER war ja kein Partner oder Spielkamerad, sondern ein überlegener Ehegatte!

Als einzigen Rat hatte mein Vater mir gesagt: «Schau, dass du zu deinem Recht kommst.» – ? – Mehr wusste er sicher auch nicht, denn zu Hause wurde Recht und Unrecht persönlich ausgetragen und nicht über das Gesetz.

Die eheliche Aufklärung fand durch meine Mutter statt: «Weisst, ER ist kein Praktiker, da musst du geschickter sein.»

Hielt sie mich für eine Praktikerin? – da hatten wir's!

Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, mich juristisch beraten zu lassen, und dass es gesetzlich verankerte Rechte gibt, die von Anfang an gewahrt werden müssen, die sonst von vornherein verspielt sind. (ER war im Bilde darüber, was ER tat, denn ER war längere Zeit im Scheidungsrecht tätig gewesen, und meine Unwissenheit war seine Stärke und Überlegenheit.)

Zu diesem Zeitpunkt brannten diese Probleme noch nicht so sehr. Trotzdem beschäftigte mich der Gedanke an Scheidung schon früh sehr stark.

Unser erster Sohn kam auf die Welt. – Scheiden lassen? –

Zurück zu den Eltern, o Spott und Schande, nein, das wäre die Vernichtung. Zwei Jahre, dann brach der Krieg aus. ER musste gleich zur Truppe – ich gebar eine Tochter. Welch ein Glück, jetzt hatte ich zwei Kinder, wenn schon keinen Beruf, dann

eine grosse Familie als Lebensaufgabe!

Vor den Bomben floh ich zu meinen Tanten aufs Land, wo ich mir eine eigene Wohnung suchte. Von nun an war ich für alles zuständig.

Wohnung, Geldeinteilung, Umgang mit Ämtern, Kindererziehung, Haushalt im weitesten Sinn mit Garten und Acker, Holzbeschaffung, Hamstern, Ähren- und Kartoffellesen, Krankheiten der Kinder, für die kaum ein Arzt zu finden war.

Zwei «Urlaubs-Söhne» wurden in den Jahren bis 1945 noch geboren, meine zwei Tanten taten mir viel zuliebe mit ihrer kleinen Landwirtschaft. Auch gab es Musik- und Kinderfeste in unserer kleinen Wohnung – rundum entwickelte ich meine ganze Tatkraft. Wenn Notstand war, z.B. bei einer Geburt oder Krankheit, war Mutter zur Stelle.

Ich fand sogar eine alte Gesangslehrerin, die mir Unterricht gab zur Gaudi der Umwohnenden, auf dem Dorf sammelten sich damals ja alle möglichen Leute aus den Grossstädten. Der zurückgebliebene Teil unserer Möbel war inzwischen ausgebombt samt dem Stadtteil, in dem wir gewohnt hatten.

Wenn ER in Urlaub war, gab's die früheren Probleme nicht mehr. Wir waren froh, uns wiederzusehen, und ich reiste die schwierigsten Routen mit Säugling, um IHN im Lazarett oder am jeweiligen Standort zu besuchen. Ja, verwundet wurde ER auch, doch zum Glück waren es leichtere Verletzungen. – Dann kam lange, lange keine Nachricht mehr – nervenaufreibende Ängste, und endlich über die Schweiz ein Brief, dass ER in Gefangenschaft sei, in englisch-amerikanischer. – Kriegsende: Unser Dorf war keine Oase, es war wie überall; Angst, Turbulenz, Besatzung, allmähliches Aufrappeln.

Im Sommer 46 ging eine lange, abgemagerte Gestalt mit Militärsack die Dorf Strasse entlang, ER kam wieder zurück zu uns! Aus dem Sack packte ER rührende Kleinigkeiten aus: selbstgenähte Handschuhe, ein Stück uralte Schokolade, eine völlig eingetrocknete Orange und anderes mehr. ER brachte eine Leber-Infektion mit, die ich, so gut ich konnte, mit heissen Auflagen und sorgfältiger Kost, was ein Problem war, behandelte!

Wir waren eine harmonische Familie, die Kinder spielten mit dem Vater und lernten ihn endlich kennen. ER hatte zunächst Zeit, da beruflich nichts vorhanden war. Wir besprachen alle

Lebens- und Geldsorgen gemeinsam, denn die kamen jetzt auf uns zu. ER nahm harte Arbeit an, wie Bäume umgraben, im Steinbruch arbeiten, wofür ER etwas Geld und ein Vesper bekam, die Eltern halfen uns auch, wo sie konnten. Es war Offenheit und Vertrauen zwischen uns, die Notzeiten hatten zurechtgerückt, was vorher bürgerlich zu verengen drohte. 1948 wurde unser fünftes Kind, ein Sohn, geboren, und als die Bestätigung kam, dass ER wieder in die höhere Beamtenlaufbahn aufgenommen sei, flogen wir glücklich in der Schiffschaukel.

1950 war der Umzug nach T., ER hatte eine passende Wohnung besorgen können. Dazu konnten wir noch abseits zwei Grundstücke mit Gemüse bepflanzen, ein guter Anfang. Es war klar, dass wir sparen mussten mit fünf Kindern – aber, was hatte sich geändert, dass ich auf einmal keine Kohlen mehr bestellen, keine Schuhe mehr kaufen konnte, das Geld wieder wie früher in kleinen Raten zugeteilt bekam und nie Antwort darauf, was ER verdiene?! Als Jurist war ER genau im Bilde, dass es *unzumutbar ist*, einer Frau nur kleine Beträge zu geben, und ER rechnete wieder mit meiner Unwissenheit. Die alten Verhaltensweisen setzten verstärkt ein, denn der Schmelz der jungen Ehe war einer grossen Familie gewichen- und im Krieg war ER befehlshabender Offizier gewesen. Ich hatte viel Selbständigkeit dazugelernt, doch im Umgang mit IHM auf dieser Ebene war ich noch nicht weiter. Zugegeben, ich liess mich auch mal beschwatzen von einem Vertreter, die scharenweise an die Türe kamen und Gebrauchsartikel anbieten – ist das ein Anlass für Misstrauen? Eine freundschaftliche Aufklärung aus seiner juristischen Erfahrung hätte bestimmt genützt.

Für die laufenden Haushaltskosten blieb es bei 30 oder 50 Mark wie früher, nur dass die Familie grösser war; weit kam ich damit nicht. Alle paar Tage musste ich gestehen, dass ich kein Geld mehr hatte. Ich litt dabei an furchtbaren Schuldgefühlen und dem Gefühl, als würde ich ihn ausrauben, zumal das zögernde Misstrauen offensichtlich war, mit dem mir ein neuer Schein überreicht wurde. Er sagte, ich solle abrechnen. Ja, ich weiss, unsere Mütter hatten ganze Bücher voll über jedes Petersiliensträusschen geschrieben, und ich machte eine Zeitlang Versuche, genau zu sein. Aber die Tage waren so arbeitsreich mit fünf Kindern, Haushalt, Schule, Garten, dass

ich immer die Hälfte vergass und damit mein schlechtes Gewissen wuchs, als hätte ich es für mich verbraucht. Dabei waren es die alltäglichsten Kleinbeträge, die ich etwa den Kindern schnell in die Hand drückte für eine Besorgung, und die dann vergessen wurden. Auf eine Planung liess ER sich nicht ein. «Ich will Haushaltsgeld wie andere Frauen auch!» «Du kannst doch nicht mit Geld umgehen.» – Diesen Satz hörte ich immer und immer wieder, er beleidigte mich zutiefst, und ER hatte damit sein Alibi, mich weiterhin in absoluter Kontrolle zu halten, eine diskriminierende Ausrede, um mit dem Geld die Macht zu haben.

Was blieb mir anders übrig, als mit Lügen und Vertuschen zu beginnen. Dabei ging's um kleine und kleinste Beträge auch zugunsten der Kinder, ich musste ja um Jeden Strumpf bittstellern. Oft blieb ich bei Bäcker und Metzger schuldig, weil ich mich nicht getraute, um Geld zu fragen. ER war hart, überheblich und unnahbar, und es entstand eine Wahnsinnsangst in mir vor seiner Autorität. Mein Hals war wie zugeschnürt, wenn es um persönliche oder Haushaltsdinge ging. Alles musste seine Kontrollinstanz durchlaufen, und wenn nicht dringend lebensnotwendig, wurde es abgelehnt. Was genehmigt wurde, war vom engherzigen *Wenn* und *Aber* begleitet, so dass jegliche Freude an Unternehmen oder Anschaffung abgewürgt wurde. Persönliches Taschengeld hatte ich keinen Pfennig. Sogar mein Vater riet mir, ich solle heimlich etwas abzweigen. Aber über die besagten Kleinbeträge hinaus war nichts möglich.

Ich nähte so ziemlich alles selbst, was nur ging aus alten Stoffen, und manchmal gab's auch einen neuen. Wir führten auch mal eine launige Modenschau vor, um zu beweisen, wie fleissig sein kostbares Geld verwertet wurde. Stets besah ER sich die gelungenen Sachen und schaute so gründlich, bis er etwas zu kritisieren fand – einen heraushängenden Faden, eine kleine Falte ... gelobt oder anerkannt wurde *nie*, weder im Haushalt noch eine Mahlzeit noch Schulleistungen usw.

Im Büro war ER Vorgesetzter, und zu Hause verkörperte ER diese Rolle weiter. Ein Vorgesetzter hat immer recht, verliert nie sein Gesicht und ist immer der Überlegene. Die Untergebenen werden dadurch unter Druck gehalten, und Lob schafft Übermut! – Aufpassen!

Die Stimmung wurde immer gespannter, und die Kinder

bekamen die freudefeindliche Atmosphäre zu spüren. Ich war zu emotional, noch zu sehr gefangen in mir, ich konnte mich gegen diesen geschulten Juristen nicht artikulieren. Das Ehegesetz hätte mir recht gegeben – ER wusste dies bestimmt –, aber mich darüber zu informieren, lag mir ferner als die Milchstrasse. (Warum lernen Kinder darüber in der Schule nichts, Recht und Pflicht im Umgang mit dem andern?) Ich sass unter einem Kanaldeckel und konnte nicht raus, denn ER hielt ihn zu. Aber Spontaneität war meine Stärke: «Ich halte das nicht mehr aus!» schrie ich. ER von oben herab: – «Was gibt's?» – «Ich bin hier weniger als ein Dienstmädchen, das hat wenigstens ein Gehalt!» – «Jeder ist das, für was er sich hält!» – Was hätte es genützt, wenn ich ihn ins lächelnde Gesicht geschlagen hätte. – Ein ander Mal: «Ich habe mich erkundigt bei verschiedenen Bekannten, da ist es selbstverständlich, dass sie gemeinsam die Ausgaben besprechen und die Frau ihr Haushaltsgeld bekommt. Frau B. darf sich sogar jederzeit ein Kleid kaufen, und Taschengeld ist selbstverständlich!» – «So, so, du sprichst mit Fremden über unsere Ehe, du bist eine Nestbeschmutzerin!» – «Du bist ein Ungeheuer, ein Schweinehund...!» – «In diesem Ton rede ich nicht mit dir!» – und zur Türe hinaus.

Ein Beispiel für viele andere Ausspracheversuche.

Sobald wir auf diese Probleme kamen – ich war immer diejenige, die den Anstoss machte –, wurde ER sadistisch – hatte ER doch ein schlechtes Gewissen? Mit andern sollte ich nicht reden, was ich aber eifrig tat. Hatten wir deshalb keine gemeinsamen Bekannten, weil mir in meiner Bedrückung immer wieder Bemerkungen entglitten, wo ER sich angegriffen fühlte? Diplomatie und Verdrängung war nicht meine Stärke, und ER und ich waren unfähig, uns zu verständigen. Ich lief ihm, das Gespräch suchend, nach, und ER entzog sich hochmütig.

Mein Hass wuchs und dazu hilflose Angst. ER hatte wohl auch Angst vor dieser grossen Familie, die ihm *sein* Geld entriss. ER hatte doch bei seiner schweren, verantwortungsvollen Arbeit Anspruch darauf, sich immer wieder erholen zu können oder nicht? Allmählich entzog ER sich der Familie an vielen Wochenenden. Geologie, Heimatgeschichte und Reisen waren seine Hobbys, öfter legte ER Ferientage mit Feiertagen geschickt zusammen – Beamte haben 6 Wochen

Ferien –, so dass ER grössere Reisen machen konnte, sogar meine Mutter sprach vom *Reiseonkel*. Ein einziges karges Kärtchen erreichte mich in drei Wochen. Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, dass ich keinerlei Ausgleich dafür hätte, sagte sie: «Ja, so sind halt die Männer, ER verdient auch das Geld!»

Ja, im Gegenteil, ich hatte immer Schulden und ein schlechtes Gewissen, wenn ER zurückkam, weil das Geld viel zu knapp war und ich nicht zur Bank konnte. Ich bekam dann ein Postspargbuch, das war wenigstens etwas. Eigentlich war's schön, wenn ER weg war, wir waren vergnügt und fühlten uns frei. Es entstand allerlei Gemeinschaftliches durch Musik und Spiel. Wie wenig war's IHM einsichtig, dass ER sich der Familie entfremdete und damit eine negative Atmosphäre schaffte, statt *mit* der Familie zu leben, die IHM sein *Opfer* mit Harmonie und Zuneigung gelohnt hätte.

Es war auch der Stress, der sich trennend dazwischenschob. ER musste sich einarbeiten und bewähren. Sorgfältige Überlegungen und Entscheidungen verfolgten IHN über Tage, seine Pünktlichkeit und sein Verantwortungsbewusstsein waren ausgeprägt. Bei mir war es nicht besser, aber ich verbrauchte, und das war der Unterschied – und «schliesslich hatte *sie* fünf Kinder gewollt!» IHM hätten zwei genügt, «wer weiss, wie fruchtbar diese Frau noch sein kann – vorsehen!» – auch im Bett vor allem. Hätte ER sich an bestimmte Zeiten gehalten, wäre unser Eheleben ganz gut gelaufen – aber ER tat es nicht, es gab Schwierigkeiten –, ich halte dies für einen wichtigen Schlüssel zu vielem, was schiefgelaufen ist.

Es ging natürlich nicht immer so spannungsgeladen zu, es gab auch gute Zeiten, z.B. wenn wir mit den Kindern Ferien im Gebirge machten oder ER und ich zwischendurch zusammen reisten, während Mutter die Kinder versorgte. Einmal im Jahr nahm ich an einer Musikwoche teil (wobei immer mein Geld kaum reichte) – diese Woche war dann mein Ausgleich.

Wir galten als vorbildliche Familie, denn es stimmte in allem, was eine Normalfamilie aus der Bürgerschicht aufzuweisen hat. Wenn ich mir bei Bekannten das Herz erleichtern wollte, mit Vorsicht, waren sie sehr erstaunt: «Was, das kann doch nicht sein, so ein lieber, guter Mensch!» – und ich spürte deutlich die Kritik und meine Unfähigkeit, mit diesem Pracht-Exemplar umzugehen.

Seine liebenswürdige Seite lernten andere kennen. Uns gegenüber veränderte ER sich oft völlig. Ich spürte, dass ER sich mehr dünkte als ich und entlud mich: «Ich bin so viel wert wie du!!» ER zuckte dazu mit den Schultern. Alles, was mit IHM zusammenhing, fing ich an zu verachten. Seine Beamtenkleider, seine Beamtenstrümpfe, seine Beamtenmappe – nie hätte ich bei vollem Bewusstsein einen Beamten geheiratet!! Ich wurde kleingemacht: «Du hast ja nicht einmal das Abitur.» – Ich lernte übermüdet Italienisch und liess mir von IHM vertrauensvoll die Wörter abhören. Ein paar fielen mir nicht ein: «Da nimm dein Buch und lern's, du bist so dumm wie dein Sohn!» – Ich wollte wieder singen – ein Kollege sagte zu IHM in meiner Gegenwart: «Das ist ja wunderbar, dass Ihre Frau singen kann, das braucht sie notwendig zum Ausgleich!»

Auf diesem Ohr hörte ER nicht: «Dafür habe ich kein Geld.» Ich wollte 10 Mark für einen Volkshochschulkurs: «Nein, dazu hast du keine Zeit.» Ich hätte gern einen Gymnastikkurs besucht: «Das ist unnötig, du hast genug Bewegung im Haushalt.»

Nur was zu seinem ganz persönlichen Wohl geschah, wie Kochen, ein Hemd nähen, seine Haare waschen, Knöpfe annähen usw. wurde als wirklich notwendig angesehen, alles andere war der Verschwendung verdächtig und musste möglichst verhindert werden.

Eine Frau, die gern eine Tasse Kaffee trinkt, ist genussüchtig.

Eine Frau, die sich hübsch macht, will andern gefallen.

Eine Frau, die mit ihren Kindern spielt und werkelt und lieber auf etwas verzichtet zugunsten der Kinder, ist eine Gluckhenne.

Eine Frau, die für Sauberkeit sorgt und keine Ackerklumpen im Wohnzimmer duldet, ist ein Putzteufel.

Eine Frau, die ihre Eigenständigkeit behauptet und persönliche Ansprüche hat, ist aushäusig oder masslos.

Eine Frau, die nicht zu allem ja sagt und ihre eigene Meinung hat, ist ein widerspenstiges Luder oder Hausdrachen.

Eine Frau, die's im Bett gern hat, ist sowieso gefährlich – aufpassen!!

ER: Gezielter Tadel (wie hasste ich dieses Wort), seine zähe, präzise, vor Winkelzügen nicht zurückschreckende Hinter-

hätigkeit, mich zu zwingen oder zu gängeln, gepaart mit seinem Hochmut, machten mich zur Unterlegenen voller Skrupel, aber auch voller Hass.

Dies war ein Spinnennetz, überall und nirgends, hatte ich recht oder unrecht? Ich wusste es nicht, ich hatte nur ein Gefühl, das mich leitete.

Emotional sein ist immer im Unrecht sein, und mein Bewusstseinsprozess brauchte lang.

Wie sollte ich zu Geld kommen, um wieder Gesangsstunden nehmen zu können? Ich spendete heimlich in der Klinik alle 8 Wochen Blut. Dazu bekam ich vom Vater eine monatliche kleine Zuwendung, ich war glücklich. Singen bedeutete für mich freierwerden von dem, was mich bedrückte – und bald durfte ich auch kleine Solopartien singen, womit ich mein erstes eigenes Geld verdiente. ER hörte mir einmal gönnerhaft bei meinen Übungen zu und meinte: «Du bringst es doch nicht weit!» womit ER – ohne ein Recht zu haben – seine Überlegenheit auch hier einbrachte.

Weihnachten hatte ich mir mit dem *Blutgeld* einen Herzenswunsch erfüllt, etwas ganz Unnötiges: eine Spieluhr mit Schäfchen und Engelein, zur Freude der Kinder. Ich zeigte sie IHM und sagte, dass dies vom Blutspendegeld gekauft sei. Seine Empörung war sehr gross, und ER verbot es mir auf der Stelle. «Dann gib mir jetzt endlich das Taschengeld, das mir zusteht!» (Inzwischen wusste ich, dass ich 5% des Einkommens zu beanspruchen habe) – keine Antwort – und ich spendete unter Gefahr meiner Gesundheit weiter. Er fragte nie danach, SEIN einmaliges Verbot war sein Alibi, das andere meine Sache. Was wäre geschehen, wenn ich krank geworden wäre?

Mit 60 Jahren wollte ich Selbstmord begehen, denn wie sollte ich mit diesem Mann das Älterwerden und das Alleinsein ertragen können? Diesen Vorsatz trug ich als Trost mit mir.

In der Zeitung studierte ich oft die Todesarten von Selbstmördern, z.B. von einem hohen Turm hinunterspringen oder die Schlagader öffnen – wenn ich nur ein schnellwirkendes Gift besässe, Zyankali soll gut sein. Einen Knollenblätterpilz in SEINE Mahlzeit mischen, wie wär's?!

Gerne las ich Heiratsanzeigen, die ich sehr spannend fand. Was gab es doch für tolle Männer, welch grosse Auswahl der besten Heiratsmöglichkeiten, und ich musste diesen haben!

Warum ging ich eigentlich nie zum Rechtsanwalt? Ich war von seiner erbarmungslosen Rechtlichkeit überzeugt und ebenso von meiner Unterlegenheit.

ER würde sich genau berechnend am untersten Rand des Rechts bewegen, das vor allem für die Männer gemacht war, und ich – da ohne Beruf – hätte als Putzfrau gehen können.

Die Zerstörung der Familie wäre sehr schlimm gewesen. Also, durchhalten und an einem Beruf bauen, damit ich weg kann, wenn die Kinder mich nicht mehr brauchen!

Abigail

Aus einem Brief an IHN: « ... meine persönlichen Bedürfnisse muss ich millimeterweise erstreiten, und Du bist neidisch und ablehnend auf alles, was ich unternehmen will, obwohl Haushalt und Familie nichts entbehren, im Gegenteil, alles, was ich kulturell einbringe, ist auch für Dich nur Gewinn!

Das Singen bringt mir jetzt ein wenig Geld, und nun soll ich plötzlich verpflichtet sein, an Anschaffungen mitzubezahlen!

Zuerst missachtetest und verbietetest Du, um dann selbstherrlich *mein* bisschen Erworbenes als Deinen Besitz zu betrachten, so gehen Herren mit Sklaven um... Ich weiss, dass ich ein höriges kleines Mädchen hatte bleiben sollen, von Deinen Gnaden lebend.» –

Weil ich mich heftig wehrte, bekam ich inzwischen ein kleines Taschengeld. Ich begann, Kindern Blockflöten-Unterricht zu geben. Endlich hatte ich mehr Freizügigkeit, Geld, und *Geld* kommt von *Geltung*, gelten.

Im Haushalt wurde erst neu angeschafft, wenn das Alte zusammenbrach oder verbraucht war. Jetzt konnte ich eine überfällige Stehlampe mit meinem Geld ersetzen, plötzlich stand sie da vor IHM – es war nicht fassbar: dieses Weib erlaubte sich, etwas zu kaufen ohne SEINE Einwilligung (bisher war es immer ein zähes Ringen, Betteln und Bitten gewesen, wenn etwas angeschafft werden sollte, z.B. zwei Jahre lang um das Waschbecken im Klosett, lange Zeit um einen Teppich auf den kalten Boden im Zimmer der Kinder usw.).

– Noch nie hatte ich IHN so wütend gesehen. Jetzt fing wohl bei IHM die Angst um seine Machtstellung an?

Damit ich zu Hause unterrichten konnte, brauchte ich Orff-Instrumente. Ein Cembalo kam ins Haus, und ich richtete mir mein Musikzimmer ein. ER schrie (!): «Ich erlaube nicht, dass hier im Haus etwas verändert wird!» Ich fing an, mich zu behaupten und machte jetzt auch Reisen – ohne IHN! Was mir vorher unerreichbar erschien, das konnte ich jetzt tun, soweit es mir die Zeit erlaubte. –

Den Kindern konnte ich manchen Wunsch erfüllen, und ein Plattenspieler mit Schallplatten kam ins Haus. Manches unnötig Notwendige war jetzt möglich. Zunächst war ER ablehnend, denn unsere Freude war ohne seine Erlaubnis geworden, doch bald bemerkte ER den Nutzen einer verdienenden Hausfrau.

Es kamen Leute zum Musizieren ins Haus. Musik und der Umgang mit Menschen waren jetzt *mein* Reich, wo ER sich nicht traute einzutreten. Mit IHM konnte ich nie lachen, jetzt hatte ich mein Lachen wiedergefunden.

Und manchmal verliebte ich mich auch.

ER war natürlich sehr eifersüchtig, und das Misstrauen brachte IHN fast um. Das war belastend, doch ich gönnte es IHM, endlich war ER auch dran.

ER strafte mich mit SEINER Entziehung, und zweimal gerieten wir tötlich aneinander, doch ich war stärker... Ich liess IHM die Vorstellung von meinem Lotterleben, Männer können nicht anders, obwohl alles ganz harmlos war (zu meinem Leidwesen, doch als ältere Frau muss man aufpassen!).

Es war für mich die falsche Altersgruppe.

Da ich stillschweigend nichts mehr einkaufte und kochte, wenn der erbettelte Betrag zu Ende war – kamen wir überein, dass unter eine Pralinenschachtel fließend Haushaltsgeld gelegt würde. Immer wieder stockte das Rinnsal – Krach – es floss weiter.

Vater war gestorben, und Mutter zog zu uns in die Nähe. Ich habe ihr viel zu verdanken, doch sie war mit mir nicht immer einverstanden. Ich sollte keine farbigen Kleider mehr tragen und keine modisch kurzen Röcke und vor allem die Verrücktheit unterlassen, Geld zu verdienen. Mir ginge es doch so gut, und ich hätte alles, was ich brauche... und der arme Mann komme zu kurz.

ER sollte nun allerdings lernen, wie man das Gas anzündet

und eine Milch oder Suppe warmmacht, jetzt war ich gar nicht mehr stolz.

Es ging lange, bis ER die Demonstrierung seines Leidens aufgab. Ein hungernder Ehemann empfing mich, bei gefülltem Kühlschrank, wenn ich müde heimkam mit Vorwürfen und der Aufforderung, ihm jetzt schleunigst das Essen warmzumachen. Vorgekocht war alles schon.

Und nun kam etwas, was ER schwer verdaute. Ich machte den Führerschein und kaufte mit einem der Söhne ein gebrauchtes Auto. Nie wäre ein Auto ins Haus gekommen, da ER vor jeglichem technischen Apparat sich fürchtete. Ich fuhr damit, wann ich es brauchte und wann es mir passte. ER getraute sich nicht, um Mitfahrt zu fragen, ER war beinahe bemitleidenswert und wiederum ausgeschlossen. Ich war im Wert gestiegen, das spürte ich. Trotzdem waren unsere Auseinandersetzungen wie eh und je, völlig ins Leere. Der einzige Berührungspunkt war die Pralinenschachtel und der Kochtopf.

Ich hatte eine staatlich anerkannte Prüfung für Musiklehrer abgelegt und gleich zwei gutbezahlte Stellen samt Wohnung angeboten bekommen. Ich hatte beste Berufsaussichten. – Aber meiner Mutter ging's immer weniger gut, und ich hatte die Verantwortung für ihr Alter, ich durfte jetzt nichts entscheiden – abwarten, warum erleichterte mich dieser Aufschub?

Inzwischen pflegte ich nur noch einen Kontakt: Ein Mensch, durch unglückliche Lebensverhältnisse verkorkst, Gitarre spielend und von warmherzigem Wesen, kam ins Haus. Er hatte künstlerische Phantasie, und ich bekam von ihm Anerkennung und warmes Gefühl. Es ging eine ungeheure Anziehungskraft von ihm aus. Bei ihm konnte ich mich im Gespräch öffnen, ich fühlte eine Beruhigung in seiner Nähe wie noch kaum erlebt. Vorübergehend erfuhr ich bei diesem *Unterprivilegierten*, was glücklich sein heisst. Er brauchte mich noch mehr, und zwar mit Geld, das ich ihm anfangs gab, aber so ging's ja nicht, und ich merkte die Sinnlosigkeit. IHM zum Trotz behauptete ich sogar: «Ich heirate ihn», was IHN zu meiner Genugtuung in Weissglut brachte. Ich schlug ihm sozusagen seinen Anti-Typ ins hochmütige Gesicht. SEIN Misstrauen überschlug sich, denn ER hielt mich für fähig, mit dem Haushaltsgeld meinen Liebhaber auszuhalten, aber

das kam nicht in Frage, ich hatte mein eigenes Geld. Ich weiss nicht, was IHM ärger war, der Liebhaber oder das Geld...?

Wir liefen auseinander – jeder seinen Wegen nach und beide gleich verzweifelt. ER kam nur noch zum Schlafen heim und sagte, er habe auf dem Amt zu tun. Sein Benehmen war wie immer – strafend und kein Gesicht verlierend. «Wenn du doch bloss einmal etwas zugeben wolltest, dann wäre vieles besser!» – «Ich wüsste nicht, dass ich etwas falsch gemacht hätte, du bist diejenige, die mein Vertrauen missbraucht hat!»

ER hatte drei oder vier *Eisen im Feuer*, unverheiratete Frauen im richtigen Alter, die IHN trösteten und fütterten; wo ER war, wenn ER *so lange auf dem Amt arbeitete*. Man sagte mir: Mit Pralinschachtel und Blumen sei ER gesehen worden, und ich solle nur aufpassen, ein solch *fetter Fisch* sei begehrt, und im Übrigen solle ich mich in Acht nehmen, ER habe einen Privatdetektiv bestellt, um Beweise zu haben. – Mir war alles egal, ich kannte weder Vorsicht noch Rücksicht noch Umsicht, ich kannte nur eines: meinen Hass gegen diesen selbstgerechten Heuchler!

ER engagierte als letzten Versuch Schwester Lore. Sie sollte die Ordnung wiederherstellen und mich *mores* lehren. Diese alte, ausgemergelte, aufdringlich frömmelnde Krankenschwester, gewohnt zu herrschen, hatte bei mir kein Glück. Ich wollte nicht hören, was eine Ehefrau zu tun hat und wie es in der Bibel steht – es gab grossen Krach, und sie musste schnell abreisen.

Die ganze seriöse Verwandtschaft seinerseits war inzwischen im Bilde. ER wurde tief bedauert, dass er so Unglück hatte mit dieser Frau, und ER machte seine Besuchsrunden. In der Verwandtschaft dieses Edelmenschen gab es nur glückliche Ehen. Wie ich sie alle hasste! Schon bei der Hochzeit hatten sie

es geahnt, dass diese Ehe nicht gut gehen könne.

Ich fühlte mich in furchtbarer Einsamkeit, und niemand erreichte mich mehr. Wie eine Frau absinken kann in diesem Zustand, das ist unvorstellbar. Sie kann einen Mord begehen, sie sucht Umgang mit gescheiterten Existenzen, sie kann zur onanierenden Alkoholikerin werden... oder Drogen nehmen.

Mit diesem Mann wollte und konnte ich nicht mehr leben,

wenn ich seine lächelnde Ehrenmannsmaske sah, wusste ich nicht, was tun vor Trotz und Wut. ER schloss mit lautem Knall vor mir das Schlafzimmer zu, um mir *den Herrn* zu zeigen. Es war ein Schlag ins Wasser, denn erleichtert zog ich in ein anderes Zimmer um, das inzwischen frei war, da die Kinder aus dem Haus waren. Hier hatte ich jetzt einen Platz für meine Bücher und Arbeitsunterlagen, und lange schon liebäugelte ich mit einem eigenen Zimmer.¹ Es hatte seither keine legitime Möglichkeit gegeben, jetzt war sie da, und niemand würde mich mehr herausholen. Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich ein eigenes Zimmer. Hier verbot mir niemand das Lesen im Bett, ich konnte meine Sachen liegenlassen, konnte Gymnastik treiben, Radio hören usw. – vor allem schnarchte niemand mehr und engte mich ein.

Gegenseitige Achtung und Anerkennung statt Herrschaft und Unterdrückung war das, was ich wollte mit allen Konsequenzen. Trotz meines Selbstverdienten spürte ich eher noch mehr die Ausbeutung, denn ich musste fast alle meine Bedürfnisse selbst bezahlen.

Endlich wollte ich, wenn auch reduziert, ich selber sein dürfen und nicht eine Schablone, die ein Mann von mir in seinem Hirn hat! Verdammte, idealistisch-autoritäre Männergesellschaft! Ich wehrte mich bei jedem *falschen* Wort, das ER sagte, doch dämmerte es IHM? Ich bemerkte *nichts* in seinen Äußerungen, die nur um das missbrauchte Vertrauen gingen. Er behauptete, dass ich erst seit einem Jahr so ganz anders sei. Da mache ER jetzt *nicht mehr* w/t/Seine gekränkte Ehre müsse Genugtuung haben, und ich solle jetzt merken, was sich für eine Frau gehöre, und was Recht sei.

-----Und ich wollte weg – weg –

(Ich denke nach, was ER da sagte: wie kommt ER darauf – seit einem Jahr? wo wir doch seit so vielen Jahren... da macht ER sich wieder was vor und schiebt alles auf die Wechseljahre, die ich gerade hinter mir habe. Das hat ihm eine Trösterin eingeblasen. Wie schnell ist die Aussenwelt bei der Aussage *hysterisches Frauenzimmer, das sind eben die Jahre* oder *sie weiss nicht mehr, was sie tut*, wenn eine Frau in dieser Zeit den verzweifelten Versuch macht, dem Leben eine andere Rich-

¹ Vgl. das gleichnamige Buch von Virginia Woolf: «Ein Zimmer für sich allein» («A room of one's own»), Fischer Taschenbuch, Band 2116 (G. D.).

tung zu geben oder in Ordnung zu bringen, was vorher nicht stimmte. Ich spürte, dass in dieser Art von mir geredet wurde und erlebte, wie diskriminierend das Elend einer Frau von der Allgemeinheit abgetan wird.)

Traum: Ich wohne im 3. Stockwerk eines hohen Hauses. Ein Puma sitzt sprunghbereit mir gegenüber auf dem Balkon, einen Stock tiefer sitzt sprunghbereit ein Leopard-----Angst, lang nachwirkend.

Brief an einen Ehemann, der versagt hat!

Bald wirst Du pensioniert, davor habe ich Angst. Ich will nicht mit einem Mann Zusammenleben, der nur auf den gesetzlichen Ehemann und seine überkommenen Rechte pocht. Was nicht als Mensch und Partner getan wird, ist für mich wertlos. Ich bin gleich-wert, und die Redensarten «Du musst – das gehört sich – ich erwarte von Dir – ich verbiete Dir – meine Ansicht hat auch die deinige zu sein – was werden die Leute denken», verdummend und unmenschlich, habe ich übersatt und auch genug dagegen gestritten. Unsere Kinder sind erwachsen, und ich bin's erstaunlicherweise, trotz aller Gegenanstrengung Deinerseits, auch geworden.

Meine persönlichen Bedürfnisse und Interessen wurden bespöttelt oder abgesprochen, und es wurde meine Arbeit in Haushalt und Familie nie anerkannt. Als mein Vater im Keller drei Wochen lang die Gestelle baute, hattest Du kein Wort des Dankes für ihn. Selbst hast Du nie Hand mit angelegt. Im Gegenteil, Du liebst ja die Heimat und grosse Reisen und brauchtest unbedingt einen Ausgleich. Von Herzen hätte ich Dir alles gegönnt, wenn Du auch für meine Bedürfnisse Verständnis gehabt hättest. Die Zeit und das Geld hattest Du für Dich stets bereit. Ich bekam nie Einblick in die Finanzen und erhielt auch nie einen Pfennig mehr, als ich unbedingt für die Haushaltführung brauchte. Nein, es war sogar so, dass wir in Deiner Abwesenheit Fenster und Türen strichen und Böden legten – kurz, vielerlei aussergewöhnliche Arbeiten erledigten, die Du höchstens bemerktest, wenn Material zu bezahlen war.

Nörgeln und kritisieren ist Deine Art, Deine Familie in Kusch zu halten, diese freudlose Atmosphäre tötet mich. Ich

habe einen Beruf, und weil Du meine Bedürfnisse nicht geachtet hast, haben sich diese weit weg von Dir entwickelt, Du hast keinen Zutritt.

Du meinst, Du hättest immer grosszügig geschwiegen? Nein, Du warst feige und hast Dich vor Auseinandersetzungen gedrückt, um «Dein Gesicht nicht zu verlieren!» – Du sassst auf dem unmenschlichen Thron der Selbstgerechtigkeit und versetzttest Deine Familie in Schuldgefühle.

Nie konnte ich vertrauensvoll Persönliches mit Dir besprechen, Deine Arroganz ist grauenhaft, Kunst und Religion sind unsere möglichen Gesprächsthemen, unpersönlich und zu nichts verpflichtend, alles andere führt zu Streit. Dein ewiges Lächeln, Dein unschuldvolles So-tun-als-Ob, ist wie der Zuckerguss über einem Misthaufen, und dieser wird jetzt abgerissen.

Du bist *empört*, dass ich Dein Vertrauen missbraucht habe! – Es interessiert mich überhaupt nicht, ob ich *Dein* Vertrauen wiedergewinne, sondern das Problem ist, wie *Du mich* wiederbekommen kannst.

Die letzten achtzehn Jahre unserer Ehe waren ein Herrschafts- und Dienstverhältnis, eine absolute Dummheit, und die Kinder mussten leider daran mittragen, es ist nichts mehr zu ändern. Meine Abhängigkeit und Berufslosigkeit haben mich Deiner Gnade voll ausgeliefert, denn Hausfrau ist kein anerkannter Beruf – obwohl eine Frau mit Familie wohl zehn Berufe hat. Es ist eine Ermessensfrage des Ehemanns, juristisch ausgedrückt, nicht wahr?

Die Luft war oft zum Ersticken, aber für Dich war alles in Ordnung. Du bist ein Heuchler – geliebt habe ich Dich noch nie.

Eine Freundschaft hätte schon entstehen können, wenn Dein eigentliches Wesen, Deine Menschlichkeit nicht so gesellschaftlich verkrustet wäre von Jugend an.

Eva-Maria Abigail

Brief von meiner Tante Berta:

Meine liebe Eva-Maria! (jetzt 51 Jahre alt)

Mit Bangen und Zagen haben wir, Pia und ich, richtig Angst um Dich, dass Du so unruhig bist und nur ein Ziel hast: einfach loszukommen von Deiner Fessel, wo doch gar keine Fessel ist, sondern der gewaltige böse Zeitgeist hat Dich völlig umklammert. Und Du merkst es nicht, wie schwer Du gefangen bist. Du bist sehr krank! Halt ein und überlege, wo Du landen könntest, ehe es zu spät ist und Du selber und Deine Familie zugrunde gehst.

Du bist jetzt zu alt, um einen Beruf auszuüben, der wäre recht für Deine Tochter, die Alten will niemand mehr. Versöhne Dich mit Deinem Gatten, dem Du die Treue geschworen hast in Leid und Freud. Kein Mensch auf Erden meint es so gut mit dir! Du darfst Deinen Kindern das Vaterhaus nicht rauben.

Du willst mit dem Kopf durch die Wand, weil Du selber Geld hast, Geld-haben und unabhängig sein, ist schon vielen Frauen zum Verhängnis geworden. – Und dann wäre es schade, als geschiedene Frau kannst Du Pias Häusle nicht bekommen, und ich habe mich schon für Dich gefreut.

Es wäre jammerschade um Dich und Deine Familie. Für heute genug, grüsse Dich herzlich, *Deine Tante Berta*.

Noch eines, da ich immer in der Bibel lese, möchte ich Dir dies schicken:

Epheser 6, VII – Ziehet an den Harnisch Gottes, dass ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels, denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewalttätigkeiten, nämlich mit den Herren der Welt! die in der Finsternis dieser Welt herrschen mit den bösen Geistern unter dem Himmel!

Um deswillen ergreifet den Harnisch Gottes auf, dass ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget!

Die gute, fromme Tante! Sie bemerkte nicht den Doppelsinn!

Liebe Tante Berta, Dank für Deinen besorgten Brief. Sicher kreisen Deine Gedanken viel um mich und Du machst Dir schlimme Sorgen. Glaube mir, seit 17 Jahren denke ich dar-

über nach (eigentlich von Anfang an), wie ich loskomme und habe mich beruflich vorbereitet, denn diese Heirat war nicht für mich. Das wisst Ihr, Du und Pia, viel besser als ich, wenn ich mich an bestimmte Bemerkungen zurückerinnere!!

Ich bin nicht für Resignation, sondern fürs Zupacken. Es ist einfacher, im Trott zu bleiben und zu kuschen, als das Steuer herumzureissen. Es ist *mein* Schicksal – allerdings von anderen bereitet –, und niemand hat ein Recht, dareinzureden, ich bin alt genug.

Wenn Pia mich gern hätte, würde sie nicht so lieblos reagieren, denn ich bin bis heute ihre Patennichte, und niemand anderes ist so nah verwandt. Jetzt gerade würde ich ihre Liebe und ihr Verständnis brauchen, nicht zu reden von der Gerechtigkeit, aber stattdessen werde ich verstossen. Ich bin vom Leichtsinn weit entfernt und habe schon unendlich über alles nachgedacht. Wenn ich des Häusles wegen meinen Entschluss ändern würde, müsste ich mich mein ganzes Leben selber hassen... Respektiert, bitte, meinen Entschluss, hier versagen alle guten Ratschläge...

Auf baldiges Wiedersehen, liebe Tante Berta, *Deine*
Eva-Maria
Übrigens war Er schon beim Anwalt.

Brief von der Patentante Pia:

Liebe Eva-Maria!

Es ist der zweite Mittwoch, dass ich im Häusle sitze und auf Dich warte. Draussen ist richtiger Winter, und alles ist voll Schnee und gefroren. Hoffentlich hast Du eine gute Winterausrüstung, sonst wird es gefährlich mit dem Auto.

Ich bin in grosser Sorge um Dich, denn letzten Sonntag waren Dein Gemahl und Dein Bruder mit Frau bei mir. Was die alles über Dich sagten, lässt mich nimmer schlafen und ich mag es gar nicht schreiben. Es ist mir unverständlich, dass Du mit aller Gewalt Deine Ehe zerstörst. Du musst doch auf Deine erwachsenen Kinder Rücksicht nehmen. Dein Gatte hat bis jetzt die Scheidung noch nicht eingereicht, aber er will nicht mehr lange warten. Zwei Jahre willst Du Deine Freiheit (mein Vorschlag war, sich zu trennen, um aus der Distanz ein neues

Verhältnis zueinander zu bekommen), und dann ihm seine Pension verzehren helfen, willst tun, was Du willst, und es soll niemand etwas angehen. – Du wirst vor Gericht hören, was eine Ehefrau zu tun hat und dass Du als die *Alleinschuldige* angesehen wirst. Was Dich dann erwartet, weisst Du auch. Du musst krank sein, dass Du Dich auf solch widrige Sachen einlässt.

Dein Gatte ist ein tüfteliger Jurist und kennt alle seine Vorteile, die ihm durch Dein Verhalten entstehen, und Du handelst in allem ohne es zu bedenken, gefühlsmässig, ach, wie leid Du mir tust, und ich kann Dir nicht helfen. Warum hat denn dein Bruder eine so gehässige Einstellung?

Ich kenn ihn sonst so nicht –! Die Haselnüsse sind zugeschneit, aber wenn der Schnee geht, dann kannst Du sie wieder auflesen. Ich hätte das alles lieber nicht gewusst, es belastet mich schwer, es ist, als ob's um mein eigen Kind ginge

Deine Pia

Liebe Eva-Maria!

Soeben erhalte ich Deine Karte mit Deiner Anmeldung, bei diesem Winterwetter habe ich Dich gar nicht erwartet und wollte es Dir auch gar nicht zumuten mit dem Auto. Der Weg zu mir ist vereist und verschneit, und wenn Du über das Thema reden willst, dann ist eine Trennungswand zwischen uns, und ich möchte Dich nochmals, in Deinem Interesse, herzlich bitten, bei Deinem Mann einzulenken und es nicht auf das Äusserste ankommen zu lassen.

In Liebe Deine Pia.

Will man eine Wende herbeiführen, muss man mit der Kraft der Verzweiflung nach vorne schauen und keine, aber auch gar keine Rücksicht nehmen. Den Tod nient scheuen...

Traum: Aufstieg ins Gebirge, schwierig, wetterleuchtender rotgoldener Horizont und Himmel mit schwarzen vielgestalteten Wolkenbergen – glückliches Empfinden.

«Wenn du willst, dass ich bleiben soll, dann nur ohne *deine* Bedingungen. Du sagst, dass ‚man‘ aufs Alter hin zusammenzubleiben hat. Ich bin noch jünger, und du brauchst vielleicht bald eine *Krankenschwester*, ist es das? In 32 Jahren findet

oder verliert man sich, Kompromiss und Bedingungen anerkenne ich nicht.»

Kein Verstehenwollen, SEINE Verkrustung war amtlich sanktioniert – *ein* menschlich-liebes Wort hätte bei mir allen Hass, Wut und Trotz zum Schmelzen gebracht – ER der Richter, ich die Angeklagte, nur nicht das Gesicht verlieren, Scheissehe – wenn ER nur endlich seine Ehrenmannsmaske ablegen wollte, damit der Mensch zu sehen wäre, der eigentlich gar nicht so übel ist.

Brief vom Rechtsanwalt:

Ihr Ehemann... hat mich wegen der aufgetretenen ehelichen Schwierigkeiten konsultiert. Anlass war Ihr Verhalten in der letzten Zeit. Ihr Mann zieht in Erwägung, ob er ... Klage auf Ehescheidung erheben soll. Ich habe empfohlen, dass zuvor noch ein letzter Versuch gemacht werden soll, die derzeitige eheliche Krise zu überwinden. Ihr Mann ist ... einverstanden ... Deshalb bitte ich Sie, mich zu einer Besprechung in meiner Kanzlei zu besuchen. Als Zeitpunkt schlage ich vor...

Hochachtungsvoll

Auch ich hatte inzwischen einen Rechtsanwalt aufgesucht, zur Beratung und etwas unsicher darüber, was ich von dieser Instanz eigentlich zu erwarten hatte. Gesetzlich war ich sicher nicht im Recht, und das andere war unsere Sache. Es blieb bei diesem einen Mal. Ich hoffte noch auf ein allmähliches Verständnis, das nur durch die Bezwingung unserer eingefleischten Verhaltensnormen wachsen konnte.

Ich war immer in der Gefahr, Mitleid zu haben, aber ich musste aufpassen, Mitleid ist keine Basis.

Traum: Ich wurde von IHM in eine riesige gelbbraune Wüste bestellt. Zwei dunkle Freundinnen sollten mich begleiten, sie blieben zurück, und ich verlor mich irgendwo auf dem Weg dahin, erreichte das Ziel nie.

Zu dieser Beratungsstunde ging ich nicht. Ich war gesetzlich im Unrecht, was sollte ich gegen eine doppelte Vater-Instanz ausrichten, ich hätte mich bestimmt völlig kleinmachen lassen

unter der akademischen Weisheit dieser Herren. Ich hatte keine Punkte aufzuzählen und musste mich täglich fragen, was will ich eigentlich – meine *Anmassung* war dauernd in Gefahr, mir zu entgleiten.

Traum: Ich legte einen langen bunten Wurmknäuel ab, wenige, die meisten waren noch drin, das wusste ich deutlich.

Nun war also nichts Entscheidendes geschehen, und wir versuchten eine Aussprache zu Hause. Die Hochspannung hatte nachgelassen, wir waren beide erleichtert. Wir besprachen kleine Veränderungen im Haus und – ich sollte wieder ins Schlafzimmer einziehen. Doch das wollte ich nicht, nur in der Distanz konnte ich mich wohl fühlen, deshalb war keine Mauer gebaut. «Überhaupt, warum müssen Ehepaare immer im zusammengekoppelten Bett schlafen und sich ein Leben lang auf die Nerven gehen?» «Nein, ich besteh' auf meinen Bedingungen.»

Damit *musste* er sich abfinden, ER war sehr unzufrieden, aber ER *musste*!

Es gab wieder Streit um die Ordnung im Haus. ER wollte keinerlei Umstellung oder Änderung. Ich wollte, dass Kinder und Enkel gerne zu uns kommen, das war seither ein Problem. ER vermietete jetzt zu meinem Leidwesen. Ich war jetzt unnachgiebig, und als die Studentin wieder auszog, verbot ich jegliche Vermietung, ich brauchte das Gastzimmer für die Familie.

ER war, wenn auch unter Feindbeobachtung, wieder zur Tagesordnung übergegangen und anerkannte auch mal ein gutes Essen, inzwischen war ER pensioniert. Sobald ich Distanz hielt und meine eigene Ansicht durchhielt, trat ER zurück und gab nach. Es war das reinste Tauziehen.

Jetzt fühlte ER sich wieder stärker, weil ER merkte, dass ich nicht mehr ans Weggehen dachte – eigentlich bin ich wegen des Hauses dageblieben – bin ich wirklich? – ich weiss es nicht so genau. Aber ich weiss, dass ER sehr froh ist, nicht als geschiedener Mann vor der Verwandtschaft dazustehen. ER wollte wieder Gönner sein und sagte: «Gelt, du bist froh, dass du dableiben darfst?» Mir blieb die Spucke weg. Hatte ER mir nicht Vorwürfe gemacht, dass ich IHN auf sein Alter hin sitzen lassen würde? «Ich

glaube, dass *du* froh sein kannst, dass *ich* dableibe!» Es war das reinste Kasperltheater.

Acht Tage war ich weg zum Skifahren, ER – was noch nie vorgekommen ist – allein zu Hause. Als ich heimkomme, finde ich einen alten, eingeschmurgelten, etwas kindlichen Mann vor. ER hat wenig gegessen, wie ein kleines Kind von der Mutter verlassen. ER ist sehr um seine Abhängigkeit besorgt: Ich wasche ihm die Haare, nähe ihm die Knöpfe an, koche seinen Brei... damit ist die Liebe und die Welt fast wieder in Ordnung, und ich darf jetzt ohne Widerspruch auch manches ändern.

Meine Selbständigkeit und mein Durchsetzungsvermögen sind jetzt eine Tatsache, an der ER sich neu orientieren muss. Da ich mit meiner freien Zeit an die Schule gebunden bin, geht ER noch allein auf grössere Reisen und überlässt mir anspruchsvolle Arbeiten im Haus und immer noch zu wenig Geld. Ich trenne streng zwischen Haushaltgeld und dem meinigen, und ich werde sauer, wenn ich nur im Geringsten wieder die alten Strukturen wittere. – Aussprachen und Streit sind wichtig, um Schritt für Schritt vorwärtszukommen.

In SEIN zähflüssiges Wesen muss ich Breschen schlagen. ER konnte nie streiten, jetzt kann ER's, keine Angst mehr, das Gesicht zu verlieren, was in Wirklichkeit die Maske ist, ER hat jetzt ein Gesicht.

Wir tapezieren gemeinsam das Wohnzimmer, ER hilft bei der Verwertung des Obstes und anderes mehr. Auch das Geld ist nicht mehr so angstbesetzt. Ganz allmählich durch Klippen und Rückfälle hindurch – wo ich mich immer wieder frage, weshalb ich so feige war und den Bruch nicht vollzog (ach, ich wartete wieder, und zwar auf das neue Ehescheidungsgesetz – wer wartet, erreicht kein Ziel) –, entwickelt sich ein neues Verständnis und gegenseitige Achtung. Ein Prozess, der sich hinzieht, immer in Gefahr, abzusterben.

Aus einem Brief an meinen jüngsten Sohn:

Du hast das Elend und die Verzweiflung von allen am meisten mitbekommen, was mich immer stark belastet hat – mach aber was! Eltern sind leider von der Gesellschaft bestimmte Menschen, die immer noch um die eigene Existenz ringen,

wenn sie frei sein sollten für die Entwicklung der Kinder. Wir hatten die besten Vorsätze... Es war aber schön, wenn wir zusammen im Gebirge waren, nicht wahr? und Vater war auf jeden Fall ein sorgfältiger Haushalter, er kaufte z.B. dieses hübsche Haus für uns.

Du wirfst mir vor, dass ich mich nicht scheiden liess und bist damit nicht allein. Später wirst Du einen andern Überblick haben und dies anerkennen. Ich *wollte* warten, bis meine Mutter gestorben war, und hatte dann den Schwung nicht mehr, auch das Ehescheidungsgesetz war noch das alte.

Vereinsamungsangst und die Zerstörung der Familie. Nach so vielen Jahren wurde eine Verwurzelung sichtbar, die im Moment der möglichen Trennung auch Vater fürchterliche Angstträume erleben liess.

Unsere Barrieren bauen wir in mühsamer Kleinarbeit ab, wir lernen vielleicht auch noch das Lachen zusammen.

Stell Dir vor, kürzlich verstanden wir uns gut und waren sogar im Bett beieinander. Da träumte ich von einem grossen Haus, etwas altertümlich, holzgetäfelte Wände, ähnlich einem Altersheim. Ich wusste, dass meine Mutter im kleinen Totenkammerlein aufrechtstehend war. Sie wurde von einer Schwester gefüttert und kam heraus auf mich zu, sie hatte noch Eigelb am braunen Kleid und sah aus, als käme sie aus der Sommerfrische. Ich staunte über ihr Aussehen und wollte, dass sie dableiben solle. Aber sie wollte nicht und sagte, dass sie sehr zufrieden sei, und ging wieder zurück.

Seit ihrem Tod vor drei Jahren habe ich nicht von ihr geträumt. Ich glaube, die Toten leben doch.

Ganz herzlich grüsse ich Dich – *Deine Mutter*

Anhang

CHRISTINE WOESLER DE PANAFIEU
XIANE GERMAIN

Wie Frauen Kriege bewältigten
Gespräche mit der Generation unserer Grossmütter

I. Geschichte von Frauen – Frauengeschichte

Warum wir uns mit alten Frauen beschäftigt haben

Wir suchen neue Wege und Perspektiven für ein Leben als Frau, ein Frauenleben. Denn die sozial vorgegebenen Muster haben ihre überzeugende und legitimatorische Kraft verloren. Gesellschaftlich anerkannt ist Frauenidentität nur als Identitätslosigkeit, das meint: Frausein bestimmt sich nicht durch eigene Fähigkeiten, Möglichkeiten und Merkmale, sondern durch den anderen – den Mann, die Kinder. Unsere Mütter leben noch unhinterfragt nach diesem Modell und wollen es an uns weitergeben. Deshalb haben die Schwierigkeiten, die viele von uns Frauen in der Beziehung zu ihrer Mutter haben, nicht allein psychologische Ursachen; sie lassen sich nicht nur mit der Konkurrenz von Mutter und Tochter um das Liebesobjekt, den Vater, erklären. Die Gründe liegen auch in einem sozialen Konflikt zwischen Mutter und Tochter, in zwei sich ausschliessenden Modellen der Frau: dem klassischen Frauenbild, nach dem sich die Frau über den Mann und die Kinder definiert, und dem sich abzeichnenden Bild von Frauen, nach dem die Frau aus sich selbst heraus ihre gesellschaftliche und individuelle Identität gewinnt.

Dennoch brauchen wir für die Stärkung dieses neuen Frauenbildes auch eine Verankerung in der Vergangenheit. Denn wir können die Kontinuität von Frauengeschichte nur brechen, wenn wir durch das Bewusstsein hindurchgegangen sind, selber Moment dieser Kontinuität zu sein. Bei einem Gang in die Geschichte mussten wir allerdings leider feststellen, dass Frauengeschichte unbekannte Geschichte ist. Sie ist also nicht nur aufzuarbeiten, sie ist erst einmal zu schreiben. Wie Frauen Kriege bewältigten, was sie für die Aufrechterhaltung des Alltagslebens geschafft haben, wieviel unbezahlte oder nicht einmal als Arbeit angesehene Arbeit sie geleistet, und

welche ökonomische Bedeutung sie wirklich gehabt haben, darüber ist wenig bekannt. Diese Tatsache ist auch in der spezifisch weiblichen Haltung des «Nichts getan und deshalb nichts zu sagen Habens» begründet. Unser Versuch, Frauengeschichten aufzudecken und zu schreiben, ist der der vergleichenden Lebensgeschichte¹. Wir haben die Lebensgeschichten von sechs Frauen in Frankreich, die zwischen 70 und 90 Jahre alt sind, auf gespürt und sie in einem kollektiven Prozess als Porträts verarbeitet².

Die Erarbeitung von Frauengeschichte kann sich nicht mit der Komplettierung der offiziellen Geschichte zufriedengeben; sie fügt nicht die andere, etwas vernachlässigte Seite hinzu. Sie lässt sich nicht adäquat durch Daten, Sozialstatistiken, Orden oder Berufskarrieren zum Ausdruck bringen, denn dazu ist sie viel zu tief in der Wirklichkeit des Alltags vergraben. Für Frauen ist deshalb die Anfertigung von Sozialbiographien³ im Sinne von Porträts eine angemessene und lebendige Geschichtsschreibung.

Dabei wollen wir nicht die Romantik der schönen alten Zeit konservieren, die so schön ja auch nicht war. Wir wollen auch nicht Grossmutter Rezepten sammeln, was als Vermarktung von Alter in letzter Zeit Mode geworden ist. Wir wollen die Erfahrungen und Lebenswege der Generation von Frauen festhalten, die zwei Kriege, zwei Epochen und die Umbruchsphase zum technologischen Alltag erlebt haben. So handelt unsere Arbeit von Lebenswegen, nicht nur von Alten und Altern. Alter sehen wir als eine Phase der individuellen und gesellschaftlichen Konstitution von Leben an.

In unserer industrialisierten Gesellschaft entsprechen sich die Modelle von Jugend und Alter: die Jugend ist ewig, und das Alter ist das, wovon man nicht spricht.

Altsein ist schändlich, Altsein ist schlimmer als der Tod, Alte

¹ Ein Anfang, durch Gespräche Frauengeschichte aufzudecken, wurde mit Lotte Schwarz gemacht. Siehe Christine Woesler. Ein Leben gegen jegliche Orthodoxie. In: *Frauenoffensive*, Heft 10, München 1978, S. 1-24.

² Christiane Germain, Christine de Panafieu, *La mémoire des femmes. Sept témoignages de femmes, nées avec le siècle*, Paris, Edition Sylvie Messinger, 1982.

³ In den letzten Jahren ist die sozialbiographische Methode in den Sozialwissenschaften wieder entdeckt worden, wofür auch folgender Sammelband ein Beleg ist: Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History»*, Frankfurt/M. 1980. Siehe weiterhin Rosenmayr, L., *Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen*, München, Zürich 1979; Kohli, M. (Hg.), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt 1978; Levy, R., *Der Lebenslauf als Statusbiographie*, Stuttgart 1977.

sind senil, Alte sind a-sexuelle Wesen, so lauten die gängigen Vorstellungen und Urteile über alte Menschen; Weisheit, Lebenserfahrung und Reife im und mit dem Alter sind aus unserer Wertordnung gänzlich gestrichen. In anderen Zeiten und Gesellschaften sind diese Werte und damit alte Menschen anerkannt, allerdings häufig genug unter dem Vorzeichen von Herrschaft und Macht der Alten (Männer) L Das Lebensmotto unserer Gesellschaft, ‚Ich möchte noch mal zwanzig sein.. .‘, stimmt nicht für uns beide und auch nicht für die alten Frauen, mit denen wir gearbeitet haben.

Es ist eher so, dass man alt gemacht wird, als dass man alt wird, dass die soziale Bestimmung von Alter eine stärkere Wirkung hat als die unzweifelhaft bestehenden biologischen Veränderungen. Mit 40 Jahren wird man schon zum *alten Eisen* gerechnet, und die Alten werden zur Nutzlosigkeit gezwungen, obwohl die durchschnittliche Lebensdauer durch medizinische Fortschritte immer grösser wird. Und die Alten selbst machen sich diese verbreitete Vorstellung der Nutzlosigkeit zu eigen und nehmen sich selbst zurück. Frauen fühlen sich zu nichts mehr zu gebrauchen, wenn die äusserliche Schönheit vergangen ist und die Kinder aus dem Hause sind. Wie oft haben wir gehört: «Das kann ich doch nicht mehr machen. Was würden denn die anderen sagen. Dazu bin ich doch zu alt.»

Da wir Frauen immer im falschen Alter sind, zu jung, um Karriere zu machen und unser Leben zu leben, zu alt, um nach der Erziehung der Kinder wieder Arbeit zu finden, und da ab 50 sowieso alles zu Ende ist, können wir uns gleich entschliessen, das Alter nicht so wichtig zu nehmen – dafür aber uns und unser Leben. Die Vorstellungen, die über Alte verbreitet sind, sind eher Vorurteile und Ängste als Urteile. Die alten Frauen, mit denen wir zwei bis drei Monate lang intensive Gespräche geführt haben, sind trotz Alterskrankheiten und der Nähe des Todes voller Energie. Sie haben Bedürfnisse der Liebe und Zuneigung, klare Vorstellungen, noch nützlich sein oder sich endlich ausruhen zu wollen und sind offen uns jungen Frauen gegenüber.

Mit unserer Arbeit beabsichtigen wir, einen Dialog zwischen jung und alt zu eröffnen, aus denen sich Vorstellungen und

¹ Vergl. Simone de Beauvoir, *Das Alter*, Reinbek bei Hamburg 1977, Kapitel III.

Ansprüche für ein offensiveres und humaneres Altern entwickeln: ein Alter und Altern ohne Segregation, ohne brachliegende Lebenserfahrungen und mit Entfaltungsmöglichkeiten, gleichzeitig aber auch mit dem Bewusstsein von Sterben und Tod. Vor allem gegen ein Altern im Widerstand gegen den sozialen Zwang zum Alt = senil = Unnütz-Sein.

Die Frauenbewegung hat dieses Problem bislang noch nicht erkannt, sie fühlt sich nicht betroffen. Wir sind die erste Generation von Frauen, die ein anderes Altern fordert, damit nicht die neuen Lebenswege, die von uns beschränkt werden, nur bis zum fünfzigsten Lebensjahr gelten. Bei unserer Suche nach Perspektiven haben wir in den USA vor allem eine Gruppe besucht, die eine unseren Vorstellungen nahestehende Leitidee praktiziert, die *Grey Panthers*. Die *Grey Panthers* sind ein Zusammenschluss von alten und jungen Frauen und Männern, die gegen die Segregation der Rassen, Altersgruppen und Geschlechter eintreten, gegen *ageism*, *sexism*, *racism*, die für mehr Geld, bessere medizinische Versorgung und mehr politische und gesellschaftliche Verantwortung für Alte und Junge kämpfen, dieses in ihren Projekten *Wohnen*, *Ökologie*, *Pensionierung auf freiwilliger Basis*.¹

Die alten Menschen, die wir seit drei Jahren durch unsere Arbeit getroffen haben, sind weder bekannt, berühmt oder aussergewöhnlich. Dennoch haben wir viel von ihnen gelernt, vor allem von den sechs Frauen, mit denen wir gearbeitet haben.

Olga Varni, die Nichtklassifizierbare, *Françoise H.*, die Bäuerin, *Madeleine Dissais*, die Arbeiterhausfrau mit sechs Kindern, *Aline Lucas*, die unverheiratete Serviererin, *Madame Lehmann*, die Witwe aus dem Grossbürgertum, und *Jeanne Humbert*, die Intellektuelle und Politische.

¹ In der Bundesrepublik haben die Grauen Panther in Hamburg, Oelkerallee 36, vergleichbare Ziele und Aktivitäten.

Mit welchen Frauen wir gearbeitet haben

OLGA VARNI: Ich schaue nur nach vorn, ich schaue nie zurück

Als wir Olga, 85 Jahre, anriefen, um ihr die Arbeit mit uns vorzuschlagen, sagte sie sofort, «Ja, denn da lerne ich sicher noch etwas!»

Sie wohnt in einem Vorort von Paris, in der Nähe des Dekorationsgeschäftes, in dem sie mit ihrem Sohn Jean arbeitet. Die Wohnung ist klein und hell, ohne nostalgische Schnörkel. Der runde Tisch, an dem wir sitzen, füllt den Raum, und Olgas Katze hat es auf unser Tonband abgesehen.

Meistens hat sie es eilig, weil sie sich spät abends noch in einem Café nebenan mit Freunden trifft, zum Essen, zum Kartenspielen, manchmal sogar zum Tanzen. Oder aber sie verbringt den Abend gemütlich mit ihrem 25 jährigen Liebhaber Claude.

Zwischen sechzig und siebzig Jahren begnügte sich Olga mit der Einsamkeit der Angler. Dann begann sie wieder zu arbeiten, verliebte sich und beschloss zu leben, bis sie stirbt.

FRANÇOISE H.: Wir dachten nicht, wir arbeiteten nur

Es dauerte Monate, bis eine Freundin aus dem Nachbardorf Madame H. überzeugte, uns zu sehen, und mit uns zu arbeiten. Sie sagte: «Ich habe doch gar nichts zu erzählen.»

Madame H. ist 85 Jahre alt. Ihr ganzes Leben verbrachte sie in einem Weiler in der Normandie. In ihrer Jugend war sie Tagelöhnerin. Sie hat sich den kleinen Hof, den sie mit ihrem Mann bewirtschaftete, vom Mund abgespart.

In ihrer wortkargen Art sagt sie: «Die heutigen Bauern sind Prinzen!»

Nach dem Tode ihres Mannes lernte sie durch eine Zeitungsannonce den auch verwitweten Maurermeister Paul kennen, mit dem sie – entgegen strenger französischer Bauernmoral – unverheiratet zusammenlebt. Er umhegt sie liebevoll, und es fiel ihm manchmal schwer, im Garten zu bleiben und nicht in unser Gespräch einzugreifen.

Einige Zeit nach unserer Arbeit wurde Madame H. mit Schlaganfall ins Krankenhaus eingeliefert. Sie konnte nicht

sprechen. Als wir sie besuchten, nahm sie unsere Hände und versuchte, etwas zu sagen, was wir verstanden. Denn durch unsere Gespräche wussten wir um ihre Angst vor dem Krankenhaus und um ihren Wunsch, friedlich zu Hause zu sterben – ‚Zur Erde zurückzukehrens wie sie sagt.

ALINE LUCAS: Meine Mutter war alles für mich

Aline ist unverheiratet und hat keine Kinder. Sie arbeitete fünfzig Jahre lang als Serviererin in vielen Restaurants. Mit über siebenzig Jahren ist sie frisch und lebhaft. Sie treibt Sport, trifft sich mit ihren Freunden und tanzt leidenschaftlich gern-jeden Freitagnachmittag in ihrem *club d'âge d'or*. Sie will die ihr noch verbleibenden Lebensjahre als kleine Rentnerin geniessen. Ihre Geschichte ist die einer alleinstehenden unabhängigen Frau, die mutig mit allem fertig wird. Durch diese Erfahrung fühlt sie sich mit den Mühen anderer Frauen solidarisch. Aline ist die einzige Frau, die auf unsere Frage «Sind Sie Feministin?» über sich selbst erstaunt sagt: «Ja.»

JEANNE HUMBERT: Immer, wenn ein Alter abgeht, geht eine Bibliothek mit ihm

Jeanne Humbert ist 91 Jahre alt. Sie arbeitet als Journalistin und schreibt Artikel in *Le Réfractaire*, einer antimilitaristischen Zeitschrift, die dem *mouvement libertaire anarchiste* angehört.

Wir besuchen sie in ihrer kleinen, aber eleganten Kellerwohnung, in der sie mit ihrer verwitweten Tochter, die Antiquarin ist, lebt.

Während unserer Gespräche sitzt Madame Humbert immer neben dem grossen Ölbild ihres Mannes Eugène, der, selbst fünfundsiebzig Jahre nach seinem Tod, immer noch anwesend ist. Denn Zentrum ihres Lebens war und ist bis heute noch das politische Engagement mit ihrem Mann in der neomalthusianischen Bewegung. Als seine Lebensgefährtin hat sie an der Herausgabe der Zeitschriften *Génération Consciente* und *La Grande Réforme* sowie an allen neomalthusianischen Aktionen wie dem Gebärstreik, der Propaganda gegen den Krieg, aktiv mitgewirkt. Sie hat, wie ihr Mann, aufgrund ihrer politischen Arbeit, mehrere Monate ihres Lebens im Ge-

fängnis verbracht. Seit dem Tode ihres Mannes 1944 versucht sie, das gemeinsame Lebenswerk fortzuführen, so in ihren Büchern über Eugène Humbert, Sebastien Faure und Paul Robin, aber auch in ihren Arbeiten wie *Gegen den kommenden Krieg* {*Contre la guerre qui vient*}.

MADELEINE DISS AIS: Meine Kinder sind mein Lebenswerk

Madeleine ist eine Arbeiterhausfrau aus Bordeaux. Sie ist siebenzig Jahre alt. Wir treffen sie in ihrem Seniorenclub (*club de l'âge d'or*), wo sie fast jeden Nachmittag anzutreffen ist. Sie leitet die Theatergruppe und macht bei der Gestaltung der Clubzeitung mit. Schwätzen und Kaffeeschlürfen interessieren sie nicht, denn für Madeleine vergeht die Zeit zu schnell.

Madeleine hat sechs Kinder grossgezogen. Ihr Mann starb, als die zwei Jüngsten noch klein waren. Bis zu ihrem 65sten Lebensjahr arbeitete sie als Hausschneiderin und Putzfrau. Sie hat es schwer gehabt und möchte jetzt, in ihrem Leben mit ihrem zweiten Mann, alles nachholen und das Leben genießen.

MADAME LEHMANN: Werden Sie nie eine starke Frau

Das ist ihre Botschaft an uns, auf ihr eigenes Leben zurückblickend. Madame Lehmann empfängt uns in ihrer grossräumigen, sonnigen Wohnung. Wir versinken in roten Seidensofas, umgeben von alten Möbeln, Bronze und Gemäldesammlungen, die die Geschichte ihrer Familie und ihres Lebens erzählen.

Überall stehen Fotos von ihren zwei Söhnen und ihrem Mann, der ganz zu Anfang des Zweiten Weltkriegs von den Deutschen gefangengenommen und umgebracht wurde. So hat sie als junge Witwe ihre beiden Kinder in der Erinnerung an ihren Vater ganz allein erzogen.

Madame Lehmann ist Mitteilhaberin einer bekannten französischen Firma, in der sie auch bis zum siebenzigsten Lebensjahr Mitglied des Aufsichtsrates war. Daneben hat sie fünfzig Jahre in Heimen und Kindergärten für uneheliche Kinder als freiwillige Sozialhelferin gearbeitet, um auszugleichen, dass sie auf der sonnigen Seite der Welt geboren ist, wie sie sagt.

Madame Lehmann hatte von sich aus Kontakt mit uns aufgenommen, da sie unbedingt mit uns arbeiten wollte «Denn ich bin dreiundachtzig Jahre alt, und in drei Wochen lebe ich vielleicht nicht mehr!»

Während das für uns beide als Deutsche schwierige Gespräch über Krieg und Faschismus, eine Zeit, in der sie so besonders gelitten hat, war sie es, die uns verstehend tröstete und klarmachte: «Vergessen Sie nicht, die Deutschen sind ein grossartiges Volk!»

Mit jeder der sechs eben vorgestellten Frauen haben wir zwei bis drei Monate an insgesamt elf Themenkomplexen gearbeitet, zu denen wir jeweils Frageleitfaden entworfen hatten. Das Thema Krieg wollen wir hier vorstellen.

II. Gespräche über Krieg

Frageleitfaden

1. Der 1. Weltkrieg

Wie alt waren Sie 1914?

Können Sie uns die Begebenheit erzählen, die Sie am meisten beeindruckt hat?

Wie ist Ihre Mutter mit den Schwierigkeiten im Krieg fertig geworden?

Und wie sind Sie mit den Schwierigkeiten im Krieg fertig geworden?

2. Der 2. Weltkrieg

Wie haben Sie und die Frauen in Ihrer Umgebung das tägliche Leben in Abwesenheit der Männer organisiert?

Gab es einen schwarzen Markt und andere Formen des Tauschens?

Wo war Ihr Mann während des Krieges, und was hat er gemacht?

3. Nach dem Krieg

Hat nach dem Krieg jeder in der Familie genau denselben Platz eingenommen, dieselben Funktionen ausgeübt und dieselben Verantwortungen getragen wie vor dem Krieg?

Gab es klare oder untergründige Konflikte oder Veränderungen in den Ehen?

4. Ein typisches Bild für das Verhalten von Frauen ist für uns Folgendes: Sobald der Mann ins Auto steigt, übergibt ihm die Frau das Steuer, obwohl sie selbst fahren kann. Wie erklären Sie dieses Verhalten?

5. Welche Frauen haben Sie im Krieg bewundert? Beschreiben Sie sie ein wenig?

Welche Frauen waren zu der Zeit berühmt?

Erinnern Sie sich an Filme oder Bücher, die Sie im Zusammenhang mit dem Krieg beeindruckt haben?

6. Glauben Sie, dass die Frauen, wenn sie die Macht mit den Männern teilen würden, versuchen würden, den Krieg zu verhindern?

Glauben Sie, dass wir Frauen pazifistisch sind, weil wir Mütter sind und Leben geben?

7. Glauben Sie, dass der Opferwille die Frauen, vor allem in Deutschland und in Italien, dazu getrieben hat, den Faschismus zu unterstützen?

8. Hat es während des 1. Weltkrieges Kollaboration mit dem Feind gegeben?

Was wussten Sie von der Kollaboration im 2. Weltkrieg?

9. Glauben Sie, dass während des Krieges die Beziehungen zwischen den Menschen enger waren, dass es grössere Solidarität untereinander gab?

Vielleicht haben Sie eine gute Erinnerung, die Sie uns erzählen können?

Berichte

OLGA VARNI

1. Mein siebzehnter Geburtstag war am 14. Januar 1914. Damals waren wir in Achères. Dort gab es einen Rangierbahnhof, durch den Züge voll von Verwundeten fuhren. Wir jungen Mädchen servierten den Soldaten Kaffee und Bouillon. Einmal kam ein Zug, in dem sich Soldaten befanden, die erstickten, die nach ihren Müttern riefen, die in einem furchtbaren Zustand waren, und niemand wusste, was sie hatten. Es waren die ersten Opfer der Stickgasbomben. Während wir die Soldaten aufnahmen, gab es einen schweren Bombenangriff. Zwanzigjährige Jungen sind in meinen Armen gestorben. Es war schrecklich, und ich erinnere mich euretwegen daran, sonst denke ich nie zurück. Während des Angriffs habe ich Schrot in mein Knie bekommen. Den habe ich mir nie herausnehmen lassen, sondern ihn als Andenken behalten. Dieses war mein erster Eindruck vom Krieg, gleich 1914.

Meine Mutter war in Lothringen geboren. Man nannte sie *la boche*¹ und es hat eine furchtbare Geschichte gegeben. Es

¹ Schimpfwort für die Deutschen.

wurde behauptet, dass sie in einem Café, in aller Öffentlichkeit gesagt haben soll: «Wäre der Poincaré nicht so viel herumgereist, dann hätten wir keinen Krieg.» Sie wurde wegen *mauvaise parole*¹ angeklagt. Das war 1914 eine sehr ernste Sache. Man sagte: «Der Feind hört mit.» Man machte meiner Mutter einen Prozess. Sie wurde für schuldig befunden und zur Zahlung eines symbolischen Francs verurteilt. Der Präsident Poincaré selber hat sie später begnadigt. *Bonnet Rouge*, eine rote, kommunistische Zeitung, hat meine Mutter verteidigt. Die anderen Zeitungen haben sich diese Geschichte angeeignet und schrieben, dass meine Mutter nachmittags in Freudenhäusern war. Die Deutsche hin, die Deutsche her. Ich selber wurde auch überall *la boche* genannt, und ich schlug mich mit den Leuten in Maisons Laffittes.

Mein Vater hatte eine Pferdezucht, so brauchte meine Mutter nicht zu arbeiten. Aber im Volke, wo die Frauen Geld brauchten, gingen alle in die Fabrik arbeiten. Da haben sie angefangen, sich die Haare abzuschneiden, weil es bei der Arbeit praktischer war. Das war der Anfang der Frauenbewegung, die heute weitergeht. 1919 war der erste Streik der Frauen, die erste Demonstration *pour nos vingt sous*², bei der ich mitmarschiert bin.

Im Krieg haben die Frauen die Arbeit der Männer gemacht. Sie haben Kanonen und Munition hergestellt. Und sie haben zu Hause die Väter ersetzt, denn der Erste Weltkrieg war ein Krieg, in den alle Männer gegangen sind.

2. Während des Zweiten Weltkrieges war ich in Italien. Mein zweiter Mann war Italiener, und er wollte zu Anfang des Krieges in sein Land zurück. Ich selber bin immer Französin geblieben. Ich habe Leuten geholfen, aus Italien herauszukommen. Das waren so die kleinen Dinge, die ich getan habe. Ich war Dolmetscherin bei der *Rinascence*, einem grossen Kaufhaus in Mailand. Dort gab es eine kleine Gruppe von Belgiern und Franzosen, die versuchten, denen, die nicht in den Krieg wollten, zu helfen. Denn in Italien gab es viele, die Verwandte in Frankreich hatten, die nicht gegen Frankreich kämpfen wollten. Wir Frauen, da waren es besonders die Frauen, haben uns organisiert, um ihnen zu helfen. 1940 sind

¹ Üble Nachrede.

² Für zwanzig Pfennig mehr Lohn.

bei Weitem nicht alle in den Krieg gegangen. Es haben sich viele gedrückt.

Im Alltag waren wir etwas beschränkt. Es gab wenig Brot, wir hatten Lebensmittelkarten, wie in Frankreich. Es fehlte an Salz, und natürlich gab es keinen Kaffee. In einer Nacht wurde Mailand ganz zerstört. Die *Rinascence* lag am Boden. Ich hatte keine Arbeit mehr. So bin ich nach Chiavennah gezogen, wo wir eine Hühnerzucht angefangen haben. Ich war auf Seiten der Partisanen, die lange Haare und einen Bart trugen. Wir wohnten drei Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt. Die Partisanen kamen, um Butter und Eier zu holen. Ich gab sie ihnen heimlich, denn mein Mann war Faschist. Er war Offizier, fühlte sich sehr zum Faschismus hingezogen und hätte eigentlich in den Krieg gewollt. Aber seine Schwester Abna war die Geliebte von Badoglio¹, dem grossen Chef, und sie hat es immer verhindert, dass er weggeschickt wurde. Und ich habe seine Parteikarte zerrissen und ins Klo geworfen – so war endlich Ruhe.

Ich fuhr nach Mailand, kaufte dort Stoff, den ich an die Bauern weiterverkaufte, und sie gaben mir Butter und Milch. Es war ein Tausch, wie man ihn in Frankreich auch kannte. Es war Handel, kein Schwarzmarkt. Es gab einen Witz, den man sich erzählte. «Hallo, haben Sie noch schwarzen Stoff?» «Ja!?» «Dann tun Sie mir drei Kilo beiseite.» Der schwarze Stoff war Kaffee. Ich konnte leider nicht auf dem Schwarzmarkt kaufen, meine Mittel erlaubten es mir nicht. Aber wir haben auf dem Land nicht so schlecht gelebt. Mein Mann und ich gingen jeden Morgen fischen. Wir fingen Forellen, die wir dem Fleischer brachten. Der Fleischer gab uns Rindfleisch. Wir kochten das Rindfleisch in einer Suppe. Das Kind bekam das beste Stück, dann kam ich, dann mein Mann, und der Knochen war für den Hund. Reste wurden für die Hühner zerhackt. So ging nichts verloren.

Während des Krieges hatte sich nicht viel verändert. Die Männer waren im Krieg, aber sie waren nicht lange weg. Erstens, weil der Krieg in Italien ein Jahr später anfang als in Frankreich, und dann sind alle vor dem Feind auseinandergesprungen und waren bald wieder zu Hause.

¹ *Badoglio*, Pietro (1871-1955), italienischer Marschall, der als Ministerpräsident 1943 den Übergang Italiens zu den Alliierten vollzog. Er wurde 1945 wegen Begünstigung des Faschismus verurteilt.

In Italien habe ich keine Frauen mit Kindern gesehen, denen es wirklich schlecht ging. Ich kann auch nicht sagen, dass ich im Krieg Frauen gesehen habe, die wirklich Verantwortung auf sich genommen haben. Dazu waren die Italienerinnen nicht in der Lage. Sie haben nur ihre Kinder erzogen.

3. Es gab viele Schwierigkeiten, als die Männer zurückkamen, weil es schwer ist, sich wieder daran zu gewöhnen, zu zweit zu leben. Im Ersten Weltkrieg hatten wir ein Dienstmädchen, Alice. Ihr Mann war lange Gefangener gewesen. Als er zurückkam, sagte er ihr, dass er nicht mehr mit ihr leben wolle. Er war homosexuell geworden. Dabei hatten sie zwei schöne Kinder. Das ist ein Fall, den der Krieg verursacht hat, und es hat viele gegeben.

Man war daran gewöhnt, dass es der Mann ist, der bestimmt, obwohl die Frau für den Haushalt jeden Monat Geld bekam und die Ausgaben einteilte. Heute gibt die Frau Geld für den Haushalt, der Mann gibt Geld, und manchmal geht der Mann sogar einkaufen. Früher waren es immer die Frauen, die einkaufte, und der Arbeiter sagte zärtlich-stolz: «Meine bourgeoise geht einkaufen.»

4. Dass die Frauen nach dem Krieg wieder ihre alten Rollen eingenommen haben, das kommt daher, dass sie von ihrer Grossmutter, ihrer Urgrossmutter, ihrer Mutter auf diese Weise erzogen worden sind. Und vielleicht auch aus einem Gefühl von Weiblichkeit. Frauen lieben es, einen Beschützer um sich zu haben. Auch im Bett ist es wichtig zu wissen, dass man einen richtigen Mann bei sich hat. Ich glaube, dass die Frauen deswegen wieder ins alte Gleis getreten sind. Es gab Ausnahmen, die Intellektuellen, die angefangen haben, sich zu verändern, sich in Frage zu stellen. Aber die meisten Frauen haben hingenommen, was sie immer hingenommen haben, die Unterwürfigkeit. Während des Krieges haben Frauen Verantwortung getragen, weil es nötig war, aber sowie die Männer zurück waren, haben sie die Verantwortung an sie zurückgegeben und gesagt: «Jetzt, wo du zurück bist, wirst du damit fertig!» Und ich finde das gut so. Heute ist das anders. Heute ist Unisex. Die Frauen tragen Hosen, sie denken anders.

5. Während des Krieges habe ich die Fliegerin Maryse Bastié¹ bewundert. Sie ist als erste Frau Fallschirm gesprungen. Für Frauen wie mich, die ein bisschen jungenhaft waren, war sie toll. Ich bewunderte sie; wäre gern selber Fallschirm gesprungen. Denn wir hatten schon die heutige Veränderung in uns. Ich boxte mit meinen Brüdern, ich hätte gern richtig geboxt. Kein Junge in Maisons Laffittes war so schnell wie ich im 100-Meter-Lauf. Heute wäre das ein Rekord. Damals schlugen Frauen keine Rekorde. Sie trieben keinen Sport. Eine andere Frau, die ich bewundert habe, ist die Tennismeisterin Suzanne Lenglen. Sie war eine grosse Giraffe mit phantastischen Beinen, und sie spielte wie ein Mann. Als sie in Wimbledon gespielt hat, war ich vor Aufregung krank.

Alle Frauen hofften, dass die Lenglen gewinnen würde. Ob sie es war oder der Georges Carpentier, als er in Amerika die Weltmeisterschaft im Boxen gewonnen hat, bei so was waren wir echten Französisinnen patriotisch.

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es Episodenfilme wie *Le Mystère de New York* mit Shirley Temple. Jede Woche ging man ins Kino, um die Fortsetzung zu sehen. Danach gab es einen aussergewöhnlich guten Film, den ich gesehen habe *La sedio de l'Alcazar*. Es war ein Film über den spanischen Krieg mit Mireille Balin. Der Film wurde verboten, als sich die Deutschen mit den Italienern verbündeten. Eigentlich war es kein anti-deutscher Film, eher ein kommunistischer.

6. Ich glaube nicht, dass die Frau Pazifistin ist. Sie ist fast zufrieden mit dem Krieg, sie nimmt sich Freiheiten, wird mit allem fertig, tut, was sie will. Das war 1914 sehr deutlich. Es war ein schlimmer Krieg. Alle Männer waren weg, auch die Juden, die im Zweiten Weltkrieg nicht mitkämpfen durften, weil sie verpönt waren. 1914-18 haben sie sich wie die anderen geschlagen. Da gab es keine Religionsfrage. Es gab auch keine Kollaboration mit den Deutschen. Ich sehe sie noch, wie sie abmarschiert sind, mit einer Blume am Gewehr. Ich weiss nicht, ob die Jugend heute reifer ist, aber ich finde

¹ *Maryse Bastié* stammt aus einer Arbeiterfamilie und wird nach dem 1. Weltkrieg Pilotin... Sie hält mehrere Rekorde im Fliegen und überquert den Atlantik. Während des 2. Weltkrieges ist sie als Krankenschwester engagiert; sie wird 1940 schwer verletzt. Sie ist Mitglied der Resistance als Kundschafterin. 1945 wird sie Direktorin der weiblichen Fliegerschule und 1947 wird sie Befehlshaberin der Ehrenlegion. Sie stirbt 1952 während eines Übungsfluges.



Die Fliegerin Maryse Bastié.

das Wahlrecht mit achtzehn Jahren viel zu früh. Dass die Frauen mit achtzehn wählen, da bin ich einverstanden. Aber Männer sind bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr Kinder. Während des Krieges erschien Henri Bordeaux' Buch *Mein Körper gehört Dir*¹. Das Buch war ein Skandal. Das war die

¹ Mon corps est à toi.

Zeit des Charleston, der kurzen Haare, der Befreiung. Für mich waren es die Folgen des Krieges.

Vor dem Krieg gab es Häuser für die Prostituierten. Sie standen nicht auf der Strasse wie heute. In den Häusern gab es eine Patronne, die sehr korrekt, die verheiratet sein musste. Die Männer kamen, tranken etwas, gaben sich mit den Mädchen ab, zahlten, und das war alles. Die Mädchen wurden vom Gesundheitsamt kontrolliert, sie hatten einen freien Tag, sie arbeiteten wie in der Fabrik. Ich bin wütend auf die Marthe Richard¹, die diese Häuser schliessen liess.

7. In Italien waren die Frauen faschistisch. Sie trugen Schwarz und waren patriotisch. Mussolini hat viel für Italien getan, materiell und finanziell, aber auch vom Standpunkt der Moral. Es gab weniger *hohe Tiere*, wie die *Commendatore*, als vor seiner Zeit, weil er ein Mann aus dem Volke war.

Er hat ein wenig Gerechtigkeit wiederhergestellt. Vielleicht war Hitler für die Deutschen auch nicht so schlecht. Ich kenne Leute, hier in Boulogne, die für Hitler sind. Sie tragen Leder mit Nägeln und Hakenkreuzen überall. Ich habe auch einen Kameraden, der für Chirac² ist. Er sagt: Wir brauchen jemand, der Autorität hat. Vielleicht hat er nicht ganz unrecht. Viele sagen, dass Chirac ein zukünftiger Hitler ist, und bewundern ihn deshalb. Sie sind antisemitisch. Wir sind alle ein wenig antisemitisch. Ich vertrage mich sehr gut mit den Juden. In der Arbeit, in der Familie sind sie bewundernswert gut. Sie sind gar nicht so ekelhaft, wenn man sie näher kennt.

Die Frau hat den Faschismus unterstützt. Sie ist immer für Worte empfänglich. Mussolini sprach einmal in der Woche. Wir mussten die Fenster aufreissen und zuhören. Und man muss Mussolini erlebt haben, wenn er sagte: «Was, es gibt nichts zu essen!? Italien ist voller Früchte! Meine Damen, essen Sie Obst! Sie werden schön sein! Sie werden eine schöne Haut haben!» Alle Frauen waren hingerissen. Er war kein hässlicher Bursche, der Mussolini. Aber ich, ich sagte: Er kann mir den Buckel runterrutschen, ich esse doch lieber Fleisch!

¹ Marthe Richard war Abgeordnete in den dreissiger Jahren. Auf ihr Betreiben hin wurden die Bordelle geschlossen.

² Jacques Chirac ist Bürgermeister von Paris.

FRANÇOISE H.

1. Anfang des Ersten Weltkriegs war ich neunzehn Jahre alt und schon ein Jahr verheiratet. Mein Mann war Bauer. Er arbeitete auf dem Hof seiner Eltern. Dann ist er eingezogen worden. Mein Bruder war auch an der Front. Mein Mann ist bis zum Ende des Krieges weggeblieben. Mein Bruder ist gefallen. Das war schwer; wir haben viel mitgemacht.

Ich lebte mit meiner Mutter. Wir haben immer zusammen gelebt. Es gab für uns keine andere Arbeit ausser Tagelöhner, um unser Leben zu verdienen. Wir arbeiteten, wenn wir Arbeit finden konnten, aber das war nicht jeden Tag. Damals gab es einfach zu viele Leute. Es waren schwere Zeiten. Wenn ich Glück hatte, ging ich auswärts waschen und nähen. Und das war alles.

2. Mein Mann wurde nicht in den Zweiten Weltkrieg eingezogen. Er war zu alt. Wir Bauern versuchten, so gut es ging, weiterzuarbeiten. Das Schwerste war, jemanden zu finden, der die Männer ersetzte. Alle waren weg. Wir haben das Tauschen gelernt. Wir hatten ein paar Kühe, Geflügel und Kaninchen. Die Eier wurden beschlagnahmt. Wer so und so viele Hühner hatte, der musste so und so viele Eier abgeben. Jede Woche holten sie die Eier ab. Wenn man welche für die Freunde behalten wollte, musste man sie verstecken. Ich hatte immer Angst, ich war bei so etwas nie sehr mutig. Wenn Leute kamen und mir sagten, dass sie dies und das wollten, dann sagte ich immer: «Ja, und wenn wir geschnappt werden.» Aber so ein bisschen habe ich dann doch mitgemacht.

3. Im Ersten Weltkrieg hatte meine Mutter drei kleine Felder. Ich kann mich noch genau daran erinnern, dass ich eigenhändig Korn mähte und Heu sichelte. Das war Schwerstarbeit. Erst am Ende des Krieges hatten wir unsere erste Kuh und unser erstes Pferd gekauft. Meine Mutter nahm einen Gehilfen, der ihr die Felder pflügte und säte. Und ich musste das Korn schneiden. Aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wer mir die Sichel schärfte.

Ich weiss nicht, wie ich es geschafft habe, gesund zu sein. Ich hatte eine schwere Operation. Man hat mir einen Magenschnitt gemacht, einen der ersten zu der damaligen Zeit. Alle Ärzte aus Chartres sind gekommen, um sich meinen Fall

anzusehen. Als die Schwestern und Ärzte in weissen Kitteln um mich herumstanden, habe ich mich gefragt, was sie wohl mit mir anstellen würden.

4. Nach dem Krieg war es nicht selbstverständlich, dass die Frau die Schwerstarbeit weitermacht, wenn der Mann wieder da war. Das ist nicht ihre Aufgabe. Die Arbeit in der Landwirtschaft ist zu hart.

Als die Männer aus dem Krieg kamen, hat es in den Ehen Schwierigkeiten gegeben, leider. Aber heute wäre es viel schlimmer, mit der Lasterhaftigkeit. Wir, wir sind streng erzogen worden.

5. Ich habe die Frau unter uns bewundert. Im Zweiten Weltkrieg hat sie den Hof ganz allein geschmissen. Sie hat sich wirklich Verdienste erworben.

6. Ich kenne die Leute von heute im Grunde nicht. Wir waren damals gegen den Krieg. Ich glaube nicht, dass es welche gab, die den Krieg wünschten. Aber ich glaube, dass man jetzt dabei ist, etwas zusammenzubrauen wie 1939. Wenn man sieht, wie der Giscard¹ herumreist, muss man an Chamberlain² denken. Das ist kein gutes Zeichen. ⁷

7. Ich weiss nicht, warum die Frauen den Faschismus unterstützt haben. Man muss schon herzlos sein, um seine Leute in den Krieg zu schicken. Unglücklicherweise gab es welche, die sich ihre Männer vom Halse schaffen wollten, die ganz schön zufrieden waren und sagten: «Hau ab, meinetwegen kannst du krepieren!» Für die Kinder war das das gleiche. Ich habe Leute sagen hören: «Ich schicke meinen Sohn in den Krieg, aber es ist ganz schön, seinen Sold zu bekommen.» Das sind keine Mütter.

Es ist nur menschlich und natürlich, dass man immer bat und hoffte, dass die Kinder nicht in den Krieg ziehen müssen. Aber wissen Sie, das ging so schnell mit dem Ersten Weltkrieg, dass man nicht viel über all das nachgedacht hat.

¹ Französischer Präsident bis 1981.

² *Chamberlain* war in den zwanziger Jahren englischer Aussenminister, als Konservativer Schatzkanzler und Staatssekretär für Indien. Er hatte massgeblichen Anteil am Abschluss des Locarno-Pakts (1925) in London über das Sicherheitssystem in Westeuropa.

8. Ich erinnere mich nicht, dass es im Krieg 1914-18 Kollaboration gegeben hat. Im Zweiten Weltkrieg soll es hier in der Gegend Kollaboration gegeben haben. Nur, wir wussten nichts davon. Wir waren von der Welt abgeschnitten.

9. Wir hatten nicht viel Nachbarn da oben auf unserem Hof. Nur Félicite ist während des Krieges immer gekommen. Wir waren uns gegenseitig behilflich. Sie ist wie eine Tochter für mich geworden.

JEANNE HUMBERT

1. 1915 war ich 25 Jahre alt. Während des Angriffs fielen Bomben auf unseren Stadtteil. Ich werde mich immer an die Angst erinnern, die ich gehabt habe, als ich meine vor ein paar Tagen geborene Tochter an mich nahm und in den Garten rannte, um dort vor den Bomben Schutz zu finden. Meine Angst war so gross, dass ich sofort Humbert schrieb, ich würde zu ihm nach Barcelona kommen. So verbrachten wir die vier Kriegsjahre in Spanien. Als *Libertaire* wollte Humbert den Krieg nicht mitmachen. Er war Antimilitarist, er war gegen die falschen Gründe, die die Regierungen angaben, um Kriege zu machen. Er hatte eine Erklärung abgegeben, in der er sein Verhalten begründete, und er ist noch vor der offiziellen Kriegserklärung nach Spanien gegangen. Auf dem Wege, in Limoges, erfuhr er von Jaurès¹ Ermordung.

Zu dieser Zeit wurden die Kriegsdienstverweigerer nicht offiziell anerkannt, ausser in England. Als mein Mann nach dem Krieg zurückkam, gab es zwei Klagen gegen ihn. Sein Prozess war doppelbödig: es war eher ein Prozess gegen den Neomalthusianer als ein militärischer. Es war ein politischer Prozess. Man sagte, dass er als engagierter Neomalthusianer Frankreich ganze Bataillone weggenommen hätte. Das war 1920, zurzeit, wo das Gesetz gegen die neomalthusianische Propaganda gerade herausgekommen war. Humbert wurde zu fünf Jahren wegen Kriegsdienstverweigerung und zu zwei

¹ Jean Jaurès, 1859-1914, französischer Sozialist, Abgeordneter der radikalen Linken und Professor für Philosophie in Toulouse, wurde als entschiedener Pazifist kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, am 31.7.1914, von dem Nationalisten Villain ermordet.

Jahren wegen Propaganda verurteilt. Und ich als Neomalthusianerin mit ihm.

Humbert wurde auf eine etwas komische Weise begnadigt. Alle unsere Freunde, Schriftsteller, Abgeordnete hatten sich vergeblich für seine Freisetzung eingesetzt. Eines Tages wollte jemand aus der Begnadigungskommission einen fahnenflüchtigen Pfarrer begnadigen lassen. Humberts Freunde sagten: «Wenn ihr euren Pfarrer wollt, müsst ihr uns den Humbert geben.» Und so geschah es denn auch. Da die beiden Verurteilungen zu einem einzigen Strafmass zusammengefasst waren, sass Humbert 36 Monate ab und ich ungefähr 18 Monate.

Solange unser Prozess dauerte und wir noch nicht verurteilt waren, durften wir uns schreiben. Mein Mann schrieb mir jeden Tag aus dem Gefängnis *La Santé* und ich schrieb ihm jeden Tag aus *Saint-Lazare*. Nach der Verurteilung durften wir uns nicht mehr schreiben, weil wir nicht verheiratet waren. Meine Tochter war noch sehr klein. Die Mutter meines Mannes, die in Nancy lebte, hatte sie aufgenommen. Eines Tages kamen sie mit einer Besuchserlaubnis im Gefängnis an. Meiner Schwiegermutter sagte man: «Aber Sie sind ja gar nicht verwandt, die beiden sind nicht verheiratet!» Meine arme Schwiegermutter ist zusammengebrochen: «Ich bin aber doch die Grossmutter ihrer Tochter!» weinte sie. Man hat mir das Kind gebracht. Das Sprechzimmer war eine Art Käfig. Zwischen uns war ein doppeltes Gitter. Meine Tochter erkannte mich nicht, denn die Häftlinge mussten eine Haube tragen. Sie sagte: «Bitte, nimm' die Haube ab.» Ich antwortete: «Ich kann nicht!» Die Wärterin ging hinter mir auf und ab. Ich fragte die Kleine, wie sie gekommen sei, und da erzählte sie mir, dass man ihre Grossmutter nicht hineinlassen wollte.

Humbert und ich haben nach unserer Freilassung geheiratet. Für unsere Tochter und nach all den Schwierigkeiten, die wir gehabt haben, wollten wir eine klare Situation. Es war für uns ja nur eine Formalität, und so haben wir mit unseren Freunden viel dabei gelacht.

2. 1940 konnten wir nichts mehr tun. Die letzte Nummer unserer Zeitung ist in Rohfassung geblieben. Als unser Schwiegersohn, der Zahnarzt war, in den Krieg eingezogen

wurde, bat er uns, nach Lisieux zu unserer Tochter zu ziehen. Wir sind den ganzen Krieg in Lisieux geblieben. Und dort hatte Humbert diese Geschichte mit einem Mann aus der Gegend. Seine Frau war schwanger, sie hatten schon mehrere Kinder. Sie stritten sich, er schlug seine Frau. Da sie unsere Zeitungen gelesen hatten, dachten sie, sie könnten sich einfach an uns wenden, und wir würden ihnen helfen. Mein Mann schrieb ihm, dass er nichts für sie tun könne. Der Mann war beharrlich. Am Ende schickte mein Mann ihm ein Buch *Die Bevölkerungsfrage* das die neomalthusianische Theorie enthielt und Informationen über Verhütung und Abtreibung gab. Einige Zeit danach wurde Humbert zu Gericht vorgeladen. Die Frau hatte ihren Mann angezeigt, weil er sie schlug. In ihrer Unterhaltung mit dem Richter sagte sie: «Und wissen Sie, er wollte sogar, dass ich abtreibe!» Der Richter spitzte die Ohren. Man unternahm eine Untersuchung und fand das Buch und auch die Briefe meines Mannes, in denen er von der Abtreibung kategorisch abriet. Es war nichts zu machen. Humbert wurde wegen Beteiligung an Abtreibung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Dabei hat es gar keine Abtreibung gegeben, und die Frau erschien mit dem Kind zur Verhandlung.

Mein Mann kam nach Amiens. In dem Gefängnis waren sie zu sieben oder acht Häftlingen pro Zelle. Humbert wurde schwerkrank. Der Professor, der ihn pflegte, versprach ihm, dass er ihn nicht nur pflegen und retten, sondern dass er ihn bis zu seiner Freilassung im Krankenhaus behalten würde, damit er nicht in diese Zelle zurückmüsse. Bombenangriffe kamen über die Normandie, Wolken von Flugzeugen, die den Tod brachten. Während eines Angriffs wurde die ganze Stadt Lisieux zerstört. So beschloss ich, nach Paris zurückzufahren, in mein kleines Haus in Belleville. Ich erwartete meinen Mann, der endlich gesund und frei aus Amiens kommen sollte. Die Concierge brachte einen schwarzumrandeten Brief aus Amiens: «Es tut mir leid, Sie in diesem Zusammenhang kennenzulernen...» Der Brief war von Humberts Krankenschwester. Sie brachte mir bei, dass er bei dem Angriff, der am 25. Juni 1944 das Krankenhaus Amiens getroffen hatte, umgekommen war. Es war ein Angriff der Alliierten. Es

¹ La question de populations

sind die Alliierten, die meinen Mann umgebracht haben. Ich habe es nie akzeptieren können.

3. Der Krieg zerstört alles. Er hat viele Ehen zerstört. Wir hatten ein Dienstmädchen. Als ihr Mann aus dem Krieg zurückkam, wollte sie ihm nicht einmal die Haustür aufmachen. Er kam in die Küche. Sie war beim Essen. Sie ist nicht aufgestanden. Er hat sie nicht anfassen dürfen. Sie sagte mir: «Ich kann sogar seinen Atem nicht mehr ertragen.» Es war eine schreckliche Geschichte.

4. Der Krieg brachte manchen Frauen eine Befreiung, aber nicht eine wahrhaftige Emanzipation, denn sie befreiten sich nur, um sich in eine andere Abhängigkeit zu begeben. Als ich ein Kind war, war der Mann der Herr. Der Ehemann sicherte das Einkommen der Familie. Heute sind die Frauen oft gezwungen zu arbeiten. Das haben sie erreicht. Aber nun haben sie eine doppelte Belastung. Die der Arbeit im Büro, in der Fabrik und die Arbeit im Haus, wenn sie abends nach Hause kommen. Ich finde nicht, dass die Frauen in letzter Zeit etwas dazugewonnen haben. Früher waren sie oft die Seele des Hauses, sie trafen ihre Entscheidungen heimlich, unauffällig. Man muss nur in der Geschichte lesen, um den Einfluss der Frau in allem zu erkennen. Deshalb bin ich immer etwas skeptisch, wenn man vom Feminismus spricht.

5. Ich bewunderte Frauen, die wir kannten, Nelly Roussel¹, Madeleine Pelletier², die Ärztin, Frauen, die sich für die Emanzipation eingesetzt haben, und das in einer Zeit, wo die meisten Frauen gar nicht so begeistert davon waren. Obwohl unsere Propaganda, unsere Treffen für sie waren, kamen nur zwei Frauen auf hundert Männer. Frauen waren sogar gegen die Verhütung, und es waren die Männer, die darauf achten mussten.

Für das kulturelle Leben sind Kriegszeiten tote Zeiten. Alles

¹ Nelly Roussel ist 1878 geboren und 1922 gestorben. Sie ist eine radikale Feministin und Anhängerin der neomalthusianischen Bewegung. 1920 ruft sie zu einem Streik *la grève des ventres*, der *Streik der Bäuche* auf, mit der Forderung: keine Kinder

² Madeleine Pelletier, Ärztin und Herausgeberin von *La Suffragiste* (1909). Sie schreibt nach ihrer Rückkehr aus Russland Anfang der 20er Jahre Artikel gegen die *unbewusste Männlichkeit* und kritisiert, dass auch die Genossen den Frauen nur zweitrangige Arbeit geben.

dreht sich nur um das Essen. Es ist das einzige, das zählt, wofür die Leute sich mobilisieren.

6. In Friedenszeiten sind alle Pazifisten. Aber wenn der Krieg kommt, machen alle mit. Ich glaube nicht, dass Frauen Pazifistinnen sind. Jedenfalls nicht die Masse der Frauen.

7. Die Frauen sind sehr reaktionär. Natürlich, wir sind eine kleine Gruppe, die fortschrittliche Ideen hat. Aber wenn Sie mit Frauen auf der Strasse sprechen, dann sehen Sie, was los ist.

8. Kollaboration gab es immer. Die Arbeiter, die im Faschismus Granaten herstellen, die ihre Kameraden in den Schützengräben umbringen, sind Kollaborateure. In diesem Sinne haben alle mitgemacht. Aber im Krieg von 1914 hatte man ein Ideal. Die Männer dachten, dass sie kämpfen, um den Krieg für alle Male auszurotten. Sie glaubten, es sei der letzte Krieg. 1940 gab es keine Begeisterung bei den Soldaten. Sie gingen mit dem Wissen an die Front, dass man sie hintergangen hatte, dass dieser Krieg von der Regierung aus Profitgründen, aus Ausbeutungsgründen geführt wurde, dass es ein politischer Krieg war.

9. Früher war das Leben nicht so schwer. Es waren Zeiten, wo man sich mit den anderen verbunden fühlte. Heute sind die Menschen Egoisten geworden, weil sie an der Gurgel gepackt werden. Es gibt so viele Belastungen, dass sie, bevor sie an ihre Mitmenschen denken können, gezwungen sind, an sich zu denken. Man hat uns Steuern aufgezwungen, die es früher nicht gab, Sozialversicherung, Mehrwertsteuer usw. Wir waren ein Land von Landarbeitern und Handwerkern. Es ist das Industrieleben, das Frankreich und die Franzosen verändert hat.

Eine komische Geschichte aus dem Krieg? – Aus der Normandie schickte ich Butter und manchmal ein Stück Fleisch an meine Pariser Freunde. Damit sich das Fleisch hielt, wickelte ich es in Kohlblätter ein. Später schrieben mir meine Freunde: «Wenn du wüsstest, wie gut die Suppe geschmeckt hat, die wir mit den Kohlblättern gemacht haben!»

ALINE LUCAS

1. 1914 war ich sechs Jahre alt. Ich ging zur Schule. Zwei Jahre nach Anfang des Krieges sind die Amerikaner gekommen. Sie haben ihr Lager in unserer Nähe aufgebaut. Während der Pause saßen sie auf der Schulmauer, schenkten uns Bonbons, und wir fanden das prima.

In der Sarthe war nicht viel los. Wir waren weit weg vom Krieg. Im letzten Kriegsjahr nahm man die Männer, damit sie die Eisenbahnschienen bewachten. Mein Vater zog eine Uniform an, und meine Mutter wünschte sich ein Photo von ihm, so gut sah er als Soldat aus. Er war nicht an der Front, weil man im Krieg die Bahnarbeiter an ihrem Posten braucht. Die Züge waren voller Verwundeter. In vollgepfropften Güterwagen nahmen sie die Schwerverletzten in die Bretagne mit. Mutter machte sich Sorgen um Vater, wenn er die Schienen bewachte, aber es war nicht so schlimm, als wenn er an die Front gemusst hätte. Es gab so viele, die hinmussten! In



Ab 1942 werden Freiwillige und Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht.



der Schule brachte uns die Lehrerin bei, für die Soldaten in den Schützengräben zu stricken.

Im Ersten Weltkrieg haben wir nicht gehungert, weil die Bauern ihr Brot machten und uns ihre Brotkarten gaben. Man half sich gegenseitig. Wenn die Bäuerin krank war, ging meine Mutter ihre Kühe melken und half ihr im Haus. Es war Nachbarschaftshilfe.

2. 1940 machte ich manchmal Vertretung. Ich arbeitete anstelle der Männer, die von den Deutschen für ihre eigenen Restaurants beschlagnahmt worden waren. Ich sagte dem Inhaber: «Ich bin bereit, für Sie zu arbeiten, aber Sie dürfen mich nicht deklarieren.» Denn wenn er mich deklarierte, würde mein Name auf Listen erscheinen. Und die Deutschen nahmen sich von diesen Listen manchmal Frauen für ihre Kantinen. Mit so was wollte ich nichts zu tun haben. So habe ich inkognito gearbeitet und jahrelang Punkte, die für meine Rente angerechnet worden wären, verloren. Aber es war mir lieber so.

Keiner wurde gegen seinen Willen nach Deutschland verschickt, aber trotzdem hatten wir davor am meisten Angst. Unter mir arbeitete eine kleine Serviererin, die nach Le Bourget, zu den Deutschen geschickt worden war. Schliesslich hatte sie einen als Freund, aber es war eine schwere Zeit für sie. Ich wollte lieber solche Geschichten vermeiden.

Die Restaurants hatten Arbeit, obwohl es nur Grünkohl und Kohlrabi gab. Ich mochte die Restaurants nicht, in denen Schwarzmarkt betrieben wurde, weil die Deutschen ihre Nase da reinsteckten, und wenn sie eins getrunken hatten, hop, für ein Ja, für ein Nein nahmen sie einen mit und steckten einen ins Kittchen. Das war mir nicht sicher genug. Ich hatte meine Mutter, und ich wollte nicht, dass mir etwas passiert, damit sie nicht allein bleibt. Als die Amerikaner kamen, war ich bei ihr, und als die Deutschen vordrangen, habe ich Paris verlassen und bin zu ihr nach Dreux gezogen. Dreux wurde schwer ausgebombt, und so sind wir nach Vienne gezogen.

Es gab keine Butter, kein Fleisch. Aber man hatte immer Kartoffeln im Garten, Gemüse und Kaninchen. Vor allem die Butter fehlte. Es ist immer dasselbe: Wenn wir etwas gehabt hätten, das wir mit den Bauern gegen Butter hätten tauschen können, dann hätten wir von den Bauern Butter bekommen. Aber die Bauern haben das Geld lieben gelernt. Im Loiret ist es wie in der Normandie, da lieben sie das Geld, und sie geben nichts umsonst. Vielleicht hätte man es an ihrer Stelle genauso getan.

Schwarzmarkt ist kein Verbrechen. Was ich unverzeihlich fand, das waren die Leute, die andere anzeigten. So was gab es überall. Eigentlich war es ein politischer Krieg. Es war wie

Tag und Nacht, verglichen mit dem Ersten Weltkrieg. Da kämpfte ein Franzose, da hätte er nicht kollaboriert. In dieser Zeit hatten die Menschen eine bessere Moral. Im Zweiten Weltkrieg wurden Leute angezeigt; manche sah sie nie wieder. In Paris, Avenue d'Orléans, gab es ein grosses Tabakwarengeschäft. Die Inhaber hatten einen einzigen Sohn. Irgend-einer hatte etwas gegen diese Leute und hat sie angezeigt. Eines Tages wurde der Sohn abgeholt. Die Eltern haben ihn nie wiedergesehen. Das nenne ich ein Verbrechen.

3. Der Krieg hat viele Leben zerstört. Es gibt Ehepaare, die fünf Jahre lang getrennt waren. Während dieser fünf Jahre hat sich der Mann im Krieg, in der Gefangenschaft sehr verändert. Er hat einen anderen Charakter bekommen. Die Frau hat ihn in Erinnerung, wie er vor dem Krieg war. Sie konnte ihn nicht wiedererkennen. Es war, als sei es ein anderes, ein neues Ehepaar. Es gab viele, die sich getrennt haben. Die Frauen haben sich während des Krieges ‚entpuppt‘. Die, die sinnlich und temperamentvoll waren, sind eines Tages der Versuchung erlegen, und danach gefiel ihnen ihr Mann nicht mehr. Im Grunde ist das nur menschlich. Die Männer, wenn sie in der Gefangenschaft eine Gelegenheit hatten, betrogen die Frauen auch. Nur, in dieser Zeit bildeten sich die Männer ein, dass sie das Recht hätten, Dinge zu tun, die ihre Frauen nicht tun durften. Das hat sich sehr verändert. Deswegen finde ich das Leben der jungen Menschen von heute viel besser. Sie arbeiten zusammen. Wenn sie abends nach Hause kommen, dann ist es genausogut der Mann, der die Waschmaschine anstellt, der mit dem Kochen anfängt, wie die Frau. Bei meinem Neffen ist das so. Sie vertragen sich gut. Den Männern fällt es nicht mehr ein, sich zu sagen: «Wenn ich einen Besen in die Hand nehme, dann bin ich entehrt.»

4. Es gibt Männer, die ihren Frauen überlegen sein wollen. Sie können es nicht hinnehmen, dass die Frau ganz gleichberechtigt ist. Und wenn eine Frau einen Mann liebt, dann lässt sie ihn in seinem Glauben. Schön wäre es, wenn jeder abwechselnd bestimmen würde. Die Frau sollte sich um den Haushalt kümmern. Selbst, wenn der Mann ihr hilft, ist sie es, die den Haushalt führt. Ein Mann, der die Kinder spazierenfährt, während die Frau arbeiten geht, das geht zu weit. Die jungen Frauen arbeiten heute, und das ist eine grosse Befrei-

ung. Sie spielen nicht mehr die kleinen Damen, die mit ihren Freundinnen Tee tranken. Das waren unbedeutende Frauen. Das war ein unbedeutendes Leben. Und wenn der Mann einen Unfall hat, dann sind diese Frauen ganz hilflos. Die Frau, die gekämpft hat, um ihr Leben zu verdienen, weiss, wie man mit Schwierigkeiten fertig wird. Diese Frau ist viel stärker.

Es gab Frauen, deren Kinder noch klein waren, als der Mann in den Krieg eingezogen wurde. Manche Männer sind nicht zurückgekommen. Diese Frauen mussten hart arbeiten, um ihre Kinder grosszuziehen. Sie gaben sie zu einer Tagesmutter, wenn ihre eigene Mutter sie nicht nehmen konnte. Viele Frauen haben sich zugrunde geschuftet. Sie haben viel mitgemacht, und es gab keine Unterstützung wie heute.

5. Berühmte Frauen im Krieg waren Madame Delattre und Madame Leclerc¹ 2. Es waren grosse Damen, die es immer vermieden haben, dass man von ihnen sprach. Ich ging in die Filme mit Victor Francen, Louis Jouvet, den grossen Künstlern dieser Zeit. Man mochte die Filme, in denen sie spielten, gern, weil sie immer ein bisschen das Leben von jemandem erzählten. Heute haben die Filme mit dem normalen Leben nichts mehr zu tun. Man ist immer im Bett, küsst sich ab. Am Ende ist das langweilig. *La grande Illusion*¹, *Carnet de Bal*, diese guten Filme habe ich alle gesehen. Ich ging zweimal in der Woche ins Kino.

6. Während des Krieges sagte man sich: «Ich muss mich vor dem da in Acht nehmen, denn wenn etwas passiert, weiss man nicht, ob er auf Seiten der Deutschen ist.» Man konnte niemandem trauen. Vor allem wegen des Geldes. Sogar in der Bretagne haben sie Flüchtlingen für Wasser Geld abgenommen. Der Krieg hat den Charakter der Leute verändert. Das Geld war das wichtigste, und seitdem ist es so geblieben. Ich kenne ein Restaurant gegenüber der Seine, *Le Coq Hardi*. Der Besitzer hatte reiche, Jüdische Kundschaft. Während des Krieges kamen die hohen Tiere der deutschen Besatzung zu ihm. Er besorgte den Juden Ausweise, damit sie nach Ameri-

¹ *Madame Delattre* und *Madame Leclerc* waren Frauen französischer Generäle.

² *La grande Illusion* ist ein berühmter Film von Jean Renoir aus dem Jahre 1937 mit Erich von Stroheim und Pierre Fresnay über die tragische Begegnung zwischen einem deutschen und einem französischen Offizier im Ersten Weltkrieg.

ka gehen konnten. Er nahm ihnen den Schmuck ab, um ihn angeblich in Sicherheit zu bringen. Hintenherum zeigte er die Juden an. Es war bekannt, denn die Leute, die im Autobus am *Coq Hardi* vorbeifuhren, ballten die Faust. Die Fragen 7 und 8 wurden nicht beantwortet.

9. Einmal hatte ich Angst, weil ein angetrunkenes Mädchen in das Restaurant gekommen ist, in dem ich arbeitete. Sie fing an, die Deutschen zu beschimpfen. Oft war ein Deutscher da, der einen hohen Grad hatte und der zur Polizei gehörte. Er war ein Adeliger, kam in Zivil und war immer sehr nett zu uns, das muss ich schon sagen. Ihm haben wir es zu verdanken, dass wir nicht festgenommen worden sind, als die deutsche Polizei kam. Wir haben ihn gefragt: «Wie kommt es, dass Sie so gut französisch sprechen?» Er antwortete: «Vor dem Krieg bin ich oft nach Frankreich gekommen. Meine Frau hatte hier ein Hutgeschäft.» Da habe ich ihm gesagt: «Vielleicht sind Sie ein kleiner Franzose vom letzten Krieg?» Und wir haben gelacht. Eines Tages in der Métro höre ich ‚Aline, Aline!‘ rufen. Ich sehe mich um, und da ist mein Deutscher mit lauter Orden. Das war er – in Uniform gekleidet. Ich sagte mir: «Verflixt! Ich hoffe, es erkennt mich keiner! Ich hoffe, die Bahn kommt gleich, damit ich schnell weg bin!»

MADELEINE DISSAIS

1. 1915 war ich drei Jahre alt. Ich kann mich noch genau daran erinnern, als die Amerikaner gekommen sind. Sie haben uns Kaugummi und Schokolade geschenkt, und das war toll, denn wir bekamen nie Süßigkeiten.

Mein Vater war eingezogen worden, und meine Mutter ging jeden Monat nach Bordeaux, um seinen Sold abzuholen. Sie fuhr morgens mit dem Zug ab und war abends zurück. An diesem Tag liess sie uns allein. Vor allem verbat sie uns, auf die nahe gelegene Landstrasse zu gehen. Wir verbrachten den Tag in Vorfreude auf ihre Rückkehr. Diese Rückkehr war ein wunderbarer Moment. Denn unsere Mutter brachte jedem von uns immer eine Überraschung mit. Sie trug ein Netz, und wir konnten schon von Weitem sehen, was sie darin hatte.

Apfelsinen, die waren damals etwas Aussergewöhnliches, Schokolade, Kekse, Murmeln für meine Brüder und ein kleines billiges Geschenk für mich. Dieses ist eine der schönsten Erinnerungen meiner Kindheit! Als Mutter zu Hause ankam, sprangen wir um sie herum, sie musste ihr Netz auf die Erde legen, und wir plünderten es mit Eifer aus.

Es war unbeschreiblich. Meine Grossmutter, eine strenge Frau, nörgelte: «Meine arme Louise, du solltest lieber dem da, der barfuss läuft, ein Paar Schuhe kaufen!» Meine Mutter antwortete: «Oh, Mutter, das stimmt schon, aber wenn die Kinder gross sind, dann erinnern sie sich an das, was ich ihnen hier mitgebracht habe. Ein Paar Schuhe vergessen sie schnell.» Und sie hatte recht, denn mir kommen noch heute die Tränen, wenn ich davon erzähle.

2. Während des Zweiten Weltkrieges haben wir furchtbar an Lebensmittelknappheit gelitten. Mein Mann wurde nur in den ersten Kriegsmonaten eingezogen. Wegen der drei Kinder wurde er zehn Jahrgänge zurückgestuft und nicht an die Front geschickt. Im Januar 1940 sprach man darüber, dass die Männer mit drei Kindern an die Front geschickt werden sollten, es sei denn, sie könnten einen Schwangerschaftsnachweis vorbringen und so beweisen, dass ihre Frau ein viertes Kind erwartet. Ich habe nicht gezögert und mir ein viertes Kind machen lassen. Als im Juni der Waffenstillstand kam, da habe ich mir gesagt: «Nun, da es passiert ist, bekomme ich das Kind einfach.»

Die Frauen arbeiteten in den Fabriken so gut sie konnten; sie arbeiteten auch auf den Feldern, um die Männer zu ersetzen, und es war harte Arbeit. Für mich hat sich in dieser Zeit nicht viel verändert. Ob mein Mann da war oder nicht – ich habe immer die Zügel des Haushalts geführt.

1939 war mein Mann Strassenbahnschaffner. Sowie die Männer eingezogen wurden, nahmen sie Frauen. Ich habe die Stelle meines Mannes genommen und bin ein Jahr lang Strassenbahn gefahren. Als mein Mann zurückkam, hat mir die Strassenbahngesellschaft vorgeschlagen, mich zu behalten. Aber mit dem Baby habe ich nicht mehr gearbeitet. In dieser Zeit waren die drei Ältesten auf dem Land. Das hat sie vor den Bombenangriffen geschützt. Sobald es möglich war, habe ich meine Kinder wieder zu mir genommen. Ich war nicht

glücklich ohne sie, und sie waren nicht glücklich ohne mich.

Zwischen 1941 und 1943 gab es gar nichts zu essen. Da habe ich Erinnerungen in meinem Gedächtnis, die sich nie auslöschen lassen. Es war 1943, wir hatten für alles Lebensmittelkarten, sogar für Gemüse. Eines Tages habe ich meine Rationen abgeholt. Einen halben Kohl, ein paar Mohrrüben und eine Kohlrabi habe ich dafür bekommen. Und das für sechs Personen. Als die Kinder aus der Schule kamen, hatten sie Hunger. Ich habe den Kohl, die Rüben und alles zusammengekocht und den Kindern gesagt: «Wenn ihr jetzt esst, dann habt ihr heute Abend nichts mehr. Also geht lieber spielen. Wir machen ein frühes Abendbrot, und dann geht ihr ins Bett.» Beim Einschlafen hatten sie noch Hunger. «Mutti, ich habe Hunger!» Es ist die traurigste Erinnerung meines Lebens. Nichts konnte ich ihnen geben, nicht die kleinste Brotkrume. Da bin ich zu meiner Nachbarin, der Bäckerin, gegangen, um sie um etwas Brot zu bitten. Die Arme war von allen Seiten so geplagt, dass sie, als ich auch noch kam und sagte: «Fräulein Yvonne, haben Sie nicht ein wenig Brot für mich?» mich anfuhr: «Aber was habt ihr denn alle!? Wo soll ich das Brot denn hernehmen?» So bin ich ohne Brot nach Hause gegangen. Nach ein paar Tagen ruft sie mir auf der Strasse zu: «Ich sehe Sie nicht mehr, Frau Madeleine! Haben Sie den Bäcker gewechselt?» Ich sagte ihr: «Nein. Aber als ich letztens abends zu Ihnen kam, da haben Sie mich zum Teufel geschickt.» Natürlich habe ich da geweint. «Und seit drei Tagen haben Sie kein Brot für die Kleinen?» sagte sie. «Ja sicher, woher soll ich es denn haben?» Da kamen auch ihr die Tränen, und wir haben zusammen geweint, und seit jenem Tag habe ich wenigstens immer etwas Brot bekommen.

Einen Winter habe ich Glück gehabt. Ich habe von einem Bauern 600 kg Kartoffeln kaufen können. Überall hatte ich sie: unter den Betten, in Kisten, überall. Sie trieben durch die Matratzen hindurch Keime. Manche faulten, und es stank. Man musste sie andauernd auslesen. Wir haben sie gekocht, gebacken, als Brei gegessen, und als wir Rinderschmalz hatten, haben wir sie als pommes frites gegessen, was wir sehr gut fanden.

Ab 1943 hatte sich der schwarze Markt organisiert. Es gab geheime Schlachthäuser. In der Nacht holte mein Mann ein

viertel Rind. Als er zurückkam, legte er das Fleisch auf den Tisch, und ich zerschnitt es mit einer Säge und allen möglichen Werkzeugen. Es verkaufte sich schnell. Der Verdienst, den ich hatte, war das Fleisch, das ich mir so für meine Kinder leisten konnte. Es hat nicht lange gedauert, weil wir angezeigt worden sind. Aber die Polizei war unser Komplize, sie kauften unser Fleisch. Die Polizisten sagten zu meinem Mann: «Mache dir keine Sorgen. Wenn etwas schief geht, sagen wir dir Bescheid.» Eine Nacht hat es geklopft. Ich hatte immer Angst, dass es die Deutschen sein könnten. Es war die Polizei, die uns sagte, dass man die Schlächter gefangen genommen hatte.

3. Ich hatte in meiner Ehe grosse Sorgen. Mein Mann hatte einen Hang zum Trinken. Er war kein richtiger Alkoholiker, aber er hätte nie mit dem Trinken anfangen sollen. Er vertrug es nicht. Es war ein Verhängnis. Er trank aus Mangel an Nahrung und von der Schwerarbeit erschöpft. Das nahm ihn wiederum mit, und ich schrie ihn an. Indirekt hat so der Krieg zur Zerstörung unserer Ehe beigetragen.

4. Der Platz der Frau ist im Hause. Es war unsere Berufung. Man heiratete, um Kinder zu bekommen, um eine Familie zu gründen. Ich habe nur gearbeitet, als es wirklich nötig war, während des Krieges, als mein Mann krank war, oder weil ich unbedingt zuverdienen musste. Aber ich wäre lieber zu Hause geblieben, um meine sechs Kinder zu erziehen. Meine ältesten Kinder habe ich so erzogen. Ich arbeitete zu Hause, nähte für auswärts, machte meinen Haushalt. Wenn die Kinder aus der Schule kamen, war die Mutter da. Sie erkennen an, dass das sehr wichtig für sie war. Die zwei Jüngsten haben das nicht gekannt, weil ich ausserhalb arbeiten musste. Es hat ihnen sehr gefehlt.

5. Ich kenne keine Frauen, die in der Résistance waren. Ich kenne keinen, der den Juden geholfen hat. Am Anfang wusste ich nichts von der Résistance, sonst hätte ich mich sicher engagiert, so patriotisch war ich. Bei der Strassenbahn gab es besondere Fahrkarten für die Deutschen. Sie brauchten nicht zu zahlen. Das war ein Abkommen zwischen der Besatzung und der Verwaltung. Aber ich gab ihnen die Freikarten nicht, und ich beschimpfte sie. Meine Kameraden sagten: «Eines

Tages nehmen sie dich mit und bringen dich in das Gefängnis von Fort du Ha.»

6. Ich bin sicher, dass die Frauen versuchen würden, den Krieg zu verhindern. Von Natur aus sind wir Pazifistinnen, überlegter, vernünftiger als die Männer. Der Krieg ist ein Grauen und hat den Menschen nie etwas gebracht. Die Männer, die für den Krieg verantwortlich sind, sind wahrhaft unverantwortlich. Wenn es wieder Krieg gäbe, wäre es schmerzlich für mich, meine Kinder in den Krieg ziehen zu sehen.

Aber ich fände es selbstverständlich, dass sie ihr Vaterland verteidigen. Ich bin eine Frau, ich würde alles tun, um mein Land zu verteidigen, aber zugleich würde ich alles tun, um den Krieg zu verhindern.

Frage 7 wurde nicht beantwortet.



Frau in der Pariser Befreiungsarmee FFI (Forces Françaises de l'intérieur, 1944).

8. Ab 1940 begannen die Denunziationen; es war etwas Schreckliches. Ich habe Kommunisten gekannt, die bei der Gestapo angezeigt worden sind und erschossen wurden.

9. Während des Krieges war das Leben nicht leicht. Früher habe ich den ganzen Tag laut vor mich hin gesungen – seit 1939 nie wieder.

MADAME LEHMANN

1. 1914 hat mich am meisten das Krankenhaus beeindruckt. Ich war sechzehn Jahre alt und arbeitete mit meiner Mutter, die eine ganze Abteilung unter sich hatte. Sie pflegte die Schwarzen, die Belgier, die Nordafrikaner, die, die keiner wollte. Ich habe da Dinge erlebt, so schrecklich, so traurig, in jeder Beziehung. Arme Eltern, die inmitten des grauenhaftesten Gestanks tagelang am Bett ihres Kindes wachten, das an Blutvergiftung starb. Das hat mich verändert, hat mich stark gemacht. Da mein Vater nicht wollte, dass ich dieses tue, dass ich jenes tue; dass ich studiere, dass ich arbeite, habe ich beschlossen, mich sozial zu betätigen. Und das hat mich wirklich interessiert.

Meine Mutter hat die Schwierigkeiten des Krieges sehr mutig überlebt. Das Leben hatte sich natürlich für alle verändert. Aber meine Mutter war eine ziemlich verwöhnte Frau, und auf einmal hatte man nicht mehr so viel Bedienung und auch weniger Heizung. Und man hatte Mühe, sich Lebensmittelkarten zu besorgen. Vor allen Dingen lebte man in Sorge. Meine Mutter hatte drei Brüder an der Front, und wir warteten auf ihre Briefe.

Nach der Arbeit im Krankenhaus von Grandville in der Normandie bin ich nach Paris zurückgekehrt und habe meine Literaturstudien wieder aufgenommen. 1918 habe ich mich, wie alle, ins Tanzen gestürzt. Jeder tanzte, sogar die alten Leute, und natürlich noch mehr die jungen. Mit dem Tanzen hat das zwei Jahre lang gedauert.

Sehr wenige von uns haben 1917, 1918 mitbekommen, was der Krieg für die Zivilbevölkerung bedeutet. Sie ist das wirkliche Opfer des Krieges. Diese armen Leute, die man wie Vieh in die Züge stopfte, schon fast tot, waren ein so trauriger,

so unmenschlicher Anblick. Wenn sie abends in Evian ankamen, war es der Pfarrer, der sie empfing. Die des anderen Zuges wurden vom Bürgermeister begrüsst. Man liess sie die Marseillaise singen. Es war tragisch. Am Anfang des Zweiten Weltkrieges habe ich zu meinem Mann gesagt: «Es wird ein Krieg der Zivilen sein.» Und so war es auch.

2. Vor 1914 waren wir rachsüchtig, fahnenfreundlich. Ich war doppelt beeinflusst, weil mein Grossvater aus Ostfrankreich kam und den Krieg 1870 mitgemacht hatte. Ich hatte das Gefühl, dass mein Rachewunsch berechtigt war, weil ich nicht direkt beteiligt war. 1940 habe ich mir das nicht erlaubt, denn da war ich direkt beteiligt. Mein Mann ist von den Deutschen verhaftet worden. Er wurde 1942 umgebracht. Trotz der Zeit, die inzwischen vergangen ist, fällt es mir schwer, davon zu sprechen. Meine Kinder habe ich nicht mit einem Hassgefühl im Herzen erzogen. Niemals! Ich habe sie erzogen im Sinn der Bewunderung, die sie ihrem Vater schuldeten, im Sinne des Vorbildes, das er ihnen gegeben hat. Ich wollte, dass sie Männer sind wie er. Nie ist ein Wort des Hasses über meine Lippen gekommen. Ich hatte nicht das Recht dazu. Ich hätte mich an manchen Leuten rächen können, die an mein Portemonnaie gegangen sind, aber ich fand das unwichtig.

Nach der Befreiung habe ich erlebt, dass Menschen ungerecht verfolgt wurden, oft aus finanziellen Motiven. Was mich sehr verletzt hat, das waren die Franzosen, meine Landsleute, die so viel Mieses getan haben. Ich sagte mir: «Es gibt viele, die Gutes getan haben. Man muss nur diese sehen und die anderen vergessen.»

Während des Krieges habe ich mich um unser Familienunternehmen, die Ateliers Lefranc, gekümmert. Es hat Spass gemacht, und ich habe viele Freunde gewonnen, die ich bis heute behalten habe. Wegen des Todes meines Mannes wurde ich zur Verwalterin benannt. Ich besass zu dieser Zeit ein Drittel der Gesellschaft. So konnte ich die Waage aus dem Gleichgewicht bringen. Deshalb mussten die beiden anderen Teilhaber, meine Vettern, mir schmeicheln und mir sagen, dass ich sehr intelligent sei.

Ich habe erfahren, dass alte, treue Kunden von uns, wie Waroquier und Asselin, Maler dieser Zeit, unseren Einzelhändlern Eier und Butter bringen mussten, um Aquarellfar-

ben kaufen zu können. Ich habe gesagt: «Der Spass hat lange genug gedauert. Unsere alten Kunden sollen zu uns kommen. Man wird ihnen Farben geben, und sie brauchen sich nicht mehr die Nahrung vom Mund abzusparen.» Ich habe eine kleine Inspektionsreise gemacht, von einem Kunden zum anderen. Ich war bei Gen Paul, bei allen Malern dieser Zeit, habe mich mit vielen angefreundet und ihnen Bilder abgekauft.

Der Schwarzmarkt funktionierte nach dem Prinzip von Mund zu Mund. Zum Beispiel sagte eine Freundin: «Ich kenne einen, der Nudeln verkauft. Ganz toll.» Dann kam der Mensch zu einem. Es war unbeschreiblich. Man sah unglaubliche Typen. Ich hatte einen Halbargentinier, der mir sagte: «Wissen Sie, der Schwarzmarkt ist mein Lieblingshobby.» Ich glaube, der arme Kerl ist im Gefängnis gelandet.

Ich habe bemerkt, dass mein Sohn Albert von einem viel älteren Jungen verleitet wurde, in die Résistance zu gehen. Albert war dazu zu jung. Er war achtzehn und hatte gerade sein Abitur gemacht. Ich fand, dass mein Mann es nicht gewollt hätte. Oder sagte ich mir: Ich habe meinen Mann verloren, ich will meine Kinder behalten!? Es ist möglich.

Vielleicht waren es beide Gründe. Ich habe Albert in die Schweiz geschickt. Nachts, übers Wasser, in einem Boot ist er über die Grenze gegangen. Ich habe ihn erst nach der Befreiung wiedergesehen.

Marcel war dreizehn Jahre alt, ein Alter, in dem man viel wächst. Ich konnte ihn nur schwer ernähren. Ich habe ihn in die Landes geschickt, mit meiner alten Zofe. Er ist ein Jahr dort geblieben. Ich besuchte ihn von Zeit zu Zeit. Marcel hing sehr an mir, und die Trennung ist ihm sicherlich schmerzhaft gefallen. Glücklicherweise hatte er diese Frau bei sich, die ihn seit der Geburt kannte, die ihn sehr gern mochte und mit der er sich begnügt hat.

Den ersten Winter habe ich meine Kinder mit Fisch ernähren können, weil ich mich mit einer Fischhändlerin angefreundet hatte, die wirklich lieb war. Ich musste Schlange stehen, wie alle anderen, aber ich kam mit Fisch zurück. Und es gab die Pakete vom Land. Ein gewisser Fleischer hat mir zwei Jahre lang regelmässig Fleisch geschickt. Ich habe den Herren nie kennengelernt. Dann hatte ich noch eine Bretonin, die mir Butter schickte. Sie war die Freundin meiner Köchin, die

achtundzwanzig Jahre bei mir gearbeitet hat. So etwas gibt es heute nicht mehr. Ich hatte auch eine Tante, die mir Eier schickte. Und ich habe eine Abmachung mit meinem Vetter gemacht, der einen grossen Besitz an der Loire hatte.

Er gab an, dass er mir ein Feld vermietet hatte, so dass er mir Kartoffeln schicken konnte. Das alles war nicht überwältigend, aber ich habe mir ganz schön zu helfen gewusst. Ich war jung, nie müde. Es machte mir nichts aus, Schlange zu stehen oder Fahrrad zu fahren.

3. Nach dem Krieg hat jeder seinen Platz wieder eingenommen, war alles wieder beim alten. Was mich am meisten entmutigt hat, war, bei der ersten Einladung zum Abendessen nach dem Krieg dasselbe Menü wiederzufinden, dieselben petit-fours und dasselbe schlechte Mokka-Eis.

4. Im Ersten Weltkrieg waren die Schwierigkeiten auf dem Lande noch sichtbarer als in der Stadt. Dieser Krieg wurde von den Bauern gemacht. Man braucht nur auf den Denkmälern der kleinsten Dörfer Frankreichs die Zahl der Toten zu sehen. Es waren alles Bauern. In der Vendée habe ich Frauen gesehen, die zwei, drei Jahre lang grosse Güter mit einem einzigen vierzehnjährigen Burschen bewirtschaftet haben.

Später hat man ein paar Gefangene hingeschickt. Leider hat es manchmal Scherereien gegeben, wenn der Ehemann zurückkam.

Auf dem Lande trägt die Frau grosse Verantwortung. Der Mann kümmert sich um die Felder, das Säen usw. Die Frau verwaltet das Geld. Sie führt die Wirtschaft. Sie muss mit dem Geld, das die Schweine und das Geflügel einbringen, die Kleidung für alle bezahlen und alle ernähren. Das war auf dem Lande immer sehr deutlich. Die Frau ist Herrin im Haus.

Der Mann ist gut und brav, er arbeitet viel, aber es ist die Frau, die über alles bestimmt.

5. Während des Krieges habe ich nur Frauen gekannt, die sich gut verhalten haben. Aber keine war aussergewöhnlich. Es gab bestimmt welche, die Bewundernswertes getan haben, aber wir wussten es nicht. Da kann man eine Parallele zu bestimmten Deutschen ziehen, die sagten: «Ich habe von nichts gewusst.» Ich will folgende Geschichte erzählen: Wir

hatten einen Freund der Familie, der im Ersten Weltkrieg junger Offizier war. 1940 war er Leiter eines Rangierbahnhofes. Er wurde, wie alle anderen, gefangengenommen und als *ancien combattant* im September 1941 mit verletzten Offizieren nach Hause geschickt. Er hat sein altes Leben wieder aufgenommen. Eines Tages erklärte er mir: «Ein französischer Offizier ist sich etwas schuldig. Ich zum Beispiel, ich machte in der Gefangenschaft jeden Morgen meine Gymnastik, dann wusch ich mich mit kaltem Wasser und wusch auch jeden Tag meine weissen Handschuhe. Ich wollte, dass ein französischer Offizier gegenüber den Deutschen doch nach etwas aussieht.» 1941,1942,1943,44,45. Am Ende des Krieges fragte er mich: «Sag' mal, hast du davon gewusst, dass es die Résistance gab?»

Ich habe Leute in der Résistance gekannt, die man auch die ‚Kleine‘ Résistance nannte. Ich habe jüdischen Freunden geholfen. Ich habe ihnen falsche Papiere ausstellen lassen, ich



Französin in der Resistance – verbirgt Waffen im Kinderwagen.

habe sie beherbergt. Es ist nicht viel, und man redete nicht von dem, was man tat. Und nach dem Krieg, warum davon reden?

In der Zeit der Befreiung hat man geradezu brutales Handeln gegen die Kollaborateure und als solche Verdächtige beobachten können, darunter ekelhafte persönliche Rachen. Als ich während des Kriegs nach Compiègne ging, um zu sehen, was in diesem grauenvollen Lager vorging, fuhr ich im Zug – zweiter Klasse, weil die erste Klasse voller Deutscher war. Da habe ich ein Gespräch zwischen zwei Frauen gehört. Die eine sagte: «Weisst du, die X da bekommt ein Viertel Milch, auf die sie kein Recht hat. Aber das regeln wir alles nach dem Krieg!» Da habe ich mir gedacht: «Nach dem Krieg wird's sicherlich hoch hergehen.» Und so war es auch.

Und da habe ich dann beschlossen, gewisse Leute zu verteidigen. Ich hatte einen Freund, der als angeblicher Kollaborateur einen Prozess bekommen hat. Man wollte ihn an Stelle des Leiters der Zeitung, für die er arbeitete, verfolgen. Er wiederum wollte seinen Chef nicht verleugnen. So hat er gesagt: «Ich habe dasselbe Los wie er.» Er bekam einen harten Prozess, ist aber mit heiler Haut davongekommen. Ich habe für ihn gezeugt. Es waren gute Leute, die während des Krieges eine Menge getan haben. Seine Frau hat mich angerufen, ich habe sie beraten und ihren Mann bei mir versteckt. In der Zeit war es wichtig, nicht von den Franzosen geschnappt zu werden.

6. Ich bedauere, sagen zu müssen, dass ich dem Pazifismus der Frauen nicht traue. In all diesen Zeiten, wo sie etwas für das Urwichtigste hätten tun können – verhindern, dass man ihre Kinder, Männer, Geliebte nimmt –, haben sie nichts getan.

Die Frau hat das Recht, Schwangerschaften zu unterbrechen, die nicht gewünscht sind, Kinder nur zu bekommen, wenn sie sie haben will und kann. Die Frau muss Herrin über ihren Leib sein. So denke ich, seit ich zwanzig Jahre alt bin, also werde ich mich nicht mehr verändern. Aber für mich kommt es erst einmal darauf an, zu wissen, wer die moderne Frau ist, denn ich kenne sie kaum. Im Moment ist sie ein wenig so, wie sie ein jeder haben möchte. Sie sucht, sie will ihre Freiheit, sie will dies, sie will jenes. Aber was

ist ihr eigentliches Ziel? Ich bin ohnehin etwas besorgt, weil die Frau so stark ist und die armen Männer es so wenig sind. Auch bekümmert mich die Freiheit, die man heute so jung hat. Sicherlich bin ich im Unrecht. Zwar bin ich nicht dafür, dass die jungen Mädchen bis ins hohe Alter Jungfrauen bleiben, wie zurzeit meiner Grossmutter, wo sie strickend neben Mama sass. Aber ich frage mich, ob diese grosse sexuelle Freiheit, die man heute so jung hat, eine wirkliche Befreiung bedeutet.

7. Ich glaube, dass es möglich ist, dass Frauen den Faschismus sowie den Kommunismus unterstützen. Die Frau tritt viel stärker in eine Bewegung ein. Ich habe das bei den *Croix de feu*¹ einer faschistisch orientierten Bewegung, die wir in Frankreich hatten, beobachtet. Auch wenn ich manchmal zu Frauentreffen ging, sagte ich mir auf dem Weg nach Hause: «Mein Gott, es wäre gut, wenn sie nicht merken würden, dass ich nicht so bin wie sie. Sie würden mich zerschnitzeln.» Die Frau wird schnell fanatisch, wie die Frauen zurzeit der Revolution, weil sie mehr Kraft hat als die Männer. Und wenn es nötig ist, ist sie es, die die Kerle antreibt.

8. Im Ersten Weltkrieg gab es keine Kollaboration. Man kann Kriege nicht vergleichen, aber dieser war ein heroischer Krieg, der noch den Napoleonischen Kriegen ähnelte. Im Vergleich dazu war der Zweite Weltkrieg furchtbar, weil es Pétain gab und Laval² und Franzosen wie Darquier de Pellepoix³ und seine Freunde, darunter der Polizeikommissar meines Viertels. Diese waren widerliche Leute, die einem einen Personalausweis mit dem Wort Jude darauf ausstellten, nur weil es ihnen Spass machte. Manche arbeiteten Hand in Hand mit der Gestapo.

Um seine arische Herkunft zu beweisen, musste man Geburtschein, Taufschein, Beerdigungsbescheinigung vorweisen können. Es war nicht so einfach. Ich war beim Pfarrer

¹ *Croix de feu* ist eine rechtsradikale Organisation der 30er Jahre, geführt von Colonel de la Roque.

² Pétain war Staatschef und Laval Ministerpräsident der Regierung von Vichy, die mit Hitler kollaborierte und 1940 den Waffenstillstand schloss.

³ Darquier de Pellepoix war Kommissar für jüdische Angelegenheiten unter der Vichyregierung. Er hat mit Polizei und Gestapo zusammengearbeitet und sehr viele Juden an die Deutschen ausgeliefert.

in der Kirche Saint-Roch, wo meine Grossmutter väterlicherseits beerdigt ist. Der Pfarrer sagte mir: «Es tut mir leid, Madame, aber der einzige Band, der uns fehlt, ist der des Jahres, in dem Ihre Grossmutter beerdigt wurde.» Da sagte ich: «Aber Herr Pfarrer, Sie sind für diese Bände verantwortlich, und Sie wissen, dass, wenn Sie mir diese Bescheinigung nicht geben, Sie mich dazu verurteilen, vielleicht morgen verschleppt zu werden.» Und trotzdem hat er mir die Bescheinigung nicht gegeben. An einem bestimmten Augenblick war alles so kompliziert, dass ich zu einem Freund von Herrn Darquier de Pellepoix gehen sollte, der die Macht hatte, einen für arisch zu erklären. Man musste zuerst 20'000 Francs zahlen, sich dann ausziehen und um einen Tisch herumhopsen. Dann erklärte er einen für arisch. Diese Leute waren Kranke. Für meine Kinder hatte ich dieselben Sorgen. Man musste seine Papiere Leuten anvertrauen, die kaum schreiben konnten. Ich sagte mir: «Mein Gott, wenn sie sich verschreiben...!» und hatte Todesängste.

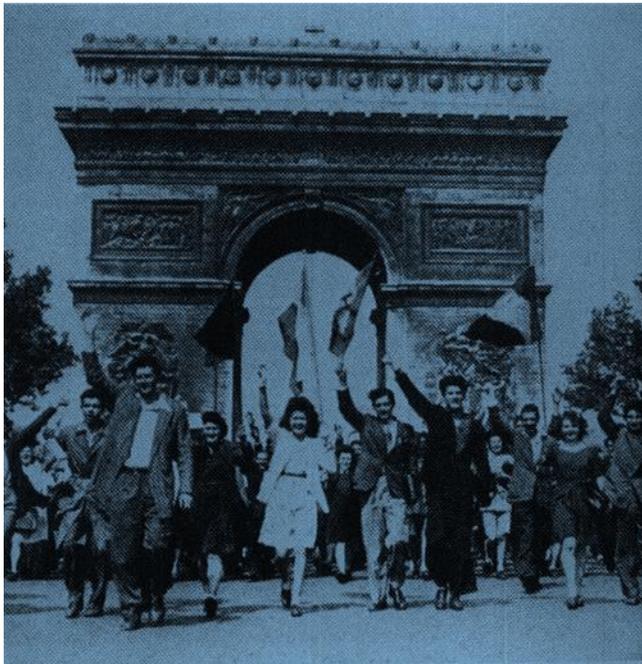
9. Man lebte viel verbundener mit Freunden und Familie. Es gab eine Art Herzlichkeit, man lebte nicht so auseinander wie heute. Wir hatten dieselben Sorgen, dieselben Ängste. Natürlich gab es einerseits die Pétainisten und andererseits die, die für *La France libre* waren. Das Furchtbarste war das wegen Pétain zweigeteilte Frankreich, wovon wir immer noch nicht geheilt sind. Auch wenn man heute davon spricht, flammt noch der alte Hass wieder auf.

Man kann keine gute Erinnerung an den Krieg haben. Aber es gab Menschen, die wirklich gut zu mir waren, und wir sind nach dem Krieg Freunde geblieben. Das hat mir grosse Freude gebracht. Aber man lebte in ständiger Angst. Trotzdem war ich stärker als im Ersten Weltkrieg, obwohl ich meinen Mann verloren hatte, obwohl ich von meinen Kindern getrennt war.

Ich hatte so viel um mich herum zu tun, so vielen Menschen zu helfen, dass ich gar nicht gemerkt habe, wie tief ich die ganze Zeit in Angst gelebt habe.

Ich bin von einem finanziellen Standpunkt her gesehen nicht gut aus dem Krieg herausgekommen, weil ich mich, als es auf die materiellen Verluste ankam, nicht verteidigt habe. Diese Verluste waren nur relativ, und sie hatten ihren Sinn für mich

verloren. Aber ich bin ohne Hass aus dem Krieg gekommen, und ich glaube, dass ich mich deshalb wieder aufbauen konnte. Man muss es wollen, und ich habe es im Andenken an meinen Mann gewollt, der Hass nicht kannte. Er war ein wunderbarer Mann.



Die Befreiung von Paris.

III. Und was lernen wir daraus?

Aus den Berichten wird sehr deutlich, dass alle sechs Frauen durch die beiden Weltkriege stark geprägt wurden. Vor allem der Erste Weltkrieg, in dem sie als junge Mädchen zum ersten Mal in ihrem Leben mit Hunger, Tod, Elend und Grausamkeit konfrontiert wurden, hat sie emotional sehr getroffen. Während des Zweiten Weltkrieges hingegen waren sie schon gefestigte Frauen mit Kriegserfahrungen.

Ersatz ist das Schlüsselwort für die Rolle der Frau im Krieg. Ihre Leistungen, ihre Arbeit, ihr Mut werden nicht direkt als ihre eigenen anerkannt, sondern in Bezug auf den Mann als Ersatzleistungen gesehen. Deshalb kann auf Ruhm und Ehre später verzichtet werden, und deshalb sehen die Frauen selbst ihre Leistungen nur als Ersatz an – allerdings sehr häufig verbunden mit dem Wissen um ihre eigenen Stärken und Fähigkeiten und um die Schwächen und Unfähigkeiten der Männer.

Bei der Aufzählung der Toten, der Kosten, der Helden und Medaillen kommen Frauen kaum vor. Nur durch mühsames Suchen findet man Daten und Informationen über die politische und ökonomische Rolle der französischen Frauen in den beiden Weltkriegen.

Landläufig wird davon ausgegangen, dass erst mit dem Ersten Weltkrieg die Frauen angefangen haben, in den Fabriken zu arbeiten. In Wirklichkeit war Frauen- und Kinderarbeit seit der Industrialisierung weit verbreitet. Nur in Krisenzeiten, wie vor dem Ersten Weltkrieg, werden die Frauen zurückgeschickt, zu den drei K's – Kinder, Küche, Kirche. Die Frauen bilden eine elastische, zahlreiche und unendlich anpassungsfähige *ökonomische Reservearmee*, die vor allem in Kriegszeiten eingesetzt wird. So sind 1914 32% der Fabrikarbeiter Frauen, und zu Ende des Krieges steigt die Zahl auf 40% an. Auch diese zusätzliche weibliche Arbeitskraft stammt aus der Arbeiterbevölkerung und nicht aus dem Bürgertum, die zur

Unterstützung des Vaterlandes Schwerarbeit leistet, wie die Propaganda für Frauenarbeit aus dieser Zeit glauben macht.

Die Frauen, die schon immer gearbeitet haben, sind also Arbeiterfrauen. Was sich für sie in den Kriegsjahren verändert hat, ist, dass sie nach einer kurzen Anlernzeit und der Prüfung ihrer *moralischen Gesinnung* als qualifizierte Arbeitskräfte eingesetzt wurden, die die Männer ersetzten, und zum ersten Mal für gleiche Arbeit gleichen Lohn erhielten. In der Metallindustrie arbeiten über eine halbe Million Frauen, allein bei Renault und Citroën sind 60% der Arbeiter Frauen. Es wurde gesagt, dass die Frauen Frankreichs ihr Land mit schmelzenden Metallen nährten.

Die grossen feministischen Bewegungen nutzten diese einmalige Situation, dass das Vaterland auf massenhafte Frauenarbeit absolut angewiesen war, aus, um ihre Ideologie, ihren Kampf für die Arbeit der Frau durchzusetzen. Dieses war nur möglich, weil der Bedarf der Nation und das Ziel der Feministinnen übereinstimmte. So wurden bis zu Ende des Krieges einige Arbeitserleichterungen durchgesetzt; ein freier Tag in der Woche, Sonderurlaub, wenn die Ehemänner für ein paar Tage nach Hause kamen. Frauen bekamen zum ersten Mal das Recht, in Nachtschicht zu arbeiten, was vorher aus moralischen Gründen verpönt und verboten war; dadurch reduzierte sich die Arbeitszeit von 12 auf 10 Stunden, was ihnen erlaubte, tagsüber ihre Kinder zu versorgen.

Um die Produktivität zu erhöhen, wurden Kontrollsysteme eingeführt: Stechuhren und Taylorismus vermehrten sich. Die Produktivität in der Schiesspulverindustrie wurde während des Krieges verdreifacht. Um Zeitverluste zu vermeiden, wurden Kinderkrippen in den Fabriken eingerichtet und Räume, in denen die Mütter ihre Säuglinge stillen konnten. Auch wurden in Industriegeländen Holz-siedlungen erbaut, in denen Frauen lebten und gepflegt wurden.

So wurde erreicht, dass auf Kosten und zu Lasten von Frauenarbeit die Produktivität während des Krieges stieg. Der Motor waren auch Patriotismus und soziale Anerkennung für die Frauen. Die Arbeiterin, der man vor dem Krieg nachsagte, dass sie Lasterhaftigkeit und nicht Not von der Familie in die Fabrik treibt, wurde nun zur Heldin. Die



Sie geben ihr Blut.
Gebt Eure Arbeit,
Um Europa vom Bolschewismus zu befreien.

Arbeiterin steht an der Maschine, wie der Soldat an der Front steht. Beide sind verbunden durch den Kampf fürs Vaterland. Bei Rückkehr der Männer kehren viele Frauen zu ihrer *eigentlichen Bestimmung als Frau und Mutter* zurück und lassen die Männer ihre Arbeitsplätze wieder einnehmen. Auch während des Zweiten Weltkrieges kann Frankreich die Abwesenheit und den Verlust der Männer ertragen. Die Frauen ersetzen sie. *Sie tun alles überall*, wie es in der Propaganda für Frauenarbeit heisst. Sie sind Schaffnerinnen und Briefträgerinnen; sie arbeiten im Hafen bei der Be- und Entladung der Schiffe. Im Bau leisten sie Schwerarbeit. Auch im Zweiten Weltkrieg sind es vor allem die Frauen, die die Waffen herstellen. Sie arbeiten an gefährlichen Maschinen und trotz Schwangerschaft mit gefährlichen Chemikalien. Es gab viele Tote und Schwerverletzte unter den Frauen¹.

Auch in der Landwirtschaft werden 80% der Arbeit von Frauen und Kindern geleistet. Frauen pflügen die Felder ihrer Männer, Söhne und Schwiegersöhne. Sie bewirtschaften grosse Felder, versorgen Schafe, Pferde, Kühe und Schweine. Sie beschlagen Pferde, reparieren Mähmaschinen und fahren Traktor. Bäckerfrauen setzen die erkalteten Öfen ihrer eingezogenen Männer wieder in Gang und backen Tag und Nacht Brot für die ausgehungerte Bevölkerung und für die Soldaten an der Front.

Die Frauen organisieren den Alltag, den Schwarzmarkt, den Austausch, damit die Familie genug zu essen bekommt, auch in den Gegenden, wo der Mangel gross ist. Kleider und Schuhe werden aus Vorhangstoff und Gummirädern produziert; kunstvoll und schmackhaft wird ohne Butter, ohne Eier und ohne Milch gebacken. Hunderte von Rezepten werden von den Frauen erfunden, um alles zu ersetzen, was fehlt, um den Tag erträglich zu gestalten.

Auch in den Büros ersetzen Frauen Chefs, sie treffen wichtige Entscheidungen und verwalten Unternehmen. Die ersten studierenden Frauen können ihre juristischen und medizinischen Kenntnisse voll zur Entfaltung bringen.

Auch die jungen und alten Frauen der Mittelschicht, die Damen der Bourgeoisie, des Adels bleiben nicht untätig. Sie werden in die im Krieg anfallenden Arbeiten einbezogen. Sie

¹ In Amerika war es nicht anders, wie der Dokumentarfilm *Rosie the Riveter* von Connie Field zeigt.

organisieren Flüchtlingslager und Waisenheime, sie bilden auf den Bahnhöfen Empfangskomitees, die Verletzte und Heimatlose pflegen, trösten, ihnen gutzusprechen. Das Bild, das allen in Erinnerung geblieben ist, ist das der Krankenschwester. Die Frau als Mutter, Gattin und Schwester ist wie der weisse Engel, der über den Niederungen von Schmerz, Blut und Niederträchtigkeit schwebt. Sie sind es, die Sehnsucht nach einer guten, heilen Welt verkörpern¹.

Alle Frauen sind vom Krieg betroffen, viele werden ohne ihren Willen in den Krieg hineingezogen, keine Frau kommt unverändert aus dem Krieg heraus. Die Frauen, mit denen wir gearbeitet haben, haben zwei Weltkriege durchgemacht. Sie haben gearbeitet und sie haben gelitten. Ohne sie wäre die Produktion zusammengebrochen, ohne ihre Anpassungsfähigkeit und ihren Erfindungsreichtum wäre das tägliche Leben nicht nur schwer, sondern unerträglich gewesen. Aber alle diese Leistungen wurden schnell vergessen, denn die Frauen leben im Schatten der Anonymität.

Was die politische Rolle der Frauen im Zweiten Weltkrieg angeht, so können wir den gleichen Mechanismus verfolgen. Sie sind aktiv an politischen Aktionen beteiligt, oft ohne sich bewusst zu sein, dass es sich dabei um politische Aktionen handelt und meistens ohne eine eigene politische Position zu haben. Dieser Mangel einer explizit politischen Haltung der Frauen erleichtert es der offiziellen Geschichtsschreibung, die Frau als eine ephemere Erscheinung zu begreifen und sie in der Geschichte der Kriege zu übergehen.

Um zu verstehen, warum die Französinen im politischen Geschehen der beiden Weltkriege Randfiguren blieben, muss man sich vergegenwärtigen, dass bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die Frauen, weder das Wahlrecht hatten noch gewählt werden konnten. Sie hatten ohne Genehmigung des Mannes weder das Recht, ein Konto zu eröffnen, einen Scheck auszustellen oder entgegenzunehmen, sich an einer Universität einzuschreiben oder eine Berufstätigkeit aufzunehmen. Die Mehrzahl der Frauen hatten keinen Kontakt zur Politik, denn diese war Männerangelegenheit. Aus dieser Situation heraus ist verständlich, dass die Französinen keinen Widerstand gegen den Krieg geleistet haben, wohl aber

¹ Zu der Analyse der Bedeutung der weissen und auch roten Schwester, vergl.: Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Frankfurt/M. 1.978, Bd. 1, S. 107-161.

im Krieg – gegen den Erzfeind, die Deutschen. Diese Tatsache bringt einen unauflösbaren Widerspruch in der Haltung der Frauen dieser Zeit zum Ausdruck: als Frauen patriotisch und als Mütter pazifistisch zu sein¹.

Ein gemeinsamer Faden zieht sich durch alle Gespräche: Der Unterschied zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. «Beide sind wie Tag und Nacht. Der Erste Weltkrieg ist ein patriotischer Krieg, der Zweite ein politischer.» Im Ersten Weltkrieg haben alle Franzosen ihr Letztes gegeben. Es sollte der letzte aller Kriege sein, gegen den Erzfeind Deutschland, um die Niederlage des Krieges von 1870/71 zu rächen und Elsass-Lothringen wieder zurückzugewinnen. Darin waren sich alle Franzosen, Frauen wie Männer, einig².

Der Zweite Weltkrieg hingegen war ein politischer Krieg, der aus ökonomischen Gründen und aus Machtstreben begonnen wurde. Er wurde nicht vom französischen Volk getragen, denn die Männer sind ohne Begeisterung an die Front

¹ Ob diese Haltung generell für die Frauen im Ersten und Zweiten Weltkrieg zutrifft und damit zur Stärkung des Faschismus in Deutschland und Italien erheblich beigetragen hat, das bedarf einer eingehenderen Analyse. Macciocchis These, dass ohne Unterstützung der Frauen Hitler und Mussolini nicht an die Macht gekommen wären, scheint uns die Widersprüche und Risse in der sozialen Situation der Frauen in der damaligen Zeit nicht genug einzubeziehen. Vergl.: Antonietta Macciocchi, *Jungfrauen, Mütter und ein Führer. Frauen im Faschismus in Italien*, Berlin 1976.

² Um den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zwischen 1914 und 1918 in Erinnerung zu rufen, seien folgende Daten gegeben:

Die Ursachen des Krieges lagen in den machtpolitischen Gegensätzen des europäischen Staatensystems, auch in den französischen Revanchebestrebungen, die Elsass und Lothringen, das sie im Krieg 1870/71 an Deutschland abtreten mussten, wiedergewinnen wollten.

Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand durch einen Serben (28.6.1914). Nach einer Blankovollmacht Deutschlands an Österreich-Ungarn, eines Ultimatum des Deutschen Reiches an Serbien, erklärt Österreich-Ungarn am 28.7.1914 an Serbien, Deutschland am 1.8. an Russland und am 3.8. an Frankreich den Krieg.

Schlacht in Lothringen (Aug. 1914), in der die deutschen Truppen bis über die Marne vorrückten. In der berühmten Marne-Schlacht (Sept. 1914) werden bei einem englisch-französischen Gegenangriff die deutschen Truppen an die Aisne und in die Campagne zurückgedrängt, wo sie bis 1917 im Stellungskrieg bleiben.

Sept. 1917, Generaloffensive der *Entente* und weiterer Rückzug der deutschen Truppen.

Im Oktober 1917 bittet die deutsche Reichsregierung auf Drängen der Heeresleitung den amerikanischen Präsidenten um Waffenstillstand und die Einleitung der Friedensverhandlungen. Dieses geht einher mit dem Zusammenbruch des Kaiserreiches in Deutschland und der Einführung eines parlamentarischen Regierungssystems.

Unterzeichnung des Waffenstillstands im Wald von Compiègne (11.11.1918), der die Räumung von Elsass-Lothringen, die u.a. die Auslieferung der U-Boote und von Kriegsmaterial vorsieht und das Zahlen von Reparationen an Frankreich. Friedensschluss zwischen Frankreich und Deutschland am 28.6.1919 in Versailles.



Demonstration gegen Pétain, September 1944.

gegangen. Und die Frauen nahmen den Kriegsausbruch mit Schrecken und Desillusion hin.

In doppelter Weise gab es zwischen 1940 und 1944 kein einheitliches Frankreich: in politischer und in ideologischer Hinsicht. Bis in die Familien hinein war Frankreich gespalten, und auch heute noch spricht man lieber nicht über diese Jahre.

Politisch gesehen war Frankreich mit dem Waffenstillstand 1940 geteilt: in ein besetztes Frankreich um Paris, die Normandie und die Bretagne und ein freies, offizielles Frankreich, vertreten durch die autokratisch-nationalistische Vichy-Regierung mit Maréchal Pétain und Laval. Die Regierung arbeitete mehr oder weniger mit den Deutschen zusammen. Schon 1940 wurden Gesetze gegen die Juden erlassen, 1941 wurde Juden der Universitätsbesuch verboten, 1942 die

Arbeit von Franzosen in Deutschland gesetzlich festgelegt. So konnte der Waffenstillstand durch Eindringen in *das freie Frankreich* 1942 durch die deutsche Armee verletzt werden, ohne dass die Vichy-Regierung Einspruch erhoben oder gar Widerstand geleistet hätte. Vor allem aber lieferte die Vichy-Regierung Juden und politische Gefangene an die Gestapo aus. Im besetzten Frankreich standen Razzien und Massenverhaftungen von Juden auf der Tagesordnung. Es sei an den 15. Juli 1942 erinnert, wo 13'000 jüdische Männer, Frauen und Kinder verhaftet, in das Stadion Velodrom d'hiver verfrachtet und später fast alle in deutsche KZ's abtransportiert wurden.

Ohne die Unterstützung der Vichy-Regierung¹ und ohne nicht unbeträchtliche direkte Hilfe der Franzosen hätten die deutschen Besatzer die Bevölkerung niemals so gut kontrollieren können, da sie weder Land, Leute noch die Sprache ausreichend kannten.

Schlimmer als die politische Teilung Frankreichs wurde von allen die ideologische Spaltung wahrgenommen: in diejenigen, die für Hitler, und diejenigen, die gegen ihn waren – Kollaboration oder Résistance. Das Klima war das des Misstrauens und der Angst, keiner traute seinem Freund,

¹ Es seien zur Unterstützung der Kenntnisse und der Erinnerung einige Daten aus dem Zweiten Weltkrieg gegeben:

Münchener Abkommen (Sept. 1938) zwischen Deutschland, Frankreich, Italien, Grossbritannien, wodurch das Sudetenland an Deutschland abgetreten wird. Als Gegenleistung unterzeichnet Deutschland eine Nicht-Angriffserklärung mit England und Frankreich.

Bruch des *Münchener Abkommens* (März 1939) durch Einmarsch in die Rest-Tschechei und Abbruch der Verhandlungen zwischen Deutschland-Polen. England und Frankreich geben Garantieerklärung für Polen ab.

Beginn des Zweiten Weltkriegs (1.9.1939) mit dem Einmarsch Deutschlands in Polen. Kriegserklärung von Frankreich und England an Deutschland.

Mai 1940, deutscher Angriff auf Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich. Die deutschen Truppen besetzen den Norden Frankreichs und errichten eine Militärverwaltung in Paris. Waffenstillstand zwischen Frankreich, der Regierung Pétain, und Deutschland.

Im unbesetzten Frankreich entsteht unter Pétain die klerikal-faschistische Vichy-Regierung, die ab 1940 anti-jüdische Massnahmen einleitet. 1942 liefert sie führende französische Funktionäre an die Gestapo aus.

In Frankreich formiert sich in vielen nationalistisch, kommunistisch, anti-deutsch orientierten Kreisen der Widerstand. De Gaulle bildet in London ein *Provisorisches Komitee der freien Franzosen*, 1941 dann ein zentrales Auskunfts- und Aktionsbüro in London als Verbindung zwischen den Gaullisten und den Widerstandsbewegungen, deren Truppen im französischen Untergrund als *Forces Françaises de l'intérieur* (FFI) zusammengefasst sind.

August 1944, Selbstbefreiung von Paris, in der De Gaulle die provisorische Regierung bildet.



Massenverhaftung der Juden in Paris, die im Vélodrome d'Hiver zusammengefasst wurden.

Nachbarn oder Familienangehörigen, denn Verrat und Denunziation waren an der Tagesordnung¹.

Die Résistance, die sich ab 1940 formierte, bestand aus vielen Gruppierungen mit sehr unterschiedlichen politischen Richtungen, nationalistisch Gesinnten, Kommunisten, Gaullisten, die sich zum Teil befehdeten. Erst allmählich gelang die Einigung im Hinblick auf das gemeinsame Ziel: Frankreich den Franzosen. Dass viele Franzosen den Faschismus mehr unterstützt haben, als es erforderlich war, dass Denunziation für Geld und Lebensmittel an der Tagesordnung waren, dass Juden ermordet oder an die Deutschen ausgeliefert wurden, das wurde in aller Klarheit während unserer Gespräche nur von Frau Lehmann gesagt. Dass auch in Frankreich der Satz «Ich habe nichts davon gewusst» recht häufig anzutreffen ist, hat uns überrascht, aber bei Weitem nicht erleichtert. Es scheint über diese Jahre in Frankreich ein ähnliches Schweigen eingetreten zu sein wie in Deutschland. Auch das Thema *Résistance* wird von vielen Frauen eher verdrängt. Dabei

¹ Ein wichtiges Zeugnis über das Frankreich der Kollaboration und das Frankreich der Résistance ist der Film *Chagrin et pitié* von Marcel Ophüls.



Kollaborateurin 1944.

haben viele Französisinnen Widerstand geleistet, sie haben die *petite résistance* organisiert, durch das Stehlen von Lebensmitteln oder Lebensmittelkarten, durch Schmuggeln, durch Informationsdienste, durch Behbergen von Gesuchten oder Verfolgten. Nicht wenige Frauen lebten als Mitglieder

der Résistance im Untergrund, und viele von ihnen waren in Gefängnissen oder im KZ¹. Sie haben Pässe gefälscht, waren Trägerinnen von Geheiminformationen, haben verbotene Zeitschriften gedruckt und verteilt, Material transportiert, Essen und Wohnungen für sich und die im Untergrund lebenden Männer organisiert. Sie haben die wichtigen Verbindungs- und Basisarbeiten geleistet. Aber verantwortliche Tätigkeiten wurden auch den Frauen in der Résistance selten übertragen. Und später auch nicht Ruhm und Ehre. Offiziell gab es nur sechs Frauen bei 1059 *Compagnion de la Libération*, ein von De Gaulle eingerichteter Orden für hohe Verdienste während des Zweiten Weltkrieges.

Dieses ist wieder eines der unzähligen Beispiele dafür, dass Frauen geschichtslos werden. Dabei ist es nicht einfach so, dass die Frauen von der offiziellen Geschichtsschreibung vergessen werden, weil ihre Arbeit im Souterrain dieser Geschichtsschreibung angesiedelt ist, nein, die Frauen vergessen sich, ihre Arbeit und ihre Leistungen ständig selbst. Sie machen sich selbst unsichtbar. Deshalb spricht Frau Lehmann nur mit Mühe und nach wiederholtem Nachfragen von einigen ihrer Aktivitäten in der Résistance. Sie findet es nicht so wichtig, was sie gemacht hat. «Andere haben viel mehr gemacht. Diejenigen, die viel getan haben, sprechen nicht darüber.» Der Tenor der Aussage ist: man soll sich nicht so wichtig nehmen; ich habe nichts Grossartiges getan, ich war keine Heldin, und ich hatte Angst.

Angst ist die emotionale Grundstimmung aller dieser Frauen während des Krieges. Es ist die Angst vor den Bomben, die Angst vor dem Verrat, die Angst vor dem Hunger, die Angst vor dem Tod, die Angst vor der Trennung vom Mann, von den Kindern, die Angst vor der Vergewaltigung und die Angst vor den Deutschen, die wie grausame, grüngraue Übermenschen erlebt wurden, denen man hilflos ausgeliefert war. Diese permanente, intensive Angst durch Jahre hindurch ist die Angst davor, dass jeden Augenblick Schlimmes geschehen könnte. Und dieses ist schwieriger zu verarbeiten

¹ Zu der Rolle der Frau in der Resistance siehe folgende Literatur: Ania Francos, *Il était des femmes dans la résistance*, Paris 1978; Nicole Chatel, *Des femmes dans la résistance*, Paris 1972; Marianne Monestier, *Elles étaient cent milles femmes dans la résistance*, Paris 1972; *Les Françaises à Ravensbrück*, Paris 1965 und *Les femmes dans la résistance*, Paris 1975.

als eine eingetretene Katastrophe, in der es zu handeln gilt und in denen die Frauen viel Mut gezeigt haben.

Die die Kriegserfahrungen der Frauen begleitende Angst begründet sich in der tief verwurzelten Vorstellung, Opfer zu sein, einer Situation ausgeliefert, in der das Ich völlig verschwindet.

Zieht man ein Fazit aus dieser Darstellung der ökonomischen und politischen Rolle der Frauen während der beiden Weltkriege, so kann man sagen, dass sie einer schwierigen Situation ausgeliefert waren, die durch die Politik der Männer herbeigeführt worden war, wo sie nicht gefragt wurden, und wo sie sich dennoch alle auf geopfert und Doppeltes geleistet haben: für ihre Kinder, ihre Familie, ihr Land. Dieses gilt nicht nur für die französischen Frauen. Aber die Frauen dieser Generation haben den Krieg wie eine Fügung des Schicksals hingenommen.

Wir meinen, dass die Frauen heute, da sie grösseren gesellschaftlichen Einfluss gewonnen haben, das Wahlrecht, eine bessere Ausbildung, den Zugang zu Berufskarrieren, die Bestimmung über ihren eigenen Körper und anderes mehr, den Krieg nicht mehr ohne Widerstand zu akzeptieren brauchen. Haben die politischen Frauen der damaligen Zeit im Krieg Widerstand geleistet, so geht es für uns heute darum, unsere gesellschaftliche Unabhängigkeit und Eigenständigkeit auch dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass wir gegen den Krieg Widerstand leisten.

IV. Methodische Überlegungen zur Erarbeitung von Frauengeschichte

Mit jeder der oben vorgestellten Frauen haben wir, wie bereits erwähnt, insgesamt an elf Themenkomplexen gearbeitet: Jugend, Kriege, Arbeit, Liebe, Familie, Freunde, Politik, Natur, Körper, Zeit, Tod.

Mit dieser Abfolge der Themen haben wir eine Methode der Gleichzeitigkeit von lebenschronologischem und thematischem Vorgehen erarbeitet. Die von uns zu jedem Thema ausgearbeiteten Fragen werden an alle Frauen gestellt, womit für den Leser der Dokumentation eine Vergleichsbasis vorhanden ist. Mündlich erzählte Lebensgeschichten verstehen wir als einen Beitrag zur Erarbeitung angemessener Methoden für die in der Wissenschaft, in der offiziellen Geschichte und dem gesellschaftlich zugänglichen Wissen noch wenig bekannten Inhalte – Frauen. Nicht zufällig bemerkt Theweleit¹, dass in der Mehrzahl der Männerbiographien die Namen der Gattinnen nicht einmal für erwähnenswert gehalten werden. In der Entwicklung interpretativer Methoden, als feministischer Beitrag, nimmt die Sozialbiographie einen wichtigen Platz ein, da sie davon ausgeht, dass sich Wahrheit durch Intersubjektivität in einem dialektischen Prozess herstellt. Auch liefert sie eine lebendige Geschichtsschreibung, die durch offizielle Daten nicht einzuholen ist.

Bei den Gesprächen mit den alten Frauen, die 1978 stattfanden, haben wir uns von fünf methodischen Prinzipien leiten lassen, die sich im Laufe unserer Arbeit noch verfeinert haben. Diese sind:

Abarbeitung statt Ausfragen

Alle sozialwissenschaftlichen Interviewtechniken haben das Problem, dass sie Daten nur an der Oberfläche von Meinungen und Anschauungen erfassen. Zur Erfassung von Lebens-

¹ Theweleit, Klaus, *Männerphantasien*, Frankfurt/M. 1977, Kapitel 1.

geschichten ist diese Methode ungeeignet, da Widersprüche, Brüche, Grenzerfahrungen und Schnittpunkte im Laufe eines Lebens kaum erfasst werden können. Auch werden die Daten an einem oder höchstens zwei eng fixierten Zeitpunkten erfasst. Die Befragten haben also wenig Möglichkeiten, sich selbst einzubringen und zu lernen und damit im Prozess der Forschung dazu beizutragen, die Ergebnisse und Interpretationen zu präzisieren, zu korrigieren und in ihrer Aussage reichhaltiger zu gestalten. Auch in der Biographieforschung wird mit der Annahme der Invarianz der Subjekte während des Forschungsablaufes gearbeitet, streng nach dem Basislehrsatz, dass die Subjekte, die Forscher und die Befragten, eine Relation von Objekten zueinander haben. Methodologisch wird dabei Objektrelation mit Objektivität verwechselt. Genauer gesagt: Die Objektrelation wird als einzig mögliche Form anerkannt, zur Objektivität von Aussagen und Ergebnissen zu kommen. Forschung gilt dann als ungültig, unwissenschaftlich und subjektivistisch, wenn sie als objektive Basis die Entwicklung von Beziehungen enthält, wenn sie Veränderung anstrebt, im Sinne der Konstitution objektiver Subjektbeziehungen.

In der Arbeit mit den alten Frauen wollen wir von ihren Erfahrungen hören und aus ihnen lernen. Wir wollen begreifen, wie und warum sie in bestimmten Situationen ihres Lebens zu welchen Entscheidungen, Lösungen oder Handlungswegen gekommen sind. Wir wollen ihre Alltagssituation als Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Position analysieren und im Hinblick auf uns heute interpretieren.

Krieg, Alter, Altern, Sexualität und Geld sind wichtige Lebens Themen. Über sie zu sprechen und sich dadurch an ihnen abzarbeiten, ist nicht möglich durch Ausfragen von Meinungen und Anschauungen. Es ist nur möglich durch Vertrauen, das Zeit braucht, sich zu entfalten. Nach unseren Erfahrungen ist die Reflexion über das eigene Leben nicht nur Wiedergabe von Bekanntem; die Wiedererinnerung und die Konfrontation mit uns jungen Frauen ist gleichzeitig Verarbeitung und Abarbeitung. Abarbeitung ist Anstrengung, ist Veränderung. So ist unsere Forschungsmethode ein Dialog, der die Trennung der Generationen und die Verachtung der Alten zu überwinden sucht.

Weniger ist mehr oder das Problem der Repräsentativität
Bei der Erarbeitung und beim Vergleich von Lebensporträts alter Frauen handelt es sich um eine qualitative Vorgehensweise, in der die Reichhaltigkeit und Intensität der Aussagen positiv gegen die fehlende Quantität stehen. Repräsentativität ist auch bei unserer Vorgehensweise gegeben¹, allerdings nicht als Stichproben – Kluster – oder Kohortenverfahren. Repräsentativität und Vergleichbarkeit stellen sich in der Gesamtuntersuchung her, erstens dadurch, dass wir nicht einfach Leben erzählen lassen, sondern an alle Frauen die gleichen Fragen stellen; zweitens durch die Auswahl der Frauen, die wir nicht gekannt, durch verschiedene Zufälle getroffen und nach einer gewissen Repräsentativität in der Lebenssituation ausgewählt haben: verheiratete, geschiedene, unverheiratete Frauen; Frauen mit und ohne Kinder und Enkelkinder; politische und unpolitische Frauen; Arbeiterinnen, Bäuerinnen, Intellektuelle und Frauen aus der Grossbourgeoisie. Drittens gehören diese Frauen einer im Mannheimschen Sinne gemeinsamen Generation an, einer Generation, die zwei Weltkriege erlebt hat und die zwei Epochen angehört; der Epoche vor dem Zweiten Weltkrieg und der nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Eindringen der ökonomisch-technologischen Rationalität in alle Lebensbereiche.

Prozess als Resultat

Gilt in der Wissenschaft nur das Resultat der Forschung, nach dem methodologischen Prinzip der Trennung von Genesis und Geltung und der Irrelevanz der Genesis für die Gültigkeit der Aussagen, so vertreten wir die Auffassung, dass der Forschungsprozess objektives Moment des Resultats ist, sieht man die Forschungsergebnisse nicht ausschliesslich aus der Perspektive des gedruckten, publizierten Wortes. Die herrschende Vorstellung, dass allein Resultate gelten, ist Ausdruck einer Haltung, die nur danach fragt, was einer ist; die Frage nach dem Wie, dem Gewordensein ist tabu. In der biographi-

¹ Damit soll das quantitative Problem für die Qualität der Ergebnisse nicht unterschätzt werden. Bei sechs Frauen stellt jede Frau einen Typ oder Fall dar, was eine untere Grenze der Repräsentativität bezeichnet.

schen Methode ist die Herausarbeitung eines Lebensweges Gegenstand, der auch reflexiv auf den Forschungsablauf selbst anzuwenden ist, und zwar als Beschreibung und Analyse, wie sich die Intersubjektivität unter den Beteiligten hergestellt hat. Diese Form der Transparenz ist gleichzeitig ein Moment von Kontrolle der Ergebnisse, präzisiert den Zusammenhang von Genesis und Geltung und vermindert, dass jeder die gleichen Irr- und Umwege macht.

Betroffenheit und Wirklichkeit

Betroffenheit als Ausgangspunkt und Grundlage wissenschaftlicher Arbeit anzusehen, dieses wurde in den letzten Jahren in der Frauenforschung viel diskutiert. Das Sicheinlassen auf die Probleme und Situationen von Frauen bedeutet zunächst einmal, sich selbst ernst zu nehmen. Es bedeutet, andere Frauen und sich selbst nicht als passive Opfer der Gesellschaft, des Patriarchats, der Umstände anzusehen. Betroffenheit ist hingegen keine Legitimationswaffe, sei es, um eine fiktive Solidarität durch das Faktum des Frauseins heraufbeschwören zu wollen, sei es, um Betroffenheit engstirnig nur auf die eigenen Erfahrungen reduzieren zu wollen, als ob man über Krieg nicht urteilen könne, wenn man ihn nicht selbst erlebt hat. Betroffenheit ist nur dann fruchtbar, wenn sie impliziert, dass unser Wissen, unsere Haltungen und unser Widerstand in eine gesellschaftstheoretische Position einbezogen ist.

Sonst bietet die Betroffenheit weder eine hinreichende Grundlage für die Analyse noch für das Handeln. Denn das Selbstverständnis der Betroffenen hat eine Unmittelbarkeit, die selber schon Produkt gesellschaftlicher Wirklichkeit ist. In der Analyse muss dieses politisch-gesellschaftlich Vermittelte in seiner Veränderbarkeit einbezogen sein, da nur durch diese Reflexion das Verstellte und Für-wahr-Gehaltene sichtbar und damit veränderbar wird. Sonst bleibt die Betroffenheit in ihrem eigenen Saft der Unmittelbarkeit sitzen und schreibt die schlechten Verhältnisse fest.

Das bedeutet für die Biographieforschung: Die erzählte Lebensgeschichte ist reale Lebensgeschichte, was nicht identisch ist mit der wirklich abgelaufenen Lebensgeschichte.

Denn sie enthält Rekonstruiertes, Verarbeitetes, Unverarbeitetes, Ungesagtes und Unsagbares. Kontrollfragen nach dem Lügendetektorsystem, beliebt in der empirischen Sozialforschung, helfen hier nicht weiter. Wichtiger ist z.B. die Herausarbeitung der Bedeutung des Schweigens¹, denn Schweigen kann Ausdruck gesellschaftlicher Tabuisierungen sein. So nehmen wir an, dass es keine adäquaten Verarbeitungsmodi für Tod und Krieg in industrialisierten Gesellschaften gibt, denn die Funktion der Religion und der Initiationsriten hat keine Äquivalenz – ausser der Leere, dem Schweigen gefunden.

Die Realität der erzählten Lebensgeschichte ernst zu nehmen bedeutet hingegen nicht, sie für bare Münze zu nehmen. Das erzählte Leben ist nie identisch mit der erzählten Lebensgeschichte (jeder kann es bei sich selbst nachprüfen). Auch hier stellt sich die Frage der Wahrheit nicht als eindimensionale, sondern als Spannung zwischen Handlung und Bewusstsein. Die Möglichkeit der Diskontinuität zwischen Bewusstsein und Handeln anzuerkennen, gegen strukturfunktionalistische Ansätze, ist eine wichtige Grundlage interpretativer Methoden. Deshalb reicht die Dokumentation von erzählter Lebensgeschichte nicht aus. Nur, wenn sie in eine theoretische und sozialhistorische Analyse eingebettet ist, wenn der Unterschied zwischen Bewusstsein und Handeln an den konkreten Lebensverläufen herausgearbeitet und in seinen historischen Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten kenntlich gemacht wird, ist der Ansatz der Biographie nützlich für soziologische Analyse und Theoriebildung.

Subjektivität ist objektiv

Auch in unserer Arbeit stellt sich das Problem der Objektivität, nicht jedoch als Frage des Objektivismus. Wir gehen davon aus, dass Verkehrsformen und Beziehungen gesellschaftliche Objektivationen sind, worin unsere Gespräche mit den alten Frauen eingeschlossen sind. Wir gehen weiterhin davon aus, dass Subjektivität ein objektiver Faktor ist, der sich in gesellschaftlichen Einrichtungen, vor allem aber im

¹ Vergl. in diesem Zusammenhang: Dauenhauer, B., *Silence. The Phenomen and its Ontological Significance*, Bloomington 1980.

Bewusstsein der empirischen Individuen niederschlägt¹. Objektivismus und Subjektivismus sind zu überwindende Gegensätze, gerade in der Empirie mit ihrem Hang zum Objektivismus. Damit ist allerdings das Problem des subjektiven Urteils gerade in interpretativen Methoden wie der Sozialbiographie nicht beiseitegeschoben. Aber, es ist nicht *per se* die eigene Subjektivität, die die Objektivität verhindert, sondern es ist das Problem der partiellen positiven oder negativen Identifikation mit einzelnen alten Frauen. Psychoanalytisch spricht man von einer Übertragungssituation, so in der Projektion auf die eigene Tochter-Mutter-Beziehung. Identifikation und Projektion führen zu suggestiven Fragen, zum Abschneiden von Themen, zu Partialität in der Wahrnehmung und Analyse. Dieser uns bewussten Gefahr versuchten wir durch mehrere praktische Schritte zu entgehen.

Wir führen die Arbeit grundsätzlich zu zweit durch. Während der Durchführung der Gespräche stellt eine von uns die Fragen, mit einer Haltung der *von aussen Kommenden*, während die andere eher eine Funktion des *von innen* wahrnimmt, indem sie sich mehr einbringt, aber auch mehr Aufmerksamkeit auf die gesamte Situation richtet. Diese beiden Funktionen werden im Wechsel wahrgenommen, um Fixierungen zu vermeiden. Die Reflexion nach jedem Gespräch und die gemeinsame Vorbereitung eines Gesprächs erlauben Korrektur und Präzision im Erwerb der Fähigkeiten der Gesprächsführung. Diese Lernprozesse sind wesentliche, objektive Momente der Forschung. Eine noch zu präzisierende Frage für uns ist: Wie kann in der Nähe Abstand gehalten werden? Wie können sich Objektivität und Betroffenheit gemeinsam herstellen?

¹ Vergl. ausführlicher: Rudolf zur Lippe, Objektiver Faktor Subjektivität. In: *Kursbuch* 35, Berlin 1974, S. 1-37.

V. Zu welchen Ergebnissen wir gekommen sind

Unsere Gespräche beginnen mit der Erinnerung an die Kindheit, an die Herkunft, die sehr unterschiedliche familiäre Erziehung. Die Erziehung war warm und emotional bei den Frauen, die aus Arbeiterfamilien kommen, und distanziert bei den Frauen aus dem Bürgertum. Allen Frauen ist gemeinsam, dass sie schon im zweiten Satz von ihrer Mutter sprechen. Die Beziehung zur Mutter, sei es als symbiotische wie bei Madeleine, Aline oder Françoise H., sei es als kühle und eher abweisende wie bei Suzanne Lehmann, Jeanne Humbert und Olga, ist die prägende Beziehung, auch was die Entwicklung des Selbstbildes betrifft. So war Olga immer in Opposition zu ihrer zarten, sehr weiblichen Mutter und hat auch für sich selbst diese Frauenrolle immer abgelehnt. Und für Aline ist die Liebe zur Mutter stärker als die für einen Mann. «Selbst wenn ich verheiratet wäre, wäre meine Mutter alles für mich.»

Wirft nicht diese bei allen Frauen vorhandene Präsenz der längst verstorbenen Mütter die Frage auf, ob es nicht vielleicht unmöglich ist, gänzlich unabhängig von der eigenen Mutter zu werden und die Nabelschnur abzuschneiden? Es scheint, dass uns die Mutter, als positive oder negative Imago, durch unser Leben hindurch begleitet, denn in Auseinandersetzung und Identifikation mit der Mutter bilden wir unsere eigene Identität aus¹.

Sind die Erinnerungen an die Mutter, die Kindheit und die beiden Weltkriege sehr genau, so sind hingegen die an gestrige Ereignisse viel blasser. Dieses entspricht der landläufigen Meinung, dass das Gedächtnis mit dem Alter schwächer wird. Durch die nachlassende Proteinsynthese können Wahrneh-

¹ Vergl. in diesem Zusammenhang: Nancy Friday, *Wie meine Mutter*, Frankfurt/M. 1979. Signe Hammer, *Mütter und Töchter. Über die Schwierigkeiten einer Beziehung*, Frankfurt/M. 1977; Chasseguet-Smirgel, *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*, Frankfurt/M. 1974.

mungen, unabhängig von der körperlichen Verfassung und Intelligenz, schwerer ins Langzeitgedächtnis aufgenommen werden. Sie gelangen nur bis zum Ultrakurzzeit- oder Kurzzeitgedächtnis. So erinnern sich alte Menschen häufig nicht mehr an die gestrigen Ereignisse, dafür aber ganz genau an das, was vor fünfzig oder sechzig Jahren geschah¹. Dieses wurde bis auf eine Ausnahme zwar von den alten Frauen bestätigt, allerdings eher sozial als biologisch begründet. «Was gestern geschah, ist nicht so wichtig, und deshalb merkt man es sich nicht», das war die Grundtendenz der Aussagen. Eine andere Form der Bestätigung findet unsere Vermutung des sozialen Charakters des Gedächtnisschwundes durch eine Frau, deren Gedächtnis sich mit dem Wiedereintritt in die Berufswelt mit fünfundsiebzig Jahren verbessert hat. «Das Gedächtnis, es muss arbeiten, und man muss es bearbeiten», sagt sie.

Das Thema Arbeit und Beruf hat uns einige Schwierigkeiten bereitet, da die uns zur Verfügung stehende Begrifflichkeit nach dem männlichen Karriere- und Berufsmuster konzipiert ist und bei der Arbeits- und Berufswirklichkeit der sechs Frauen nicht greift. Dass Frauen mehr und mehr ausser Haus gingen, um Geld zu verdienen, dass sie Berufe ergriffen, das ist vor allem auf die ersten beiden Weltkriege zurückzuführen. Oft wurde aus der Not eine Tugend gemacht; neue Berufsbilder wie Modistin, Hutmacherin und besonders Stenotypistin und Sekretärin wurden erschlossen. Die Erziehung und Ausbildung der Mädchen aber war noch gänzlich ausgerichtet auf das klassische bürgerliche Frauenmodell². Noch heute wird in Frankreich auf die Ausbildung und den Beruf der Frauen sehr viel weniger Wert gelegt als in Deutschland, wo das Bildungsbürgertum auch den Frauen mehr Möglichkeiten öffnete. Und gleichzeitig arbeiten in Frankreich mehr Frauen neben- oder hauptberuflich als in der Bundesrepublik. Unabhängig von der sozialen Herkunft der Frauen wurde damals eine Berufskarriere oder eine Ausbildung für eine Frau für unwichtig gehalten, ja sie war sogar verpönt. Im Arbeiter-

¹ Vergl. Frederic Vester, *Denken, Lernen, Vergessen*, Stuttgart 1975, S. 65 ff.

² Vergl. Karin Hausen, Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit*. Hrsg. W. Conze, Stuttgart 1976, S. 363-393; Barbara Duden, Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. und 19. Jahrhundert. In: *Kursbuch 47*, 1977, S. 128-143.

milieu galt es als Armutszeichen, wenn die Frau arbeitete. Der Wunsch des Arbeiters war, dass seine Frau zu Hause blieb und er sie zärtlich «*ma bourgeoise*» nennen konnte. Keine unserer Frauen hat eine wirkliche Ausbildung oder einen erlernten und ausgeübten Beruf, und dennoch arbeiteten alle, sei es, um den Lebensunterhalt zu verdienen, sei es, um sich in der Sozialarbeit nützlich zu machen oder sei es, dass die Arbeit eine untrennbare Einheit mit dem Leben war, wie bei der Bäuerin und der Intellektuellen. Keine der alten Frauen konnte ihren Berufswunsch, Rechtsanwältin, Ärztin, Krankenschwester oder Friseurin zu werden, verwirklichen.

Viele der Tätigkeiten wurden von den alten Frauen gar nicht als Arbeit verstanden, so die Hausarbeit, die Kindererziehung, der kleine Nebenverdienst oder die ehrenamtliche Sozialarbeit. Viele der Tätigkeiten der Frauen fallen also aus der sozialen und ökonomischen Bestimmung gesellschaftlicher und produktiver Arbeit heraus und werden gerade in einer Gesellschaft der Ökonomie und des Geldes als *Dienst am Menschen*, als *Mutter- und Gattenliebe*, also zu natürlichen Qualitäten der Frau erklärt. Diese Ideologie ist ökonomisch gesehen ausgesprochen produktiv, denn sie kostet nichts¹.

Und für die Mehrzahl der alten Frauen ist sie Bestandteil des Selbstbildes. Das Zentrum ihres Lebens ist die Familie, sei es die Herkunftsfamilie, sei es die selbst gegründete. Allgemeiner gesagt: die alten Frauen, mit denen wir gearbeitet haben, situieren sich im Bereich des Physischen und Emotionalen. Die Themenkomplexe Liebe, Familie und Freunde sind diesem Bereich gewidmet. Die mangelnde Ausbildung und die grössere Selbstverständlichkeit der Institution Ehe gegenüber heute implizieren, dass entweder eine Einheit zwischen Arbeit und Leben, Familie und Beruf bestand, wie bei der Bäuerin oder der Intellektuellen, oder sich diese Alternative für diese Generation von Frauen noch gar nicht in der Schärfe stellte wie für die Frauen heute.

Obwohl Ehe und Familie als natürliche Gegebenheiten angesehen werden, und obwohl *man heiratet, um Kinder zu*

¹ Vergl. dazu die Debatte um *Lohn für die Hausarbeit*, besonders in: *Das Argument* Heft 120/21, *Der andere Blick* – feministische Wissenschaft, 1978 und Ivan Illich, *Le travail Phantome*, Paris, Editions du Seuil, 1981.

bekommen, sind wir bei der Frage der Kinder auf ein nur untergründig angesprochenes Problem gestossen. Die Frauen waren in ihrem Kinderwunsch gar nicht so dezidiert, wie man gemeinhin annimmt. «Es hätte mir nichts gefehlt, wenn ich keine Kinder gehabt hätte.» Oder: «Kinder lieben die Eltern nur des Geldes wegen.» Oder: «Hätte ich nicht geheiratet und keine Kinder gehabt, dann hätte ich meinen Beruf erlernen können.» Solche und ähnliche Aussagen hörten wir öfter.

Erst in dem Augenblick, als die Kinder da waren (eine Frau hat sechs Kinder, eine weitere zwei und drei Frauen haben ein Kind) haben sie sich mit der Mutterrolle identifiziert und dabei manchmal sogar übertrieben.

Wir meinen, hier auf ein wichtiges Problem gestossen zu sein, das auch immer wieder und immer stärker in Gesprächen mit anderen Frauen auf taucht. Wir meinen: Der Kinderwunsch und die Mutterliebe sind keine natürlichen, instinktiven Wünsche der Frau. Es ist eine Ideologie, die der Frau in jedem Falle Schuldgefühle gibt. Die Frau, die keine Kinder hat noch wünscht, glaubt, dass sie nicht normal sei; die Frau, die ihre Kinder gewünscht hat, sie aber im täglichen Umgang doch manchmal zurückweist, weil sie ihr alle Energie nehmen, fühlt sich ebenfalls schuldig. Und die Frau, die ihre Kinder dem Mann lässt, um ihr Leben zu leben, muss sich mit dem Vorwurf der Grausamkeit und Abartigkeit auseinandersetzen. *Mutterliebe ist Mutterliebe!?* Wir entdecken, dass sie so monolithisch und natürlich gar nicht ist¹.

Die alten Frauen sind in einer Generation aufgewachsen, in der die andere Frau eher als Konkurrentin denn als Freundin wahrgenommen wurde. Eine Ausnahme bilden die beiden Arbeiterinnen, die aufgrund ihrer spezifischen Lebenslage Frauensolidarität kennen. Freundschaften mit Männern, gleichaltrigen oder jüngeren, sind recht selten, es sei denn, die Frau macht sich zu einem a-sexuellen Wesen, zur Beraterin, zur Krankenschwester. Gesellschaftliche Tabus über Alter und Sexualität haben ihre Wirkung bei den alten Frauen nicht verfehlt. «Was werden die Nachbarn von mir denken, wenn mich ein Mann, womöglich noch ein jüngerer, nach Hause begleitet.» «Selbst mich als alte Frau macht man noch an, wenn ich allein auf der Bank sitze. Deshalb setze ich mich erst gar nicht

¹ Vgl. Elisabeth Badinter, *Die Mutterliebe*, München 1981. Vergl. Shere Hite, *Hite-Report. Das sexuelle Erleben der Frau*, München 1976.

auf eine Bank.» Dennoch ist die Vermutung, dass mit dem Alter Sexualität und Emotionalität abklingen oder aufhören, schlicht falsch. Von den sechs Frauen haben drei intensive Beziehungen zu Männern: eine der Frauen hat nach einem Jahr des Zusammenlebens mit einem Mann zum zweiten Mal geheiratet, eine andere lebt seit zehn Jahren unverheiratet mit einem gleichaltrigen Mann, und eine dritte hat sich in einen viel jüngeren Mann verliebt.

Es ist bekannt, dass Frauen sich im Allgemeinen wenig für Politik interessieren, was sich in unseren Gesprächen bestätigt hat. Mit Ausnahme der Anhängerin der neo-malthusianischen Bewegung ist keine der Frauen politisch aktiv, Mitglied einer Gewerkschaft oder Partei. Eine klare politische Konzeption fehlt durchgängig. Dennoch sehen sie erstaunlich häufig politische Sendungen. Besonders beliebt sind Debatten von Politikern. Aber für sie ist es eher *show-business*, da sie sich von der Politik ausgeschlossen fühlen und folglich auch nicht daran denken, dass man politischen Einfluss nehmen könnte.

Die Jugendbewegung, der Mai 1968 und die Frauenbewegung sind der Mehrzahl der alten Frauen unbekannt. Es ist nicht ihre Welt. Implizit wird den jungen Frauen der Vorwurf einer oberflächlichen, falschen Befreiung gemacht. «Die Befreiung ist keine wirkliche Emanzipation, die Frauen unterwerfen sich nur einer anderen Kuratel, der des Chefs statt der des Mannes.» «Durch die Pille sorgen die Frauen allein für die Verhütung. Sie haben damit den Mann aus der Verantwortung und damit auch der Achtung der Frauen gegenüber entlassen. Früher war die Verhütung Angelegenheit von beiden Partnern.»

«Die Frauen streben uni-sex an. Sie ziehen sich schlampig an und wollen wie Männer sein. Damit zerstören sie das *Weibliche*.» In diesen sehr kritischen Aussagen der alten Frauen ist Berechtigtes enthalten. Nur können wir ihren Vorstellungen von Frausein und Weiblichkeit nicht nachgehen, wir müssen sie neu bestimmen. Und sie verweigerten uns ihr Verständnis. An dieser Stelle war ein Dialog unmöglich.

Wir glaubten, dass uns die alten Frauen durch ihre grössere Naturverbundenheit und Nähe zur Natur hier viel Wissen vermitteln könnten und dass sie der technischen Entwicklung

gegenüber eher skeptisch sind. Das Gegenteil ist der Fall; viel an Wissen und Kenntnissen über Naturprozesse scheint nicht vorhanden zu sein. Vor allem erstaunt hat uns die durchgängig positive Einstellung dem technischen Fortschritt gegenüber. Die Schönheit der Landschaft, der Duft von Wald und Wiese, erwecken zwar sentimentale Erinnerungen, aber die Erinnerungen an kalte Winter ohne Heizung, ohne elektrisches Licht, ohne Fernsehen, Telefon und fließendes Wasser sind weitaus stärker. Waschmaschinen werden als Nummer eins des Fortschritts in den Haushalten angesehen, gefolgt von Kühlschränken. Und die Zerstörung der Natur durch den technischen Fortschritt? «Das ist ein notwendiges Übel», sagen sie. Wie gross die Zerstörung auch sein mag, die Frauen wollen nicht zurückgehen.

Vor allem auf dem Lande ist das Leben leichter geworden. Die Modernisierung der Landwirtschaft und die Technologisierung der privaten Haushalte hat sich aber erst in den fünfziger Jahren vollzogen, also mit einer zeitlichen Verschiebung zur Entwicklung in der Industrie, wo ein Rationalisierungsschub zwischen den beiden Weltkriegen stattgefunden hat.

Diese Generation von Frauen hat die Transformation des Alltags in eine technische Welt erlebt, die ersten Autos und Flugzeuge. Vier der alten Frauen hatten noch vor fünfundzwanzig Jahren kein elektrisches Licht, und selbst die ältesten Töchter von Madeleine hatten bei ihrer Heirat weder Waschmaschine noch Kühlschrank.

Auch wenn die Frauen bedauern, dass das Obst und Gemüse nach nichts mehr schmecken, glauben sie nicht an die Möglichkeit einer ökologisch orientierten Landwirtschaft.

«Die Ökologen sind liebe Menschen. Aber man muss doch leben.»

Und früher konnte man, auch wenn man arm war, ganz von seinem Garten leben. Diese positive Einstellung dem technischen Fortschritt gegenüber ist Ausdruck der ungebrochenen Haltung einer *Pioniergeneration*, für die der von unserer Generation täglich erfahrene Zusammenhang von technologischem Fortschritt und Naturzerstörung nicht sichtbar ist.

Das Schönheitsideal der Frau hat sich verändert. Eine Frau, wie sie die Männer liebten, musste rund und gesund aussehen; sie musste *vorne und hinten etwas haben*. Aber die Taille wurde ins Korsett gezerrt und die Füße in zu kleine Schuhe,

denn gebrechlich und schutzbedürftig sollte die Frau auch sein. Und sie sollte adrett und unauffällig sein, denn Schönheitsmittel gebrauchte man nicht, nur manchmal ein wenig Lippenstift und etwas Rouge. Dass wir Frauen heute nicht mehr so aussehen, das werfen uns die alten Frauen auch recht aggressiv vor: «Wir waren nicht so wie die Weiber von heute, mit Besenschnitt und Flohmarktklamotten. Das ist ja Anti-Snobismus! Kein Wunder, dass es so viele Schwule gibt!» Nacktheit war verpönt; auch sich selbst sah man nicht nackt im Spiegel an. Sexualität, Menstruation, Verhütung oder gar Abtreibung waren tabuisierte Themen. Dennoch kannte man Verhütungsmittel und nahm Abtreibungen vor, die damals ziemlich gefährlich waren. Madame Humbert musste sogar wegen ihrer Propaganda der Geburtenkontrolle Gefängnisstrafen absitzen. Hat sich da heute wirklich viel verändert?

Die alten Frauen betrachten das menschliche Leben mehr als Zyklus der Natur, als wir es heute tun. «Erst hat man seine Pubertät, dann das Klimakterium seiner Eltern, dann seine eigene Menopause, und wenn man alt wird, dann hat man auch noch die Menopause seiner Kinder.» Alle unserer alten Frauen glauben, dass man sich mit Mitteln und gesundem Leben auf die Menopause vorbereiten kann. Für die Frauen, die voll im Berufsleben standen, verlief die Menopause problemloser als für die anderen Frauen.

Im Hite-Report werden diese Unterschiede auf unterschiedliche Selbstdefinitionen der Frauen zurückgeführt: die Frauen, die sich nicht mehr als *ganze Frauen* fühlen, erleben das Klimakterium krisenhafter als diejenigen, die durch den Verlust der Angst oft erst eine sexuelle Freiheit gewinnen. Eine weitverbreitete falsche Idee über alte Leute ist, dass sie nur ein Süppchen und einen Apfel zu essen brauchen. Alle unserer Frauen sagten uns, wie gern sie viel und gut essen, und bis auf eine Ausnahme lebte keine Diät. Dazu erzählte uns eine Frau folgende Begebenheit: Eine Grossmutter sagt zu ihrem Enkel: «Ich esse wie ein Vogel», worauf der Enkel antwortet: «Ja Oma, wie ein Raubvogel.»

Wenn alte Frauen an ihr Leben zurückdenken, dann sagen sie: «Ich frage mich immer wieder, wie ich das alles schaffen konnte.» Der Tag begann beim Morgengrauen und endete spät abends. Endlose Arbeitsstunden, Essenszeiten und Ruhepausen verliefen ineinander; sie waren einfach das Leben.

Die Trennung zwischen Freizeit und Arbeit war noch nicht so ausgeprägt.

Wir meinen, dass Frauen und Männer nicht denselben Körper- und Lebensrhythmus haben, so haben die Frauen bekanntermaßen eine durchschnittlich höhere Lebenserwartung als die Männer. Auch hat jeder Mensch einen individuellen Rhythmus. Ein Ergebnis bei diesem Thema von *Zeit und Rhythmus* ist, dass es immer die Ehefrau, die Mutter ist, die sich anpassen muss an die Arbeitsstunden des Mannes und der Kinder. Sie ist es, die ihre eigene Arbeitszeit im Haushalt und ausserhalb als letzte einteilt. Frauenleben ist von Warten auf Mann und Kinder bestimmt. Das wurde den alten Frauen durch unser Gespräch erst bewusst, für sie ist es eine natürliche Eigenschaft der Frau.

Die Vorstellung von Zeit verändert sich mit dem Alter. Sie zieht sich zusammen und man hat nicht genug, obwohl sich die meisten der alten Frauen manchmal langweilen. «Die Zeit ist wie das Bankkonto. Je mehr man abhebt, desto weniger bleibt übrig.» Im Alter muss man die Zeit mehr einteilen, und man fühlt sich nicht immer wohl. Alle Frauen, mit denen wir gearbeitet haben, sagten, dass es wichtig sei, sich mehr Zeit zu nehmen und zu gönnen für die Dinge, die einem Freude bereiten, ohne Schuldgefühle zu haben. So entdeckten Frauen im Alter das Lesen, wozu sie mit Kindern und Haushalt nie kamen. Für einige ist es leider unmöglich geworden, sich auf ein Buch zu konzentrieren, sie haben es verlernt, nie gelernt oder haben zu schlechte Augen bekommen.

Was machen die Frauen heute in und mit ihrer Zeit? Sie machen den Haushalt, sehen viel fern, essen, gehen spazieren, treffen Freunde zum Apéritif oder zum Kaffee. Besuche von Theater, Kino oder Ausstellungen sind sehr selten. Ist es erfüllte Zeit oder Füllen der Zeit?

Die alten Frauen gehen seltener aus, denn man kann auf der Strasse nicht mehr wie früher auf Bäume, Häuser und Menschen achten. «Ein Motorrad kommt angebraust, ein Auto fährt zu schnell aus der Garage. Die ganze Zeit muss man auf die Gefahren um sich herum aufpassen.» Dieses unterschiedliche Tempo bewirkt Segregation.

Eine tiefere Segregation hat der unterschiedliche Lebensrhythmus alter und junger Menschen zur Folge. Das rücksichtslose Tempo der Jungen verstört die Alten, macht sie

aggressiv. Schon deswegen wollen die meisten der alten Frauen nicht bei ihren Kindern leben, lieber allein oder sogar in einem Heim. Hier stellen sich wichtige Fragen der gesellschaftlichen Organisation von Zeit und Lebensabläufen. Die aktive Lebensphase ist heute immer kürzer und hektischer, weil sich die Ausbildungszeit verlängert hat und sich die inaktive Phase mit der Festsetzung der Pensionierungsgrenze ausdehnt. Entzieht man den alten Menschen aber ihre Lebenstätigkeit, dann entzieht man ihnen den Lebenssinn und schiebt sie ab in ein Altenghetto. Warum versucht man, das Leben der Alten zu verlängern, wenn man sie gleichzeitig verachtet und wie Entmündigte behandelt?

«Ein regelmässiges, gesundes Leben, eine moralische Willenskraft und eine durch strenge Erziehung erworbene Disziplin» geben Lebenswillen und sind das beste Rezept für ein schönes Altern. Obwohl die alten Frauen noch voll im Leben sind, warten sie unbewusst die ganze Zeit auf den Tod, auf den Augenblick, wo die Uhr stehenbleibt. Vertrauen auf Gott, der Glaube an ein Leben nach dem Tode. Gespräche, Meditationen und Gebete sind hilfreiche Vorbereitungen. Die Anfertigung des Testaments und das Bestellen des Grabes und des Grabsteins sind praktische Vorkehrungen, die fast alle unserer Frauen getroffen haben¹.

Eine Frau glaubt, dass man den Tod durch Anspannung aller Willenskraft von sich halten kann. Eine andere Frau sagt: «Ich bin neugierig auf das Leben nach dem Tod.

Diese Neugierde hilft mir zu sterben.» Bettlägrig und senil will keine der alten Frauen am Leben gehalten werden. Sie wollen lieber in Achtung und Ruhe zu Hause sterben, als im Krankenhaus inmitten Fremder zugrunde gehen. Der Tod derer, die man liebt, ist vielleicht sogar schlimmer als der eigene Tod, denn man muss das Leben völlig neu organisieren. Vor allem aber empfindet man den Tod der Nahestehenden als unwiederbringliche Ungerechtigkeit.

Keine der Frauen möchte ihr Leben, wenn sie es noch einmal leben könnte, radikal anders leben. Allerdings würden sie es bewusster und organisierter anfassen und würden vor allem Geld- und Ausbildungsfragen anders angehen.

Mehrmals haben sie uns gesagt, dass wir jetzt das Leben

¹ Siehe auch Elisabeth Kübler-Ross, *On death and dying*, New York 1969.

geniessen sollten, denn die Phase zwischen dreissig und vierzig Jahren sei die schönste Lebenszeit.

Erstaunt hat uns, dass die alten Frauen zwar ihre Sternzeichen und die der Nahestehenden kannten und auch ihre Charakteristika, dass aber keine ein wirkliches Interesse an Astrologie oder Vorhersagen hatte. Zwar haben sie Ahnungen und Vorgefühle und ein instinktives Wissen um das Wohlergehen ihrer Kinder, aber sie sind viel rationaler, als wir annahmen. Wichtige Lebensentscheidungen treffen die alten Frauen logisch, überlegt und unbeeinflusst von Gefühlsregungen. Sie glauben nicht recht an Zufall oder Schicksal.

Sehr wichtig ist, dass die Nähe des Todes freier macht. Das ist der Moment, in dem man das Alter akzeptiert, in dem man ohne Maske in den Spiegel sieht. Durch diese Befreiung von falschen Bindungen, Kleinlichkeiten und Engstirnigkeit, dadurch, dass man nicht mehr unbedingt am Leben hängen will, schöpft man neue Kraft und erlangt eine neue Freiheit im Leben – nicht vom Leben.

Paris, im November 1980

*Christine Woesler de Panafieu
Xiane Germain*